

Gunnar Heinsohn

PRIVATES GRUNDEIGENTUM,
PATRIARCHALISCHE MONOGAMIE
UND GELDWIRTSCHAFTLICHE PRODUKTION –
Eine sozialtheoretische Rekonstruktion zur Antike

Dissertation
zur Erlangung des Grades eines Doktors
der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften
der Universität Bremen

Bremen
Februar 1983

1982



Gunnar Heinsohn

PRIVATES GRUNDEIGENTUM,
PATRIARCHALISCHE MONOGAMIE
UND GELDWIRTSCHAFTLICHE PRODUKTION –
Eine sozialtheoretische Rekonstruktion zur Antike

[Private Ownership of Land, Patriarchal Monogamy and the Monetary
Production Economy – A Contribution to the Reconstruction of the Ancient World
from the Viewpoint of Social Theory – (Abstract see p. 278 f.)]

Dissertation
zur Erlangung des Grades eines Doktors
der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften
der Universität Bremen

Diese Arbeit hat dem Promotionsausschuß Dr. rer. pol.
der Universität Bremen als Dissertation vorgelegen.
An dem Promotionsverfahren haben die Nationalökonominnen
Prof. Dr. Jan A. Kregel (Universität Groningen)
und Prof. Dr. Hajo Riese (Freie Universität Berlin)
sowie der Sozialwissenschaftler Prof. Dr. Helmut Reichelt (Universität Bremen)
als Gutachter mitgewirkt. Das Kolloquium fand am 8. Dezember 1982 statt.

I N H A L T S V E R Z E I C H N I S :

Vorbemerkung

§§ 1 - 4 S. 1

Begründung für den Aufbau der Arbeit

§§ 5 - 8 S. 10

Dokumentation von Stellungnahmen aus verschiedenen sozialwissenschaftlichen Disziplinen zur Beantwortbarkeit der Fragen nach der Entstehung von Privateigentum und Geld

§§ 9 u. 10 S. 21

Ausgewählte Stellungnahmen einflußreicher Ökonomen, die der herrschenden Meinung über die Entstehung vom Geld als Mittel zur Erleichterung des Tausches anhängen

§ 11 S. 29

I. Männliches individuelles Grundeigentum (Privateigentum)

§§ 12 - 49 S. 34

II. Patriarchalische Familie und monogame Sexualverdrängung

§§ 50 - 65 S. 84

Exkurs zu den Grenzen psychoanalytischer
Mythendeutung

§§ 39 - 41 S. 67-72

III. Astronomie, Genealogie und 'reines' Denken

§§ 66 - 74 S. 101

IV. Privateigentum und Staat, individuelles Existenzrisiko und Liquiditätsvorrat, Kredit und Schuldknechtschaft, Zins und geldwirtschaftliche Produktion, Sklave- rei und Münze §§ 75 - 125	S. 113
V. Klassenteilung, Arbeitsteilung, Bevölke- rungsexplosion und Entvölkerung	S. 196
Anmerkung 1 <u>[/Zur Datierung der 'sumerischen' Geldwirtschaft/]</u>	S. 219
Anmerkung 2 <u>[/Zum Untergang der mykenischen Abgabenwirtschaft/]</u>	S. 237
Anmerkung 3 <u>[/Naturkatastrophen und politische Umwälzung/]</u>	S. 242
Literaturauswahl	S. 244
Abstract <u>[/deutsch/]</u>	S. 277
<u>Abstract [English]</u>	S. 278
Zur Geschichte der Dissertation	S. 280

Privates Grundeigentum, patriarchalische Monogamie
und geldwirtschaftliche Produktion

- Eine sozialtheoretische Rekonstruktion zur Antike -

Vorbemerkung:

§§ 1 - 4

§ 1 Die in dieser Arbeit angestellten Überlegungen zur Entstehung von Privateigentum und Geldwirtschaft in der Antike sind nur mit einer deutlich begrenzten Auswahl der grundsätzlich zitierbaren Literatur versehen worden. Es hätten leicht mehr, aber auch weniger Titel aufgeführt werden können. Ich habe mich schließlich dazu entschlossen, wenigstens so viele Hinweise zu geben, daß auch ein Leser, der nicht so intensiv in der Debatte um die Herausbildung von individuellem Bodeneigentum, Geld, Arbeitsteilung und Akkumulation steht, weitere Orientierungen selber auffinden wird, wenn er in die angegebene Literatur schaut.

Eine noch ausführlichere Vorstellung von Belegen aus dem mythologischen und archäologischen Material sowie die Darstellung und Kritik der bisher vorliegenden Theorien zu den hier aufgeworfenen Fragen würden diese sozialtheoretisch-ökonomische Rekonstruktion überfrachten und müssen stärker historisch orientierten Arbeiten

vorbehalten bleiben. In Untersuchungen solchen Zuschnitts würde auch die Frage nach der Datierung und der vergleichenden Chronologie des Altertums ausführlicher als in dieser Arbeit zur Sprache kommen müssen. Insbesondere die Plausibilität von Gründen für die unabhängige Mehrfachentstehung patriarchalischer Privateigentumsgesellschaften zu verschiedenen Zeitpunkten in verschiedenen Regionen der Antike ist dabei noch intensiver zu überprüfen (s. hier vor allem Anm. 1). Zu untersuchen wäre zusätzlich, wie weit das bloße Nachahmen eines - eben nicht dramatisch selbst gefundenen - Patriarchats auch zu modifizierten Formen führt. Es wäre also zu fragen, wie weit auch für die Antike eine der modernen geldwirtschaftlichen Produktion, die um 1380 in einigen Gebieten Englands beginnt und 500 Jahre später die Welt dominiert, vergleichbare Entwicklung aus kleinsten Anfängen zu größten Wirkungen anzunehmen ist. Denn: "Wie alle anderen Dinge müssen sich auch die Städte aus kleinen Anfängen entwickeln" (Livius, Römische Geschichte, Buch I, Kapitel 9).

Meine Arbeit drückt selbstverständlich ein Nichteinverständnis mit den gängigen Erklärungen von Geldwirtschaften der Antike aus. Sie baut aber auf demselben Material auf wie diese, beschränkt sich also auf Quellen und Darstellungen, wie sie jedem Bibliotheksbenutzer zur Verfügung stehen. Wie jede andere Rekonstruktion wird

deshalb auch diese daran zu messen sein, wieviel vom vorhandenen Material -Puzzleteilen vergleichbar- am Ende übrig geblieben ist und als unpassend herausgeworfen werden mußte.

§ 2 Meine Zweifel an der unabhängigen Mehrfachentstehung des Privateigentums in der Antike vertieften sich insbesondere durch die von John Dayton vorgelegte Arbeit Minerals, Metals, Glazing and Man (London 1978), in der er eine auf Glasur-, Isotopen- und Legierungsanalysen basierende vergleichende Chronologie der antiken Kulturen Eurasiens und Ägyptens erarbeitet hat. Dabei konnte er etwa das bereits von Flinders Petrie in die erste ägyptische Dynastie verlegte "Egyptian Blue" als eine dekorative Paste mykenischer Herkunft dechiffrieren und zugleich zeigen, daß auch die entsprechenden "Blaus", die man in den Königsgräbern von Ur oder in der Industalkultur ausgegraben hatte, ebenfalls mit dem mykenischen kyanos (Homer) materialidentisch sind. Damit gehören Epochen, die bisher - aus dem verständlichen Ehrgeiz, jeweils "älteste" Funde präsentieren zu können - zu vorschnell über die Jahrtausende verstreut wurden, in das zweite und das erste Jahrtausend vor unserer Zeit (vgl. dazu auch C. Marx, 1980 und 1981). Es versteht sich von selbst, daß eine wissenschaftliche Ordnung des antiken Chronologien-'Salats' das hier unternommene Vorhaben nur erleich-

tern kann, also von dem Problem befreit, für vier oder fünf verschiedene Zeitpunkte, die über 2500 Jahre auseinanderliegen, die eigenständige Genese von Geldwirtschaften plausibel machen zu müssen (vgl. auch Anm. 1).

Die Einengung der Zeitpunkte, ja - wie zu zeigen sein wird - auch der katastrophischen Umstände, unter denen patriarchalisches Privateigentum geschaffen wurde, auf vielleicht nur ein zentrales Ereignis mag zu einer Wiederbelebung des Diffusionismus (W.J. Perry, 1927; G.E. Smith, 1933) nötigen, d.h. zur Annahme der Entstehung einer neuen (und dann überlegenen) Sozialstruktur an nur einem oder doch nur sehr wenigen Orten, von denen sie dann ihren Siegeszug antritt, auf welchen sie ihre Ursprungslegende mitnimmt, die dann wiederum in vielen nationalen Varianten als scheinbar ganz eigenständige Entstehungsmythen gedeutet werden (vgl. dazu umfassend zuerst P. Jensen, 1906-1928, passim).

§ 3 Für den modernen Kapitalismus mit freier Lohnarbeit hat der Diffusionismus ja uneingeschränkt recht (s.a. Heinsohn/Steiger 1981). Er entsteht -in seiner agrarischen und später industriellen Ausprägung- in einigen Regionen Englands, von denen her seine schnelle Welteroberung einsetzt und überall dann auch Unternehmer-Heroen bzw. politische Gründergestalten hervorbringt. Wenn in den nachfolgenden Thesen also Material aus verschie-

denen Territorien der Antike anzusprechen sein wird, so ist damit doch keineswegs auch eine Vielzahl von unabhängigen Geldwirtschaftsentstehungen behauptet oder gar bewiesen: Es sei dabei nur an den Phönizier Kadmos erinnert, der zwar nicht 'den', aber doch etlichen Griechen die neue Gesellschaftsstruktur gebracht haben soll oder auch an Aeneas, der dem katastrophisch zerstörten Troja entkommt und -gewissermaßen als Überläufer aus dem untergehenden Adel- beim Aufbau der neuen Gesellschaft mitgewirkt haben soll. Wenn also ganz unzweifelhaft bei verschiedenen Völkern die Zivilisation der Polis durchbricht, kann sie ihnen -erobernd oder unterminierend- gleichwohl doch zugeführt worden sein. Die Diffusionisten entschieden sich bekanntlicherweise für Ägypten als ihren ersten Ort. Man kann nicht behaupten, daß ihre Annahme überzeugend widerlegt worden wäre, solange man als erste Hochkultur die zentralistische Abgabewirtschaft betrachtet. Ich meine allerdings nicht, daß man sich für die Kommandowirtschaft des Niltals zu entscheiden habe, wenn es um die Aufteilung feudaler Domänen zu Privateigentum geht. Aber vielleicht sind doch sehr viel weniger Regionen anzunehmen, als zusammenkommen, wenn man die bisher ausgegrabenen sog. frühen Hochkulturen aufaddiert (vgl. neben Kapitel I wiederum auch die Anmerkungen 1 u. 2). Der seinerzeit Skandal machende Nachweis Jensens, daß die wichtigen Heroen-Mythen als Sagen über die Patriarchatsentstehung

und auch die Überwindung matrilinearere Strukturen (so etwa F. Jordan (1950) in K.Oberhuber, 1977, S.288) alle nach dem Muster des Gilgamesch-Epos konstruiert sind - ohne daß dieses vielleicht unbedingt im Zweistromland seinen Ursprung zu finden hat -, wird dafür von neuem ins Auge gefaßt werden müssen (P. Jensen, 1906 u. 1928; zur jüngsten Kritik des Antidiffusionismus s.a. W. Burkert, 1979, S. 101 u. E. MacKie, 1977, S. 133 ff.).

§ 4 Eine fruchtbare Vorleistung für jene umstrittene Arbeit Jensens - wie auch für so viele andere geschichtstheoretische Einsichten - hatte in seiner scienza nuova bereits im Jahre 1730 (1744²) der katastrophistische Denker Giambattista Vico erbracht: "Diese Wissenschaft betrachtet in ihren Prinzipien zuerst Herkules, (denn es zeigt sich, daß jedes heidnische Volk von einem solchen erzählt, der sein Gründer gewesen sei) [..]: Erschüttert und aufgejagt von einer Gottheit des Himmels oder Jupiters [zogen sich] [..] aus dem verworfenen Zustand der gesetzlosen Welt zuerst einige wenige besonders Starke zurück..., die die Familien gründeten, mit deren Hilfe sie die Felder anbaufähig machten" (G. Vico, 1966, S. 8/12/39, siehe zu Vico insgesamt R. Peters, 1929). Als ein -weniger bekanntes- Beispiel für diesen Mythos über die Schaffung des patriarchalischen Privateigentums unter dem Eindruck kosmischer Katastrophen seien die Etrusker und ihr Heros Tarchon erwähnt, der in der

Furcht Tinias (etruskischer Name für den Planeten Jupiter) die Äcker seiner Gründung Tarquinia mit Weinstöcken voneinander abgrenzte (vgl. M. Christofani, 1979, S. 46). Vergil war es, der dieser kosmischen 'Beteiligung' an der Schaffung des Privateigentums und der ihm eigenen konkurrenzorientierten Arbeitsteilung in der römischen Welt die bekannteste Formulierung gegeben hat:

"Einst, vor Jupiters Zeit, unterwarf kein Bauer die Fluren, ja, es galt als Verbrechen, durch Grenzen zu zeichnen die Feldmark und zu verteilen. Gemeinsam war alles. Trug doch die Erde freigiebig alles von selbst, es brauchte sie niemand zu drängen.-

[...]

Damals begann man, im hohlen Baum den Fluß zu befahren, damals benannte der Schiffer mit Zahlen und Namen die Sterne.

[...]

Nun erst klirrte die Härte des Eisens, schnarrten die Sägen,

- Menschen der Urzeit spalteten noch mit Keilen die Stämme. -

Mancherlei Künste entstanden; in allem bewährte sich siegreich

arge Mühsal und, drängend in hartem Dasein, das Darben" (Vergil, Georgica=Landbau, Buch I, 125-128, 136/137 und 143-146 - meine Hervorhebungen).

In den Überlieferungen der Alten wird aber nicht nur die Entstehung des Privateigentums mit dem Eingriff unberechenbarer und deshalb vergöttlichter Himmelskörper in Verbindung gebracht. Auch die dieser individu-

ellen Bodenaufteilung zugehörige väterliche Vormacht und Erbfolge wird - so Varro gemäß Augustinus über die Athener - als politische Reaktion auf Flutkatastrophen gerechtfertigt, die durch die Überheblichkeit der Göttin Athene (i.e. der Planet Venus - s.a. §§ 19, 27 sowie 65-70 unten) und ihrer weiblichen Anhängerinnen provoziert worden seien. (Die Nachrichten über Naturkatastrophen vor gesellschaftlichen Umbrüchen vermeldet uns der Mythos also bereits in patriarchalischer Rationalisierung, die im Verlauf der ersten drei Kapitel dieser Arbeit Stück für Stück durchsichtig gemacht werden soll.):

"Denn dafür, daß man die Stadt Athen nannte, ein Name, der sicher von Minerva, auf griechisch Athene, herzu-
zuleiten ist, gibt Varro folgenden Grund an. Als da-
selbst plötzlich ein Olivenbaum zum Vorschein kam
und an anderer Stelle Wasser hervorbrach, ward der
König durch diese Wunderzeichen beunruhigt und ließ
beim Delphischen Apollo nachfragen, wie das zu deuten
und was dabei zu tun sei. Der gab zur Antwort, der
Ölbaum weise auf Minerva hin, das Wasser auf Neptun,
und es sei nun den Bürgern anheimgestellt, nach wel-
cher der beiden Gottheiten, deren Wahrzeichen jene Er-
scheinungen seien, sie die Stadt benennen wollten.
Nach Empfang dieses Orakelspruches rief Kekrops /der
auch als Begründer der Ehe und des Ackerbaus gilt
- G.H./ alle Bürger beiderlei Geschlechts zusammen -
es war nämlich damals und dortzulande üblich, daß
auch die Frauen an öffentlichen Beratungen teilnah-
men -, um abzustimmen. Bei Befragung der Menge gaben
sodann die Männer ihre Stimmen für Neptun, die Frau-
en für Minerva ab, und da sich herausstellte, daß eine
Frauenstimme mehr war, siegte Minerva. Darüber er-
zürnt, verwüstete Neptun mit wilden Meeresfluten das
Land der Athener; machte es doch den Dämonen wenig

Mühe, beliebig viel Wasser weithin auszuschütten. Seinen Groll zu besänftigen, so erzählt derselbe Gewährsmann weiter, hätten die Athener den Frauen eine dreifache Strafe auferlegt. Keine von ihnen durfte hinfort mehr mitstimmen, kein Kind den mütterlichen Namen tragen und niemand sie fernerhin Athenerinnen heißen /d.h. es gibt nur Bürger männlichen Geschlechts in Athen und Töchter dieser Bürger/ (Aurelius Augustinus, Vom Gottesstaat, Buch 18, Kapitel 9 - Thimme-Übersetzung).

Begründung für den Aufbau der Arbeit

§§ 5 - 8

§ 5 Die in den Paragraphen 9 und 10 aufgeführte -und selbstverständlich fast beliebig verlängerbare- Zitatenauswahl vor Beginn der eigentlichen Analyse im I. Kapitel soll die -durchaus eingestandene- Ratlosigkeit in den verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen bei der Erklärung dessen dokumentieren, was sehr lange auch abendländische Zivilisation genannt wurde und hier als geldwirtschaftliche Produktion patriarchalischer Privateigentümer in den Blick genommen wird.

In Kontrast zu den Zitaten in den Paragraphen 9 und 10 finden sich im Paragraphen 11 die Aussagen von sieben ausgewählten prominenten Wirtschaftstheoretikern, welche die -in dieser Arbeit kritisierte- herrschende Meinung über die Entstehung des Geldes aus dem Gütertausch in selbstverständlicher Gewißheit zur Voraussetzung ihrer ökonomischen Theorien machen.

Die Aussagen in den §§ 9 und 10 verdeutlichen übrigens nicht nur Unsicherheit und Offenheit in den hier zu behandelnden Fragen, sondern zeigen auch die Inkonsistenz und Widersprüchlichkeit einer evolutionistischen Geschichtsbetrachtung, die von sehr lange Zeiträume erfordernden kleinsten

Schritten sozialer Entwicklung ausgeht, diese dann aber nicht zu identifizieren vermag - also zum "missing link" erklären muß - und somit doch eine Ahnung davon festhält, daß sehr schnelle Entwicklungsbrüche gesucht werden müssen, die aus den in der herrschenden Lehre bisher der Verdrängung ent-rissenen Fakten allein jedoch nicht rekonstruiert werden können. Die Zitate sollen aber zugleich be-legen, wie immer wieder auch gesehen wurde (besonders von Moses Finley), daß es sich bei jener rätselhaf-ten historischen Neuerung, die der Erklärung noch harrt, um den freien Mann - und zugleich um die unterworfenen Frau - sowie um sein privates Grund-eigentum handelt.

Den von mir nun vorgenommenen Versuch, die Konsti-tutionsbedingungen von Männergruppen zu beleuchten, die unter sich Böden aufteilen und Frauen unter-werfen oder gar erst durch Raub beschaffen müssen -kurz: die das Privateigentum errichten-, als I. Ka-pitel an den Anfang zu stellen, drückt denn auch bereits im Aufbau der Arbeit meine These aus, daß die in den 'eigentlich' ökonomischen Kapiteln er-klärten Begriffe dem persönlichen männlichen Pro-duktionsmitteleigentum historisch und logisch fol-gen, ihm also nicht - etwa als Tauschgut mit inhä-renter Tendenz zur Ware und ihrem Eigentümer etc. - vor-hergehen. Erst im IV. Kapitel werden daher

Schulden, Zins, Geld, Münze, Ware und Akkumulation als Konsequenzen der nunmehr individualisierten existenziellen Risiken der jungen Privateigentümer einer Erklärung zugeführt. Im IV. Kapitel werden mithin Aussagen gemacht, die im Grunde von dem Augenblick an in der theoretischen Ökonomie hätten formuliert werden müssen, in dem das Privateigentum als soziales Faktum gegeben war, wie immer es auch in die Welt gekommen sein mochte. Wo dieses in der Form freier Verfügbarkeit über Boden und Arbeitskraft vorliegt, ergeben sich jenseits allen Streits über seine Genese die ökonomischen Konsequenzen zwangsläufig und ganz trivial von selbst.

Wenn diese selbstverständlichen Konsequenzen in der theoretischen Ökonomie dennoch kaum gezogen wurden, so liegt das meines Erachtens daran, daß man eben doch den Ehrgeiz hatte, auch die Entstehung der Institutionen der Privateigentumsgesellschaft aus ökonomischen Kategorien, also organisch-evolutionistisch herzuleiten. Durch ein solches Erklärungsverfahren wurden dann Begriffe wie Ware, Kauf und Verkauf, Geld und Akkumulation etc. gewissermaßen am falschen historischen Ort 'verbraucht', also dorthin gesetzt, wo sie in Wirklichkeit keine Realentsprechung hatten, sodaß ihre materiellen Substrate dort, wo sie dann auf-

tauchen -also nach dem Privateigentum-, nicht mehr abgeleitet, sondern nur noch etikettiert bzw. tauteologisch erklärt werden konnten.

Am klarsten hat meines Wissens diese hilflose Zirkelbewegung Carl Schmitt gesehen und eben darum auch bereits die zureichende Frage nach dem historischen vorher und nachher zu formulieren gewußt. Wenn er eine befriedigende Beantwortung seiner Frage dann auch schuldig blieb, so habe ich mich dennoch nicht gescheut, sie wie ein Motto an den Beginn meines I. Kapitels zu plazieren - dieses ungeachtet des Umstandes, daß ich erst lange nach der Konzeption meiner Thesen durch einen Bremer Kollegen, dem eine vorläufige Fassung derselben vorgelegen hatte, auf Carl Schmitts Aufsatz "Nehmen/Teilen/Weiden" aufmerksam gemacht wurde. Dieses verspätete Kennenlernen einer 1953 erschienenen Arbeit hat selbstverständlich mit dem Tabu zu tun, das dieser Autor sich durch seine Aktivitäten im Aufstieg des NS-Regimes zugezogen hat und das auch seine Nachkriegsarbeiten jedenfalls für den Autor dieser Arbeit im Abseits belassen mußte.

§ 6 Das V. Kapitel über Klassenteilung, Arbeitsteilung und Bevölkerungsentwicklung bzw. Arbeitskräftebeschaffung und ihr schließliches Scheitern im späten weströmischen Reich gehört mit derselben Begründung

wie zuvor ebenfalls hinter die Erklärung des Privateigentums. Es sollen also wiederum ökonomische Begriffe durchsichtig machen, die in Versuchen ökonomischer Herleitungen des Privateigentums selbst unsachgemäß erschöpft wurden und am richtigen Ort einer plausiblen Erklärung dann entbehren müssen.

Folgte man nämlich ökonomischen Erklärungen für die Entstehung der geldlichen Privateigentumswirtschaft aus der Arbeitsteilung, die dann Tauschhandel hervorbringe, welcher wiederum durch Geld erleichtert werde, von dem dann einige mehr und einige weniger zu gewinnen verständen, wodurch Privateigentum und Klassenteilung in die Welt gekommen seien, dann wären bereits vor der neuen Wirtschaftsordnung alle ihre Elemente embryonal vorgebildet, in einem eigentümlich menschlichen Tauschtriebe - wie Adam Smith dann konsequent behauptete (1937, Buch I, 2) - eingeschlossen gewesen. Ökonomische Verhältnisse und ihre Begriffe ergäben sich als schlichte Ausflüsse biologischer Bedürfnisse der Gattung Mensch.

In Wirklichkeit haben patriarchalische Familie und männliches individuelles Bodeneigentum einen abgrenzbaren historischen Anfang, beginnen 'klein' und nicht als allgemeine Welle eines Übergangs, wie es das biologische Bedürfnis nahelegte. Und die neue Gesellschaft über-

trifft die feudal oder stammesgesellschaftlich strukturierten Nachbarn nicht durch biologisch angenehmere Verhältnisse, sondern durch die ihm inhärenten billigeren Güter, die für die Überschuldungsvermeidung nun als Waren produziert werden. Ihre Gesetzgebung ist überdies so heftig mit der Unterdrückung biologischer Bedürfnisse beschäftigt, daß schon der erste Blick auf all die Todesstrafen für die weiblichen Produzenten der Erben und zukünftigen Arbeitskräfte, aber auch auf die strenge monogame Moral für die Männer eine Trieberklärung für Geldwirtschaften obsolet werden läßt.

Hinter meinem Versuch für die historische Erklärung des Privateigentums folgt deshalb auch als II. Kapitel der Erklärungsversuch für die monogame Sexualverdrängung in der patriarchalischen Familie. Er soll mehreren Mystifikationen den Boden entziehen: (a) -wie schon erwähnt- der triebtheoretischen Herleitung von Arbeitsteilung, Handel, Geld und Privateigentum; (b) der Erklärung von Fleiß, Arbeitseifer und Reichtumsvermehrung in der neuen Wirtschaftsordnung aus sublimierter Sexualität, obwohl solche in neuer Qualität als Folge des männlichen Privateigentums durchaus ihre Wirkungen zeitigt und (c) der feministischen, aber schon von Friedrich Engels formulierten Vorstellung, die neue Ökonomie sei auch aus dem Wunsche von Männern

in die Welt gekommen, Frauen zu "Sklavinnen ihrer Lust" zu erniedrigen. Unangemessene Verwendungen biologischer bzw. erotischer Strebungen in ökonomischer Theoriebildung also bieten die Angriffspunkte des II. Kapitels. Dabei werden die zur Verhandlung stehenden Bedürfnisse keineswegs abgestritten. Sie - und insbesondere die strenge Familiensexualmoral der Monogamie, an deren Erklärung Sigmund Freud sich so ganz vergeblich nun auch wieder nicht versucht hatte (dazu § 57 u.) - sollen als plausible Ergebnisse männlichen Privateigentums rekonstruiert werden.

Dem Einwand, daß ernsthafte Ökonomen wie etwa Adam Smith bei ihrer Theoriebildung doch nur vom Trieb zum Tausche ausgingen, die Sexualität aber links liegen ließen, sei gleich entgegengehalten, daß eben auch Tauschlust, die bei traditionellen stammesgesellschaftlichen Tauschern ja tatsächlich im Spiele sein kann, den historisch neuen Privateigentümer am allerwenigsten treibt, wenn er - zwecks Absicherung seiner isolierten Individualexistenz - Kredit nehmen muß und seine Freiheit dagegen zu 'tauschen' hat, wenn er ihn nicht fristgerecht und noch mit einem Aufschlag versehen zurückerstatten kann. Etwa die Beschaffung dieses Zinses - wie im IV. Kapitel gezeigt - wird aber die Voraussetzung für geldvermittelten Kauf und Verkauf, der

mit irgendeinem traditionellen Tausch am allerwenigsten zu tun hat. Das Kapitel über die neue Regulierung erotischer Bedürfnisse in männlichem Privateigentum steht also vor den Kapiteln zu den eigentlich ökonomischen Begriffen, weil die strenge patriarchalische Sexualmoral sich direkt aus dem Versuch zur Tradierung des Privateigentums von Männern auf Männer (Söhne) ergibt, also durchgesetzt sein muß, bevor Männer ihre ersten Schulden machen und sich einfallen lassen müssen, wie die Zinsen verdient bzw. der Rückfluß des ausgeliehenen Privateigentums sichergestellt werden kann.

§ 7 Nun mag man noch hinnehmen, daß der Umgang mit der Sexualität unter der neuen Privateigentumswirtschaft in die Untersuchung einbezogen wurde, da zumindest ihre Sublimierung zu Leistung immer wieder zu ökonomischen Reflexionen Anlaß gegeben hat - wenn nicht bei psychologisierenden Ökonomen, dann bei ökonomisch theoretisierenden Psychologen wie etwa Sigmund Freud mit seinem "Unbehagen in der Kultur". Was aber soll das III. Kapitel über reines Denken in dieser Arbeit? - Dem Versuch, die von Immanuel Kant systematisch zusammengestellten Denkkategorien a priori wie Zeit, Raum, Substanz, Identität und Kausalität als keineswegs vorgegebene Elemente hinzunehmen, sondern als aus der Ver-

wendung von Geld entsprungene zu erklären (A. Sohn-Rethel 1970 und 1981 und ähnlich W.Müller, 1977) und so den Philosophen die Rechtfertigung ihrer Eigenständigkeit zu bestreiten, wird hier keine Verteidigung der Philosophie entgegengestellt. Es wird aber hervorgehoben, daß die behauptete Unauffindbarkeit ganz handfester Aufgaben, welche die 'Destillierung' jener Kategorien praktisch notwendig machten, empirisch unhaltbar und deshalb der erklärende Rückgriff auf Geldoperationen überflüssig ist: In der Astronomie, die als Reaktion auf Katastrophen, unter denen nach meiner These auch das Privateigentum errichtet wird, zustandekommt, geht es ohne besagte Kategorien ohnehin nicht ab. Und in der Genealogie, dem Verfahren, in dem sich ein Sohn von klein auf - trotz lediglich evidenter Mutter- , aber nicht Vaterschaft - für das Recht zum Erbantritt eindeutig auf seinen Vater beziehen können muß, wird auch die frühe sozialisatorische Verinnerlichung kausaldeduktiver Abstraktionsleistungen aus einem ungemein praktischen Problem des Patriarchats hergeleitet.

Allerdings: Patriarchalische Genealogie und Geld entspringen beide aus dem Privateigentum, weshalb aus dem Geldgebrauch Ergebnisse determiniert zu sehen, die in Genealogie (und Astronomie) doch gut sichtbar erbracht werden müssen, keineswegs oberflächlicher Plausibili-

tät entbehrt. Wiederum erwuchs dabei die Verführung zur Ableitung der Kategorien a priori aus einem geldvermittelten Tausch der evolutionistischen Vorstellung, die in der Erfindung von Geld einen Geniestreich von Leuten erkennt, die sich über Jahrtausende darüber den Kopf zerbrochen hätten, wie die rechnerisch komplizierte und transportmäßig unbequeme Tauscherei von Schweinen gegen Esel zu erleichtern sei. In der Gelderfindung eine außergewöhnliche Denkleistung wiederzuerkennen, mag dann auch nahegelegt haben, noch weiteres zum Denken aus ihr abzuleiten.

Aus eben diesem Grund gehört auch der Abschnitt mit der positiven Kritik an der Erklärung für die Kategorien a priori aus dem Geld vor die eigentlich ökonomischen Kapitel und in die Arbeit, weil ungenügende ökonomische Theoriebildung in ihren Auswirkungen eben nicht auf diese beschränkt bleibt. Einmal mehr sollte mithin bereits im Aufbau der Arbeit einer gängigen Zirkelargumentation entgegengetreten, also jenseits des Aufkommens von Geld das reine Denken einer Erklärung nähergebracht werden, in der moderne Theoretiker nur vorankommen zu können meinten, wenn sie dieses Ergebnis von zinsbelasteten Krediten - und eben nicht von Tauschvorgängen - ins Spiel brächten.

§ 8 Nach den Erläuterungen zum Aufbau der Arbeit ist auf das Fehlen eines ausführlichen Ausblicks zu verweisen, der die Erklärung der Geldwirtschaft für ihren neuzeitlichen Wiederbeginn in Europa fortführte. Die für einen solchen Schlußabschnitt anzustellende Arbeit liegt m.E. in der von Otto Steiger und mir verfaßten Aufsatz "Geld, Produktivität und Unsicherheit in Kapitalismus und Sozialismus - Von den Lollarden Wat Tylors zur Solidarität Lech Walesas" (Heinsohn/Steiger, 1981) ansatzweise bereits vor. Sie sollte dem Leser präsent sein, um das Verständnis des hier Vorgelegten vertiefen und die Kritik umso klarer formulieren zu können.

Allerdings wird in den Schlußparagrafen 137 - 140 die Besonderheit einer geldwirtschaftlichen Produktion mit freien Lohnarbeitern - im Unterschied zu Kaufsklaven - dergestalt in aller Kürze herausgearbeitet, daß verständlich wird, warum diese freien Lohnarbeiter der Neuzeit sog. unbezahlte Mehrarbeit zu leisten, für ihr Lohngeld also auch die Liquiditätsprämie auf dieses Geld zu erbringen haben.

Dokumentation von Stellungnahmen aus verschiedenen sozial-
wissenschaftlichen Disziplinen zur Beantwortbarkeit der
Fragen nach der Entstehung von Privateigentum und Geld
§§ 9 und 10

- § 9 (a) "Das Privateigentum war das neue Element, welches allmählich die griechischen Einrichtungen neu gestaltete, um den Weg zu bahnen für eine politische Gesellschaft, für die es ebenso das wichtigste bewegende Element, als auch die Grundlage war. Es war keine leichte Aufgabe, eine solche fundamentale Änderung zu vollziehen, so einfach und einleuchtend diese uns jetzt vorkommen mag, denn die ganze frühere Kultur der griechischen Stämme war verkörpert in den Gentes, deren Machtvollkommenheiten jetzt an die neuen politischen Körperschaften abgetreten werden sollten. Von den ersten Versuchen, das neue politische System zu gründen, bis zur Lösung des Problems verstrichen mehrere Jahrhunderte. / Die Ereignisse dieser großartigen Periode, in vieler Hinsicht die ereignisreichsten in der Geschichte der arischen Stämme, sind leider in der Hauptsache für die Geschichte verloren gegangen" (Lewis Henry Morgan, Die Urgesellschaft (1877), Stuttgart 1908, S. 184 u. 203 - meine Hervorhebungen).
- (b) "Maßvoll besonnene Entwicklung führt zu keinen Zwangssystemen, Bevormundungen, religiösen Beschuldigungen, wie das Vaterrecht in Bezug auf die weibliche Menschheit sie kennt" (Edith Holliger, Schon in der Steinzeit rollten Pillen, Bern 1972, S. 27 - meine Hervorhebungen).
- (c) "Wie sich diese Revolution /zum männlichen Privateigentum/ bei den Kulturvölkern gemacht hat, und wann, darüber wissen wir nichts" (Friedrich Engels, Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates (1884, 1892⁴), Marx-Engels-Werke Bd. 21, Berlin, S. 60 - meine Hervorhebung).

- (d.) "Die Gestaltungen des Familienrechts in den bekannteren Zeiten des Altertums sind keine ursprünglichen Zustände, vielmehr Folgen vorausgegangener älterer Lebensstufen. Für sich allein betrachtet erscheinen sie nur in ihrer Wirklichkeit, nicht in ihrer Kausalität, sie sind isolierte Tatsachen, als solche aber höchstens Gegenstand des Wissens, nie des Verständnisses. Das römische Paternitätssystem weist durch die Strenge, mit welcher es auftritt, auf ein früheres, das bekämpft und zurückgedrängt werden soll, hin. Das hohe, mit der Reinheit apollinischer Natur bekleidete Vätertum in der Stadt der mütterlosen Zeustochter Athene erscheint nicht minder als die Spitze einer Entwicklung, deren erste Stufen einer Welt ganz verschiedener Gedanken und Zustände angehört haben müssen. Wie sollen wir nun das Ende verstehen, wenn uns die Anfänge ein Rätsel sind?" (Johann Jakob Bachofen, Das Mutterrecht, I. Band (1861), Basel 1948, S. 16).
- (e.) "Mit der Entfaltung und dem Aufstieg des Staates verloren die Frauen ihren hohen Status [..]. Von Rom bis China wurden sie in den Gesetzesapparaten als Mündel ihrer Väter, Ehemänner und Brüder definiert" (Marvin Harris, Kannibalen und Könige (1977), Frankfurt am Main 1978, S. 120).
- (f.) "Wesensmäßig für die griechisch-römische Welt war ganz eindeutig das Privateigentum. / Um das zu verdeutlichen, genügt im Grunde schon der Hinweis, daß es unmöglich ist, die Worte "Freiheit" (griechisch: eleutheria, lateinisch: libertas) oder "freier Mann" in irgendeine alte Sprache des Fernen oder Nahe Ostens - einschließlich des Hebräischen - zu übersetzen" (Moses I. Finley, The Ancient Economy, Berkeley und Los Angeles 1973, S. 29 u. 28 - meine Hervorhebungen).

- (g) "Die Frage nach der Entstehung von Macht und Herrschaft im griechisch-römischen Altertum spitzt sich /.../ auf den Tatbestand der Genesis der Stadt im griechischen Sinne zu. Es ist einer der leidigsten Mißstände der historischen Wissenschaft, daß wir gerade bei der Erörterung dieser Wurzeln unserer Epoche völlig im dunkeln tappen und dies nur durch Vermutungen zu erhellen vermögen" (Alfred Heuß, "Herrschaft und Freiheit im Griechisch-Römischen Altertum" (1965) in: G. Mann, A. Heuß u. E.W. Graf Lynar, Summa Historica - Die Grundzüge der welt-historischen Epochen, Gütersloh 1980, S. 68 - meine Hervorhebungen).
- (h) "Die Geburt der polis ist dunkel /.../. Die Ursachen für die Entstehung der polis sind nicht gut bekannt" (M.K. Austin/P. Vidal-Naquet, Economic and Social History of Ancient Greece, London 1977, S. 49 f.).
- (i) "Wir haben schon erwähnt, daß der Staat als politischer Organismus in den 'Dunklen Jahrhunderten' nur ein Schatten-dasein geführt hatte. Wie dieser Schatten Gestalt gewann, ist ein Prozeß, den wir nicht verfolgen können" (Moses I. Finley, Die frühe griechische Welt, München 1982, S.104).

§ 10 (a) "Während die klassische und auch die neoklassische Wirtschaftstheorie von einem Tausch-Paradigma ausgeht und dabei einen Bauern oder Handwerker vor Augen hat, der auf einem Dorfmarkt handelt, geht die Keynes'sche Theorie von einem Geldspekulanten-Paradigma aus und denkt dabei an einen Bankier, der auf einer Wall Street seine Geschäfte abwickelt" (Hyman P. Minsky, John Maynard Keynes, New York, 1975, S. 57 f. - meine Hervorhebungen)

- (b) "Permanent einzugehende Beziehungen zwischen Schulnern und Gläubigern bilden letztlich das Fundament des Kapitalismus" (John Maynard Keynes - "Inflation" (1919) in The Collected Writings of John Maynard Keynes - Vol. IX Essays in Persuasion, Cambridge 1972, S. 57),

- (c) "Ein Geld in der Form von Rechnungseinheiten kommt über das Schuldenmachen in die Welt. Solche Schulden stellen Verträge über die Hinausschiebung von Zahlungen dar [..]. Seien sie nun mündlich oder schriftlich, auf Tontäfelchen oder Papier vereinbart, sie können nur in der abstrakten Form eines Rechnungseinheits-Geldes ausgedrückt werden" (John Maynard Keynes, A Treatise on Money, London 1930, S. 3 - meine Hervorhebung).
- (d) "Die kennzeichnenden Eigenschaften des Geldes liegen vor allem darin, daß es eine scharfsinnige Einrichtung ist, um die Gegenwart mit der Zukunft zu verbinden [..]. Wir können vom Gelde nicht einmal dadurch loskommen, daß wir das Gold und Silber und die gesetzlichen Zahlungsmittel abschaffen. Solange es irgendeinen dauerhaften Vermögensbestand [= Privateigentum] gibt, wird er fähig sein, geldliche Eigenschaften zu besitzen und daher die kennzeichnenden Probleme einer geldlichen Wirtschaft hervorrufen" (John Maynard Keynes, Allgemeine Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes (1936), Berlin 1936, S. 248 f.).
- (e) "Die Vorannahme vieler Autoren, daß dort, wo Münzen fehlen, Naturaltausch geherrscht habe, hat mit der Wahrheit wenig zu tun" ("Keynes and Ancient Currencies" (1920-1926) in D.Moggridge (Hg.) The Collected Writings of John Maynard Keynes - Vol. XXVIII - Social, Political und Literary Writings, London 1982, S.255).
- (f) "'Revolutionen', d.h. unerwartete, nicht aus dem betroffenen System selbst erwachsende große Veränderungen der Technologie, des Wissens, der Ressourcen

und der Organisation könnten bei den geldlosen Siane Neuguineas möglicherweise ebenso stattfinden wie in der abendländischen Welt Aber in diesem Sinne verwendet man den Terminus "Revolution" wie den Terminus Mutation in der Biologie. In beiden Fällen dient er als Etikett für ein Ereignis, von dem wir bisher nicht wissen, wodurch es herbeigeführt wurde" (Manning Nash, Primitive und Peasant Economic Systems, San Francisco 1966, S. 53 f. - Meine Hervorhebung).

- (g) "Zins kommt bei von Hochkulturen unbeeinflussten Naturvölkern auch heute nur als Ausnahmeentwicklung (Angelhaken) ... vor" (Fritz M. Heichelheim, Wirtschaftsgeschichte des Altertums - Vom Paläolithikum bis zur Völkerwanderung der Germanen, Slaven und Araber, Leiden 1969, Bd. I, S. 62).
- (h) "Die Umstände, unter denen Kredite eine so mächtige Triebkraft wurden, sind mysteriös" (Chester G. Starr, Economic and Social Growth of Early Greece 800 - 500 B.C., New York, 1977, S. 183).
- (i) "Die ökonomischen Lehrbücher ... unterliegen einer Täuschung, wenn sie primitive Gelder ohne weiteres mit den Mitteln des (kommerziellen) Austausches in westlichen Gesellschaften gleichsetzen Indem sie die Vorstellung verbreiten, daß alle primitiven Gelder die Funktion von Dollars erfüllten, unterstellen sie fälschlicherweise, daß auch stammesgesellschaftliche Wirtschaften als Marktsysteme aufzufassen seien.

Die Ökonomen haben allerdings Recht, wenn sie auf einige unübliche Geldstoffe als Mittel (kommerziellen) Austausches verweisen. Sie denken dabei an das kolo-

niale Amerika [..], wo 'primitive Geldstoffe' (Warengeld wie Tabak und Baumwolle) genauso verwendet wurden wie heutzutage Dollars, oder auch an Kriegsgefangenenlager, wo Zigaretten (als primitiver Geldstoff) zum Mittel des Markt—Tausches avancierten. Aber aus der Dollarersatzfunktion einiger primitiver Geldstoffe den Schluß zu ziehen, daß alle primitiven Gelder als Mittel kommerziellen Austausches zu betrachten seien, muß als großer Irrtum eingestuft werden [..].

Er impliziert, daß der Marktaustausch die einzige je denkbare Transaktion darstelle und deshalb - wie es die Ökonomen in unserer Wirtschaft tun - soziale Situationen ignoriert werden können, in denen geldliche Transaktionen mit ganz anders gearteten Einschätzungen der beteiligten Personen, der besonderen Anlässe und der benutzten Gegenstände verknüpft werden.

Aus eben dieser Variante des Ethnozentrismus, die jeden 'Austausch' als kommerzielle Transaktion begreift und alle Zahlungen im Markterwerb aufgehen sieht, resultiert dann die Vorstellung, daß Bräute und Morde derselben Preisbestimmung unterlägen wie Töpfe und Jamswurzeln auf einem Markt" (George Dalton, "Primitive Money" (1965) in: George Dalton (Hrsg.) Tribal and Peasant Economies, Austin und London 1967, S.277f.).

- (i) "Die Geldtheorie wird sich jetzt wahrscheinlich mit anderen Problemen als bisher beschäftigen. In Lehrbüchern wird zum Beispiel noch Gewicht auf die Tatsache gelegt, daß Außengeld die Wirtschaftssubjekte insgesamt in die Lage versetzt, ihre Nachfrage nach produzierten Gütern zu verringern [..] und diese Beobachtung wird zu einem Teil der Geldtheorie. Wie Keynes jedoch wußte, lassen alle nichtproduzierten

Anlageformen wie Land und auch alte Meister dieselben Möglichkeiten zu. Hier zeigt sich also wiederum die Schwierigkeit, wichtige Aussagen über Geld zu erzielen. Jedenfalls werden derartige Argumente in die neuen Lehrbücher nicht mehr eingehen. Dort wird die Geldtheorie Teil eines wirtschaftlichen Modells sein müssen, in der die Umstände, die zur Verwendung von Geld führen, wesentlicher Natur sind. [...] Jenen, die sich in den letzten Jahren mit diesem Thema befaßt haben, gebührt das Verdienst, ein für allemal gezeigt zu haben, daß Geldwirtschaften sich nicht in geeigneter Weise als Modell des Walrasschen allgemeinen Gleichgewichts modellieren lassen, nicht einmal dann, wenn diese einfache Sequenzwirtschaften sind. Sie haben damit erreicht, daß die Revision eines festetablierten Paradigmas dringlicher geworden ist. Nur eine zukünftige Auflage des Handwörterbuches wird über eine befriedigende Theorie berichten können" (Frank H. Hahn, "Geldtheorie" in: M.J.Beckmann/G. Menges/R. Selten (Hrsg.) Handwörterbuch der Mathematischen Wirtschaftswissenschaften - Bd. 1 Wirtschaftstheorie, Wiesbaden 1979, S. 64 f. - meine Hervorhebungen).

- (k) "Niemand weiß, wie das Geld zum erstenmal in der Menschheitsgeschichte entstanden ist" (Wilhelm Roepke, Die Lehre von der Wirtschaft, Wien 1937, S. 78).
- (1) "Die heute verfügbaren Theorien über Geld gehören zu den unfertigsten Bestandteilen der ökonomischen Analyse. Geld mag im wirklichen Leben eine offensichtliche Rolle spielen. In der herrschenden Geldtheorie ist seine Stellung jedoch alles andere als durchsichtig" [...]
"So wie die Dinge augenblicklich stehen, ist die Quantitätstheorie des Geldes allenfalls für die Ge-

schichte der Doktrinen interessant. Substantiell gibt sie nichts her" [..]

"Die Bedeutung von Patinkin besteht nicht so sehr darin, wie er sich über die Geldtheorie äußert, sondern darin, wie er unfreiwillig die analytischen und empirischen Schwächen der herrschenden Freistheorie offenlegt" [..]

"Keynes Allgemeine Theorie der Beschäftigung des Zinses und des Geldes ist -par excellence- eine Theorie über das tatsächliche Funktionieren einer Geldwirtschaft. Unglücklicherweise aber hat Keynes seine Vorstellungen nach Sprachduktus und Relationen in einer Weise vorgetragen, die noch zu sehr dazu verführt, seine Gedanken im Rahmen der neoklassischen Gleichgewichtstheorie zu interpretieren. Teils aus diesem Grunde, teils aber auch aus der inhärenten Schwierigkeit, das wirkliche Leben einer Geldwirtschaft analytisch darzustellen, streiten die ökonomischen Theoretiker immer noch über den Inhalt der sogenannten keynesiansischen Revolution bzw. - wie einige es formulieren würden - über den genauen Unterschied zwischen einer Geld- und einer Tauschwirtschaft" (alles aus R.W. Clower, Monetary Theory - Selected Readings, Harmondsworth 1969, S. 7, 23, 65, 121 und 213).

- (m) "Wir machten die Annahme, daß Geld nützlich ist und daß seine Erwünschtheit von allen Beteiligten an einem ökonomischen System voll anerkannt wird. Es war der gemeinsame Glaube all dieser Wirtschaftssubjekte, welcher Geld erst Geld werden ließ. Damit ein solcher gemeinsamer Glaube dauerhaft existieren kann, muß jedermanns Erwartung, daß von ihm angebotenes Geld bei seinen Partnern akzeptiert wird, zuverlässig bestätigt werden. Wiewohl die moderne Geschichte gezeigt hat, daß solche Erwartungen mit außergewöhn-

licher Konsistenz bestätigt wurden, kann eine Wissenschaft doch nicht auf einem solchen Glauben errichtet werden. [/.../ Diese geschichtliche Sicht kann ja die Frage nicht beantworten, wie Geld in die Welt gekommen ist. Nach allem, was ich weiß, wurde diese Frage niemals richtig beantwortet" (Keizo Nagatani, Monetary Theory, Amsterdam, New York, Oxford 1978, S. 113 - meine Hervorhebungen).

Ausgewählte Stellungnahmen einflußreicher Ökonomen, die der herrschenden Meinung über die Entstehung von Geld als Mittel zur Erleichterung des Tausches anhängen

- § 11 (a) "Als nämlich die durch Einfuhr des Bedarfs und Ausfuhr des Überflusses gewonnene Hilfe sich nach immer ferneren Ländern ausdehnte, mußte notwendig das Geld in Gebrauch kommen, da nicht alle Naturalbedürfnisse leicht zu transportieren waren. Man kam daher überein, behufs Tausches gegenseitig eine Sache zu geben und anzunehmen, die selbst zu den nützlichen Dingen zählte und bei ihrer Verwendung im Verkehr am leichtesten zu handhaben war, wie es z.B. Eisen, Silber und dergleichen ist" (Aristoteles, Politik, Erstes Buch, 1257 a).
- (b) "Wenn die Theilung der Arbeit einmal durchweg eingeführt ist, so ist es nur ein sehr kleiner Theil der Bedürfnisse eines Menschen, der durch das Product seiner eigenen Arbeit beschafft werden kann. Den bei weitem grössten Theil derselben verschafft er sich durch Austausch jenes Ueberschusses seines eigenen Arbeitsertrags, der über seine Consumption hinausgeht, gegen solche Produkte von anderer Leute Arbeit, die er gerade braucht. Jedermann lebt so durch Tausch,

oder wird gewissermassen ein Kaufmann, und die Gesellschaft selbst wächst zu einer eigentlichen Handelsgesellschaft heran.

Als jedoch die Theilung der Arbeit zuerst Platz griff, muss diese Möglichkeit des Tauschens häufig sehr in's Stocken gerathen und gehemmt worden sein. Nehmen wir an, der Eine habe mehr von einer Waare, als er selbst braucht, während ein Anderer weniger hat. Der Erstere würde mithin froh sein, wenn er einen Theil dieses Überflusses loswerden, der Letztere, wenn er ihn kaufen könnte. Wenn aber dieser Letztere Nichts hat, dessen der Erstere bedarf, so kann zwischen ihnen kein Tausch zu Stande kommen. Der Fleischer hat mehr Fleisch in seinem Laden, als er selbst verzehren kann und der Brauer und Bäcker würden jeder gern einen Theil davon kaufen. Allein sie haben Nichts zum Tausch zu bieten, als die verschiedenen Produkte ihrer bezüglichen Gewerbe, und der Fleischer ist schon mit allem Brot und Bier, das er augenblicklich braucht, versehen. In diesem Falle lässt sich kein Tausch zwischen ihnen machen. Er kann nicht ihr Kaufmann, noch sie seine Kunden sein, und alle drei leisten so einander weniger Dienste. Um den Uebelstand einer solchen Lage zu vermeiden, muss jeder vorsichtige Mann zu allen Zeiten der Gesellschaft nach der ersten Einführung der Arbeitstheilung natürlich bemüht gewesen sein, seine Einrichtungen so zu treffen, dass er ausser dem besonderen Produkte seines eigenen Fleisses jederzeit noch eine gewisse Menge von einer oder der anderen Waare in Bereitschaft hatte, von der er voraussetzen konnte, dass wahrscheinlich wenige Leute sie in Tausch gegen das Produkt ihres Fleisses zurückweisen würden.

Zu diesem Zwecke sind im Laufe der Zeit wahrscheinlich viele Waaren ausgedacht und verwendet worden. In den rohen Zeitaltern der Gesellschaft soll Vieh das gewöhn-

liche Werkzeug des Handels gewesen sein, und obwohl es ein sehr unbequemes gewesen sein musste, so finden wir doch in alten Zeiten häufig Dinge nach der Zahl des Viehes geschätzt, welches dagegen in Tausch gegeben wurde. [7]

In allen Ländern jedoch scheinen die Menschen zuletzt durch unwiderstehliche Gründe bestimmt worden zu sein, den Metallen zu diesem Zwecke vor allen anderen Waaren den Vorzug zu geben. Metalle lassen sich nicht allein mit so wenig Verlust, wie nur irgend eine andere Waare, aufbewahren, da kaum irgend etwas Anderes weniger als sie dem Verderben ausgesetzt ist, sondern sie können auch ohne Verlust in irgend eine Anzahl Theile zerlegt werden, da diese Theile durch Schmelzung sich leicht wieder vereinigen lassen: eine Eigenschaft, welche keine andere gleich dauerhafte Waare besitzt, und die mehr als irgend etwas Anderes sie zum Verkehrs- und Circulationsmittel geeignet macht." (Adam Smith, Untersuchung über das Wesen und die Ursachen des Volkswohlstandes (1776), Berlin 1878, S. 31 ff.).

- (c) "Der Geldkristall ist ein notwendiges Produkt des Austauschprozesses, worin verschiedenartige Arbeitsprodukte einander tatsächlich gleichgesetzt werden und daher tatsächlich in Waren verwandelt werden" (Karl Marx, Das Kapital-Erster Band, (1867, 1890⁴), Marx-Engels-Werke Bd. 23, S. 101 f., meine Hervorhebungen)
- (d) "Die Einführung von Geld ermöglicht dadurch einen grösseren Nutzen, daß über die Ersetzung von Tausch durch Geldoperation zusätzlich Zeit gewonnen wird" (Harry G. Johnson, "Inside Money, Outside Money, Income, Wealth and Welfare in Monetary Theory" (1969) in: Harry G. Johnson, Further Essays in Monetary Economics, London 1972, S. 115 f.).

- (e) "Warum sollten nun die Wirtschaftssubjekte in diesem vereinfachten hypothetischen Gemeinwesen danach streben, Geld zu halten? Die grundlegende Ursache ist in der Funktion des Geldes als Tauschmittel oder als zeitweiliger "Bleibe" der Kaufkraft zu sehen, die die Notwendigkeit des berühmten "doppelten Zufalls" beim reinen Tauschgeschäft vermeidet. Ohne Geld muß ein Wirtschaftssubjekt, das A gegen B tauschen will, jemanden finden, der gerade B gegen A zu tauschen wünscht. In einer Geldwirtschaft kann das Individuum das Gut A gegen Geld oder allgemeiner gegen Kaufkraft an irgend jemanden, der A haben will und über die Kaufkraft verfügt, verkaufen. Der Verkäufer von A kann dann B gegen Geld von irgend jemandem kaufen, der B zum Verkauf anbietet, ohne Rücksicht darauf, was der Verkäufer von B seinerseits kaufen will. In dieser Trennung von Verkaufs- und Kaufvorgang liegt die fundamentale produktive Funktion des Geldes. Sie führt zu dem von der Literatur betonten "Transaktionsmotiv". (Milton Friedman, "Die optimale Geldmenge" in: Milton Friedman, Die optimale Geldmenge und andere Aufsätze (1969), Frankfurt/M. 1976, S. 11f.).
- (f) "Ein Markt kann nicht ohne ein Tauschmittel, das Dreiecksgeschäfte zuläßt, funktionieren, und ohne eine Berechnungseinheit, um Kalkulationen zu erleichtern. Geld ist eine soziale Institution, die notwendigerweise aus der Spezialisierung und dem Handel erwächst. Eine Marktwirtschaft ohne Geld ist eine unnatürliche Konzeption, die manchmal in der ökonomischen Theorie auftaucht, aber niemals im wirklichen Leben. (Joan Robinson und J. Eatwell, Einführung in die Volkswirtschaftslehre (1973) München, 1974, S. 212, meine Hervorhebungen).

(g) "Auf der ersten Stufe sind die Dinge -ganz wie man es erwarten muß- noch wunderbar einfach. Es war doch ausgesprochen schwierig für einen Schafbesitzer, der sich einen Leinenrock nach der letzten Mode wünschte, einen Mann zu finden, der hübsche Leinensachen hatte und selbst ein Schaf wollte. Deshalb haben sich irgendwann in der Vorgeschichte Leute darauf geeinigt, eine bequeme Tauschware einzuführen, die leicht transportabel und haltbar war und die sie für alles, was sie verkaufen wollten, anzunehmen bereit waren. Diese konnten sie dann halten und zu der Person bringen, von der sie etwas kaufen wollten. Sie konnten sie aber auch nur behalten und so zu Wertbesitzern werden. Dieser Vorgang führt dann zu den eher langweiligen Klischées unserer Lehrbücher. Geld ist ein Mittler in Tauschprozessen und deshalb ein Tauschmittel: Es mißt im Tausch den Wert anderer Dinge und ist somit ein 'Wertmesser'. Da es gehalten werden kann ist es auch ein 'Wertaufbewahrungsmittel'. Millionen von Studenten wurden mit diesen Kürzeln traktiert und sie sind auch ganz richtig" (John Kenneth Galbraith (und Nicole Salinger), Almost Everyone's Guide to Economics (1981), Harmondsworth/Middlesex 1981, S. 87 f.).

I. Männliches individuelles Grundeigentum (Privateigentum)

§§ 12 - 49

"In jedem Stadium menschlichen Zusammenlebens, in jeder Wirtschafts- und Arbeitsordnung, in jedem Abschnitt der Rechtsgeschichte wurde bisher in irgendeiner Weise genommen, geteilt und produziert. Vor jede rechtliche, wirtschaftliche und soziale Ordnung, vor jede Rechts-, Wirtschafts- oder Soziallehre stellt sich deshalb die einfache Frage:

'Wo und wie wird hier genommen? Wo und wie wird her geteilt? Wo und wie wird hier produziert?' (Carl Schmitt, "Nehmen/Teilen/Weiden" (1953) in: Ders., Verfassungsrechtliche Aufsätze aus den Jahren 1924-1954, Berlin 1958, S. 492)

§ 12 "Aber nachdem auch dieses Geschlecht die Erde umfängen, Hat noch ein anderes dann auf der nährenden Erde, ein viertes Zeus der Kronide geschaffen, gerechter und besser geartet, Das der Heroen, ein göttlich Geschlecht, man nennet mit Namen Halbgötter sie, das Geschlecht vor uns auf der endlosen Erde" (Hesiod, Werke und Tage, 154-160 - meine Hervorhebungen).

Unter den Heroen, welche jene gerechte Gesellschaft geschaffen haben, die Hesiod bereits im fortgeschrittenen Stadium der Unterteilung in reiche und überschuldete Privateigentümer erleben muß, befinden sich nach Auskunft der antiken Sagen Männer aus Stammesgesellschaften wie auch Rebellen gegen Feudalgesellschaften. Diese Rebellen sind dabei noch einmal in ehemalige Leibeigene (Romulustyp) und adlige Überläufer bzw. Anführer in Rebellion und privater Landauftei-

lung (Gilgamesch, Theseus- und Aeneastyp) unterteilt. Im Sagenstoff werden diese verschiedenen Herkunftsmerkmale durchaus in einer Person vermischt. In einer Rekonstruktion der wirklichen Ereignisse muß der Versuch gemacht werden, die verschiedenen Stränge wieder zu entflechten, um die bewegenden Ereignisse und treibenden Motive der verschiedenen Fraktionen, die sich an der Revolution zum patriarchalischen Privateigentum beteiligen, verstehen zu können.

Obwohl die Aufteilung von Land zu individuellem Privateigentum in der Antike -ganz analog zur Entwicklung der europäischen Neuzeit- feudale Gutsbezirke voraussetzt, sprechen viele Überlieferungen dafür, daß sich in diesem revolutionären Akt auch Abkömmlinge von Stammesgesellschaften hervorgetan haben. Es scheint überdies, daß die ihrer Gesellschaftsform eigentümlichen Konflikte in den Strukturen der Privateigentumspolis ebenfalls einer Lösung zugeführt werden sollten.

Daß die Ereignisse, welche zum Verlassen von Stammesgesellschaften und zur Beteiligung an der Aufrichtung des Privateigentums führen, an den Anfang der Analyse gestellt werden, hat natürlich mit der herrschenden Forschung zu tun, die sich ganz vorrangig -und am Ende vergeblich- auf Stämme konzentriert hat, um den revolutionären Bruch verstehen zu können. Wenn nun auch ungewöhnliche Umstände, von denen Stämme betroffen werden, nicht ausreichen, um den Schritt zum Privateigentum zu erklären, wäre es gleichwohl unangemessen, auf die

Betrachtung von Stammesreaktionen unter Extrembedingungen gänzlich zu verzichten. Wenn Stammesabkömmlinge in den großen Ereignissen wohl auch nur 'Mitmacher' gewesen sind, so ist selbst diese Mitmachtbereitschaft erst noch zu erklären. M.W. ist in der herrschenden Lehre aber nicht einmal eine solche Erklärung befriedigend gelungen.

§ 13 Die Rede des Mythos von vaterlosen Männern, die schließlich aber auch von ihren Müttern getrennt oder verstoßen worden sind und sich gar aktiv gegen diese wenden, taucht in vielen Heroenbiographien auf und dürfte auf stammesgesellschaftliche Hintergründe etlicher Patriarchatserrichter verweisen. Soweit diese sozialrevolutionären Giganten - also Söhne der weiblichen Erde - aus matrilinearen Stämmen kommen, können sie im legalen Sinne Väter tatsächlich auch noch nicht haben. Vielmehr machen sie sich in diesem Sinne zu den ersten Vätern, die sich im Bewußtsein des von ihnen herbeigeführten Bruchs -im Rom etwa- dann Patrizier nennen. Für diesen unerhörten Schritt - oder genauer: Ur-Sprung - erbringen sie so außergewöhnliche und risikoreiche Taten, daß ihre Söhne und Sohnessöhne sie bis zum Untergang dieser neuen Gesellschaftsformation mit individuellem Grundeigentum von Männern und durch Todesstrafenandrohungen unmündig gehaltenen Frauen als Heroen preisen werden (zu Heros vgl. auch Anm. 3).

§ 14 Männer matrilinearere Stämme gelten als ausgezeichnete Krieger (s. Divale, 1975 u. 1976), weil sie auf ihren Streifzügen ohne Sorge darüber operieren können, was mit 'ihrem' Hause geschieht. Es gehört ihnen nämlich nicht. Die Frauen aber, denen es gehört, gehen wiederum nicht auf Kriegszüge, sondern halten ihren Platz und ermöglichen so den Männern großräumige Aktionen.

Vom bisher immer noch bestuntersuchten Beispiel -den Irokesen- heißt es, daß diese ihre Frauen hochachtenden Muttersöhne, männermordende Soldaten und -vor Ankunft der Europäer in Amerika- die Geißel ihrer Region sind. In den mythischen Berichten der Antike wird berichtet, daß auch unter den Helden -den Patriarchatserrichtern- männermordende Krieger gewesen sind. Die Männer der matrilinearen Irokesen, deren Gesellschaftsstruktur L.H.Morgan als mit derjenigen von Griechen und Römern vor dem Patriarchat identisch vermutete (L.H. Morgan, 1908, S. 188, 204), aber richteten kein Patriarchat auf. Bei den Griechen und Römern hingegen, die dieses tun, liegen die dabei zu untersuchenden "Tatsachen im Dunkel der sagenhaften Periode begraben" (vgl. L.H.Morgan, 1908, S.114).

§ 15 Matrilineare Frauen sind gewöhnlich weder Machthaber mit Kriegserklärungsrecht noch beherrschen sie die Strafjustiz. Diese Aussage gilt nicht für einen matri-

linearen Stamm, der sich gewaltsam zu einer Feudalkaste über einen oder mehrere fremde matrilineare Stämme gemacht hat. Seine weiblichen Mitglieder können den Männern unterworfenen Stämme durchaus als Herrinnen begegnen und Ziel ihres Hasses werden (vgl. unten §§ 26, 27, 35-38 und 58). Feministische Autorinnen und Autoren, deren Behauptungen über die tatsächliche Existenz von wirklicher Frauenherrschaft in der Vergangenheit fast durchweg bestritten werden, hätten also mit den Spartanerinnen, die tatsächlich keine unterdrückten Töchter und Gattinnen von Herrschern waren, sondern die helotischen Männer gleichberechtigt mitausbeuten, einen veritablen Fund entgegenzuhalten.

Die in der herrschenden Literatur so einleuchtend wie monoton wiederholte Feststellung über die weibliche Machtlosigkeit zu allen Zeiten (J. Bamberger, 1974; U. Wesel, 1980; H. Zinser, 1981) verdankt sich m.E. der Suche nach geschichtsmächtigen Geschlechterkonflikten im falschen Terrain. Das geradezu erleichterte Nichtauffinden solcher Konflikte im Bereich 'Kampf um Macht' soll wohl nur ihre Virulenz in einem anderen Felde verdrängen: Frauen matrilinearere Stämme dürfen meist nämlich sexuell initiativ sein - bei der Familienbildung wie bei der Familienauflösung.

Will sich etwa die Irokesenfrau trennen, dann teilt sie ihrem gefürchteten Krieger ungefähr mit: Nimm Deine Decke und geh! (s. dazu bereits L.H. Morgan, 1962, S. 325). Für die viehzüchtenden und nomadisierenden matrilinearen Tuareg Nordafrikas, bei denen es ebenfalls zu einem Patriarchat nicht gekommen ist, gilt unter den Frauen nicht einmal der Besitz des Bettzeugs, auf dem der zu verstoßende kriegerische Tuareg-Mann nächtigte, als unstrittig: "Aus Mitleid läßt man dem Mann eine Strohmatte zum Schlafen und ein Kissen" (G. Tillion, 1979, S. 503).

§ 16 Eine 'rechtlich' also mögliche Destabilisierung von matrilinearen Stämmen durch das sexuelle Verstoßungsprivileg der Frauen wird in der Regel jedoch dadurch verhindert, daß sie von diesem Recht keinen übermäßigen Gebrauch machen. Die matrilinearen Frauen halten sich also gegenseitig in Schach. Überdies können die Männer nach der Verstoßung zu den Sippen ihrer Mütter zurückkehren, dort also wohnen und arbeiten.

Verstoßene Krieger geraten jedoch in eine komplizierte Lage, wenn die Sippe ihrer Mütter sie nicht mehr aufnehmen kann, weil sie, beispielsweise, nicht mehr vorhanden ist. In der Neuzeit - und zwar bis in unsere Tage hinein - ist das etwa zu beobachten, wenn eine

matrilineare Stammesgesellschaft mit einer expandierenden Privateigentumsgesellschaft zusammenstößt, welcher das Land mehr oder weniger freiwillig abgegeben werden muß. Söhne, die zu ihren Müttern zurückkehren wollen, erfahren sich dann plötzlich als frauen- und mutterlos (heimatlos) und mögen nunmehr auf weibliche Wesen projizieren, daß sie insgesamt treulose und verwerfliche Wesen seien: Aus im zivilen Leben freundlichen Personen können dann -so sie nicht in resignative Lethargie versinken- durchaus überdurchschnittlich aggressionsbereite Individuen werden.

§ 17 Der im Normalfall balancierte Sexualkonflikt matrilinearere Stämme, welcher aus dem weiblichen Recht sexueller Wahl und Verstoßung und der wirtschaftlichen Abhängigkeit von Ehemännern resultiert, muß also durch besondere Umstände zugespitzt werden, damit ganze Ansammlungen von Männern auf der historischen Bühne erscheinen können, die sich an der Aufteilung von Land zu nunmehr individuell vererb- und verkaufbarem Eigentum beteiligen und so zur Errichtung des Patriarchats beitragen.

└ Aus dem Nichtzuerkenntnisnehmen dieser besonderen Um-
stände erklärt sich u.a., daß eine im 19. Jahrhundert
so intensiv gesuchte allgemeine Gesetzmäßigkeit des
Übergangs von matrilinearen Stammeskollektiven zu
patriarchalischen Privateigentum nicht gefunden wurde.
Die evolutionistischen, funktionalistischen und dia-
lektisch-materialistischen Erklärungsversuche für
diesen Übergang von L.H. Morgan (1877) zu F. Engels
(1884) über G. Thomson (1974) bis E. Borneman (1975),
aber auch jüngst von K. Eder (1976) und H.G. Kippen-
berg (1977) haben denn auch nur die Ungläubigkeit der
Ethnologen (dazu detailliert U. Wesel, 1980) geerntet,
die bei ihren mehr als achthundert untersuchten Stäm-
men (G.P. Murdock, 1967) einen endogen gefundenen Weg
zum frei verwendbaren Privateigentum und damit zur
Geldwirtschaft (vgl. auch §§ 112 u. 113) niemals be-
obachten konnten. Die jedoch auch in der Ethnologie
niemals gänzlich verdrängte und deshalb peinigende
Ahnung, daß die Erklärung der Hochkultur (der "Zivili-
sation") für das Verständnis der Menschheitsgeschichte
doch recht bedeutsam ist, von ihr aber ebenfalls nicht
geliefert werden kann, hat sich konsequenterweise bis
zur Tabuisierung der entsprechenden Fragestellungen
fortentwickelt und damit bis in den Feminismus hinein
Erfolg gehabt: "Es ist natürlich mißlich, aber die
Frauenbewegung muß sich wohl damit abfinden, daß in

einer Frage von solch zentraler Bedeutung für ihr Selbstverständnis keine eindeutigen Erkenntnisse mehr zu gewinnen sind" (Marie-Luise Janssen-Jurreit, 1979, S. 148). 7

§ 18 Die Pattsituation zwischen Evolutionisten und Ethnologen zu überwinden, ergibt ein Anliegen meiner Arbeit: Die evolutionistischen Historiker haben recht -und die antievolutionistischen Ethnologen müssen da ja folgen-, daß in der Vergangenheit ein Übergang zum patriarchalischen Privateigentum tatsächlich stattgefunden hat. Die Ethnologen hingegen haben mit ihrer Behauptung recht, daß -bei aktualistischer Sicht auf in der Neuzeit untersuchte Stämme- eine notwendig sich durchsetzende Gesetzmäßigkeit solchen Übergangs -mögen die Evolutionisten sie auch teilweise durchaus vorsichtig formuliert haben- nicht festzustellen ist. Deshalb muß nach besonderen Umständen gefragt werden, die heute zwar nicht vorhanden sind, in der Vergangenheit aber einmal existierten und die immanenten Spannungen einer Stammesgesellschaft in einem so hohen Grade kritisch werden lassen können, daß nach einer neuen Sozialstruktur intensiv gesucht wird. Worin können diese außergewöhnlichen Umstände bestanden haben? Auch dazu bleibt der Mythos keineswegs stumm.

§ 19 Viele der vaterlosen und von ihren Müttern entfernten Heroen und Patriarchatserrichter sind auch als Astronomen und Kalenderreformer bezeugt. Bevor nun ein Kalender nicht mehr mit der kosmischen Wirklichkeit übereinstimmt, muß die Erde in recht außergewöhnliche Umstände geraten. Zu diesen können Achsverkippungen ebenso gehören wie Änderungen der Sonnenumlaufzeit oder der Eigenrotation mit entsprechenden Verheerungen auf dem Globus selbst.

Einer der Prototypen aller antiken Heroen -der vaterlose (s. Mowinkel, 1977, S. 155) Gilgamesch ein Führer von 50 Männern, die "nicht Haus, nicht Mutter" (Oberhuber, 1977, S. 6) haben7- wirft sogar einer Frau/Göttin namens Ishtar (der Verkörperung des Planeten Venus); die ihn sexuell verführen will, direkt persönlich vor, daß sie unverantwortlich und gedankenlos eine solche Verheerung nebst Sintflut über das Menschengeschlecht gebracht und dadurch viel Kulturland und Leben ausgelöscht habe. Ihren sexuellen Avancen entzieht er sich nach heftigen Vorhaltungen über ihre 'Katastrophenhaftigkeit', für die sie sich nun selbstanklägerisch zu entschuldigen trachtet (s. auch § 27 u.):

"Ach sehet, die einstige Zeit geht zu Ende
Und ich, ich selbst habe das Schlimme geboten...
Meiner Menschen Vernichtung hab ich geboten,
Die ich doch selbst gear, als die Meinen.

Nun treiben sie hin, wie Fischbrut im Meer"
(nach F. Jordan, 1977, S. 289).

(Der Gilgamesch-Stoff enthält selbstverständlich nicht nur Hinweise auf stammesgesellschaftliche Hintergründe der patriarchalischen Zivilisation. Diese verdichten sich im Steppenabkömmling Enkidu ohnehin ungleich stärker als in Gilgamesch selbst, der - als Burgmauern-errichter in Uruk (Erste Tafel des Epos, Vers 9) - ja auch noch mit Elementen ehemaliger feudaler Zwingherrschaft assoziiert wird - vgl. auch §§ 31-33 und Anmerkung 1 unten.)

§ 20 Der psychoanalytisch naheliegenden (dazu G. Mendel, 1972, 2. T.) Deutung des Mythos, daß für jede Naturkatastrophe ontogenetisch quasi unausweichlich die Mütter/Frauen zu Schuldigen gemacht würden, weil die für alle Menschen unvermeidlichen Trennungslängste der frühen Kindheit nur projektiv nach dem -vom Erwachsenen zwanghaft wiederholten- Muster abgewehrt werden könnten: 'nicht ich habe Angst, sondern die Umwelt (die Brust/die Mutter) ist böse, weshalb ich sie vernichten muß und darf', ist entgegenzuhalten, daß die Mütter/Frauen doch auch aktuell gehandelt haben werden, wie sehr sie dabei auch selber eher Opfer von Verstrickungen als böse Handelnde gewesen sein mögen. Die Geschichte kann in Projektionen

infantiler Ängste nur aufgehen, wenn ihre Agenten als ausschließlich neurotische gefaßt werden, deren Rationalisierungen an aktuellen Ereignissen keinerlei Halt fänden. Historisch eindeutig festlegbare Eindrücke werden zwar - wie etwa mit 'Dschingis Khan', 'Napoleon', 'Hitler' etc., - ebenfalls anthropomorphisiert, aber nun doch nicht so umstandslos den Müttern angelastet. Allerdings: Bis zum Einsetzen des feministischen Protests erhielten Taifune und Hurricane - also eindeutige Naturereignisse - wie selbstverständlich weibliche Namen und es heißt: die Katastrophe (zu astro vgl. §§ 69 u. 70 unten).

§ 21 Für den Beginn des ersten Jahrtausends v.u.Z., in welches Romulus, Theseus, der assyrische Gilgamesch, aber auch der "Fimbulwinter" der Edda gehören, bezeugen die Geologen und Klimahistoriker Zeichen mächtiger Kataklysmen. Auf etwa 700 v.u.Z. werden riesige Sedimentverwerfungen am Grund von Pazifik und Atlantik datiert (s. T.Y.H. Ma, 1955). Im Gebiet der US-Staaten Maine bis North Carolina etwa ertranken (vgl. a. Anm. 3) im selben Zeitraum ausgedehnte Wäldereien (s. R.W. Fairbridge in Velikovsky, 1980) und die Meteorologen verzeichnen erst seit etwa 700 v.u.Z. ein Klima, das dem heutigen relativ ähnlich ist, für die Zeit davor aber einen globalen "Klimasturz" (vgl. be-

reits G. Kossinna, 1912, der dann durch die Baumringanalysen von A.E. Douglass, 1919, die erste Bestätigung erfuhr - s. dazu I. Velikovsky, 1955, Kapitel 11. Zu den bis in die jüngste Gegenwart angehäuften Beweisen für Klimaänderungen der Vergangenheit s. H.H. Lamb, 1977, passim. Zum Klimabrush am Beginn des 1. Jahrtausends v.u.Z. vgl. ibid. S. 79, 151, 215, 217, 409, u. 591, s.a. J. Dayton, 1978, S. 191 u. 418). Auch die C-14 Datierungen zeigen erst ab etwa 700 v.u.Z. eine 'gereinigte' Erdatmosphäre, während davor abrupte und heftige C-14 Zunahmen zu verzeichnen sind, die wiederum auf massive Katastrophen verweisen (vgl. etwa E. MacKie, 1977, S. 12).

§ 22 Wo die Mythen von Kalenderreformen und -in bereits patriarchalischer Rationalisierung von weiblich verschuldeten- Großkatastrophen reden, die sich wiederum durch geologische Belege bestätigen lassen, spricht zusätzlich die nordasiatische Folklore von einem Sibirien, welches einmal lieblich gewesen, dann aber das Grab "gefallener Reiche und verschwundener Völker" geworden sei (vgl. Okladnikow, 1974, S. 267).

Das Stereotyp der Geschichtsbücher und wissenschaftlichen Abhandlungen von einem "Innerasien", aus dem die Indo-Germanen und so viele andere Völker gekommen

seien, ohne daß man ihre ehemaligen Heimstätten im heute besiedelbaren Asien doch sicher zu verorten wüßte, könnte nun auf jenes plötzlich erkaltete Sibirien als den asiatischen Raum verweisen, in welchem sich die strukturell angelegten Geschlechterkonflikte matrilinearere Stammesgesellschaften so zuspitzen, daß schließlich auch die Bereitschaft sich an der Aufrichtung von Patriarchaten zu beteiligen, zustandekommen kann (zu Nord-Sibirien als logischer Urheimat der Indoarier s.a.M. Gimbutas, 1968, S. 567).

§ 23 M. Vaertings bereits 1921 formulierte These von der "Pendelbewegung der eingeschlechtlichen Vorherrschaft" (S. 159 ff.) hält deshalb m.E. durchaus ein Moment der wirklichen historischen Prozesse fest. Die These bleibt unpräzise und letztlich unfruchtbar nur deshalb, weil die Autorin -und damit bleibt sie der kritisierten Geschichtsschreibung doch wieder treu- die konkreten Ereignisse nicht zur Kenntnis nimmt bzw. nicht für möglich halten kann, die ein Geschlecht -also etwa das weibliche im normalerweise seine Konflikte ausbalancierenden matrilinearen Stamm- zum sehr weitgehenden Überziehen seiner Rechte treiben kann, wodurch dann nicht weniger überzogene, aber im Ergebnis ungemein geschichtsmäßige -männliche- Reaktionen mitherbeigeführt werden können.

§ 24 Doch auch ein durch Naturkatastrophen zugespitzter sexueller Konflikt matrilinearere Stämme mit wirtschaftlichen Folgen für Männer führt keineswegs mit 'naturgesetzlicher Notwendigkeit' zu Kriegerhaufen, welche patriarchalisches Privateigentum schaffen, um -etwa- nicht noch einmal erleben zu müssen, daß sie aus der plötzlich brüchigen Solidarität einer Stammesgesellschaft herausgeraten und -existentiell- vor dem Nichts stehen.

Eine Naturkatastrophe großen Ausmaßes wird etliche Stämme, deren Gebiete ganz in die Permafrostzone kippen (zur Physik eines solchen Kippvorgangs s. R. Warlow 1978 und 1982), vielleicht gänzlich vernichten.

Als aktuellen Überblick zur astronomischen Sicht eines elektrizitätsdurchflossenen Sonnensystems -dieser "riesigen pulsierenden magnetischen Blase" (NASA, 1982; siehe auch NASA, 1981) -, das extra-terrestrisch induzierte Kollisionen mit Groß-Katastrophen eben auch auf der Erde und nicht nur irgendwo im fernen All zustandebringt bzw. zustandegebracht hat, vgl. A. de Grazia, 1981, passim.⁷

Andere Stämme können sich -unter Beibehaltung der Matrilinearität- aus unwirtlich gewordenen Zonen nach Süden gerettet und dort ansässige Stämme weiter nach Süden gedrängt haben. Weitere können als matrilineare Stämme in unbesiedelte Gebiete gelangt sein oder die dortigen Siedler ausgerottet haben.

Etliche können als matrilineare Stämme die am Ende ihrer Wanderung vorgefundenen Anwohner kollektiv unterjocht haben. Das bekannte Beispiel bei den Griechen bietet dafür wohl Sparta, das eine intern geldlose Feudalgesellschaft formt, unter der die Arbeitsleistung und Gefolgschaft der vorgefundenen Landbebauer durch Gewalt erlangt wird, also eine kollektiv-zentralistische Befehlswirtschaft zustandekommt, mit der sich ein ehemals matrilinear Stamm zu einer Feudalkaste wandelt. Die Spartiaten können ihre Güter nicht verkaufen und sind einander in Notfällen zu nicht verzinsbaren Hilfeleistungen verpflichtet, da sie zwar 'ihre' Heloten haben, diese aber dem Spartanerverband gemeinsam gehören. Die Abgaben der Heloten beliefen sich in der Frühzeit auf ca. 50 % ihrer Erträge (dazu P. Oliva, 1971, S. 30-54; s.a. A.H.M. Jones, 1967, S. 8 ff.).

Eine Naturkatastrophe führt in diesen Fällen also lediglich zu einer geographischen Verlagerung matrilinear Stämme oder zu einem Feudalsystem, bringt jedoch keine Transformation zum individualisierten männlichen Grundeigentum hervor.

§ 25 Wiederum andere Stämme können aus einer Katastrophe in ein Dauernomadentum übergewechselt sein (vgl. etwa C. Schaeffer, 1948, S. 534 ff.). Dabei kann durchaus

ein Wandel der Stammesstruktur vollzogen werden, weil ja die festen Landgebiete der matrilinearen Sippen nunmehr verloren sind. Die wachsende Bedeutung der Vieh- und Jagdernährung sowie die Fährnisse des Herumziehens selbst können dabei den Übergang zur Patrilinearität -nicht zum Patriarchat mit Privateigentum- begünstigt haben: Der Ausdruck für Sippe bei den Germanen, die -philologisch nachweisbar- eine matrilineare Vergangenheit haben, aber historisch nur patrilinear bezeugt sind, lautet fara und kam sehr wohl -so F. Engels, dessen Sprachanalyse hier gefolgt wird- für die feste "Abteilung des Wanderzugs" (vgl. F. Engels (1884), 1962, S. 132) stehen. Lassen sich diese in -nicht selten Generationen währender- kriegerrischer Wanderung von Männern geführten Stämme dann nieder, so kann die väterliche Linie mit Patrilokalität auch in der Seßhaftigkeit festgehalten werden. Diese nun seßhaften Männer haben aber ~~kaum~~ Anlaß, unter sich den Boden in individuell vererb- und verkaufbares Eigentum aufzuteilen und die Frauen absolut zu entmündigen, also das Patriarchat aufzurichten. Sie haben aus einer Beseitigung der stammesverwandtschaftlichen Solidarität und Lebenssicherung nichts zu gewinnen und verfügen ohnehin über eine Existenz mit 'folgsamen' Frauen, für die Ehebruch auch schon im patrilinearen Stamm tödlich ausgehen kann (was in matrilinearen Stämmen ungleich seltener vorkommt). Die

patrilinearen Germanen etwa haben ein Patriarchat und eine Geldwirtschaft (dazu Tacitus, Germania, 5) denn auch nicht aufgerichtet. Noch zu Tacitus' Zeit ließen sie den Boden zwischen sich rotieren (ibid., 26) und gegen Ende des weströmischen Reiches machten sie sich nicht etwa zu Individualeigentümern frei verfügbarer Böden, sondern zu einer durch Solidarleistungen und Gefolgschaft verbundenen Feudalkaste.

§ 26 Für die Miturheber des Patriarchats könnten jedoch jene matrilinearen Männer in Frage kommen, von denen der Mythos als frauenlosen Kriegerhaufen berichtet. Sie werden hier übrigens nicht zum ersten Mal als Patriarchatserrichter ins ~~Auge~~ gefaßt (vgl. etwa H.Schurtz, 1902; für eine frühere als die hier angesprochene Zeit W. Helck, 1971, und für Rom insbesondere G. Alföldi, 1957, S. 24 f.).

Wie könnte man sich aber die Entstehung solcher Gruppen vorstellen? Die bereits dargestellten Verstoßungsrechte etwa der Irokesen- und Tuaregfrauen sind mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit auch bei den indogermanischen Stämmen vor der katastrophisch erzwungenen Südwanderung vorhanden gewesen. Der in eine Notlage geratene Stamm könnte durchaus zum Verstoß von eingeheirateten Männern übergegangen sein. Bei der nun zu bewältigenden Schwierigkeit der Nahrungsbeschaf-

fung dürften als 'überflüssige' Esser (neben Neugeborenen) erst einmal die Stammesfremden -die Nichtblutsverwandten- gegolten haben. Zwecks Erhaltung des sozialen Friedens im noch seßhaften Stamme könnten bis dahin kontrollierte Antipathien matrilinearere Frauen gegen ihre Männer nun zur vermehrten Anwendung des Verstoßungsrechtes geführt haben. Die verstoßenen Männer hätten in den Stamm ihrer Mütter, die etwa bereits wanderten und also über kein Land mehr verfügten, nicht zurückkehren können. Sie wären tatsächlich heimatlos und dem Untergang ausgeliefert gewesen. Beim Zusammenschluß etlicher Schicksalsgenossen hätten sich besagte Männergruppen formieren können.

§ 27 Da Frauen in diesem Falle ihr sexuelles Privileg 'schamlos' genutzt hätten, d.h. häufiger als üblich verworfen und -vielleicht aus den bereits streunenden Männern- auch ohne Einheiratungsbewilligung gewählt hätten, ergäbe sich zugleich eine Deutung des Grolls auf verführende oder treulose Frauen, den die patriarchalischen Mythen so wortreich ausdrücken:

"Gilgamesch tat seinen Mund zum Reden auf
und sprach zur fürstlichen Ishtar: └...┐
Welchen deiner Buhlen behälst du für allzeit lieb?
Welches deiner Vögelchen, das... hinaufgekommen wäre?
Wohlan, deine Liebsten will ich Dir nennen. └...┐
Und liebst du mich, so machst du mich jenen gleich"

(Das Gildamesch-Epos, Sechste Tafel, Verse 22ff. der Schottübersetzung, 1978 - vgl. auch den Bericht über die "zuchtlose Räuberin" Phaia -die "Sau"-, welche vom Gründer Athens getötet wird, bei Plutarch, Theseus, K. 9).

§ 28 Der Vorwurf gegen schamlose und verstoßende Frauen könnte -zur Entlastung von Schuldgefühlen- aber auch als psychische Verkehrung ins Gegenteil- nach dem Muster 'nicht ich habe sie verlassen, sie war ja froh, daß ich ging' - in den Mythos geraten sein. Dafür spräche, daß nur die Frauen eines matrilinearen Stammes, der auf seinem Boden noch sitzt, mit Hilfe ihres Landes irgendwann einmal einen neuen Ehemann einwerben können, nachdem sie ihren nicht mehr geschätzten und nur noch schwer ernährbaren herausgesetzt haben. Dieser Fall (§ 26) sollte in Katastrophen durchaus eintreten können: Verstoßene Männer kämen dann aus Stämmen, die sich durch eine nun größere Kargheit der Lebensbedingungen einzuschränken hatten, durch die Verkleinerung des Stammes seine Abwanderung mit hin gerade vermeiden wollten.

§ 29 Bei einem katastrophisch exilierten Stamm hingegen werden die Frauen durch den Verlust des Bodens unmittelbar ökonomisch herabgestuft, da sie Männern

keine Existenzgrundlage mehr anbieten können. Es läge mithin nahe, daß sie ihre Gatten, die jetzt mehr als zuvor auch als Beschützer gegen die Fährnisse dringend benötigt werden, eher zuvorkommender als früher behandelten. Für die eingeheirateten Männer wiederum würde die Arbeit für ihre Frauen nunmehr ökonomisch fragwürdig, da ihre eigene Existenz ja von den Frauen nicht mehr gesichert werden kann. Bis dahin aus ökonomischer Abhängigkeit von den Männern ertragene Ehebeziehungen könnten nunmehr in großer Zahl gelöst werden sein. Solchen emotional nicht mehr gebundenen Männern wären ihre Frauen nur noch eine Last gewesen. Ihre eigene Überlebenschance konnte steigen, wenn sie sich von dem Ballast der jetzt von ihnen durch Jagd oder Raub zu ernährenden Frauen freimachten. Wir hätten dann Männer, die nicht verstoßen wurden, sondern in einer 'Rette-sich-wer-kann-Aktion' desertiert wären. Bei den vielen zur Migration gezwungenen Stämmen könnten auf diese Weise ganz beträchtliche Männergruppen zusammengekommen sein.

§ 30 Die ökonomische Degradierung der durch Stammesexil landlos gewordenen Frauen könnte aber auch im -durch die Erfordernisse des Wanderns- nunmehr patriarchal gewordenen Stamm eine veränderte Geburtenkontrolle herbeigeführt, d.h. in der Tötung von un-

gleich mehr neugeborenen Mädchen als Jungen resultiert haben. Bereits in der ersten nachwachsenden Generation hätten sich dann sehr viele junge Männer gefunden, die zwar als Jäger, Viehtreiber, Krieger und Räuber nützlich waren, aber keine Aussicht auf eine Frau hatten - und zwar weder im eigenen Stamm noch bei einem fremden, der für die Herausgabe eigener Mädchen in der Regel auf dem Ersatz durch Mädchen aus dem frauensuchenden Stamm bestehen mußte. Wieder also wäre ein Reservoir für -nun bereits patrilinear wenn auch noch nicht patriarchalisch orientierte- Männergruppen erschlossen worden.

§ 31 Wie immer sich die Stammesabkömmlinge unter den Patriarchatserrichtern rekrutiert und nach Motiven unterschieden zusammengesetzt haben, die entscheidende politische Stoßrichtung wird nicht von ihnen formuliert worden, sondern von solchen Männern gekommen sein, die zwar ebenfalls aus einer sie beengenden Sozialstruktur herauswollten, dabei aber nicht mit Stammesgenossen, sondern mit Feudalherren konfrontiert waren.

Gegen Abhängigkeitsverhältnisse mißtrauische Männer, die dann an einer neuen Gesellschaftsstruktur interessierte Verbände bilden, rekrutieren sich also auch -wenn nicht gar in erster Linie- aus den Unterschich-

ten von Feudalgesellschaften, die durch-soziale Rebellionen begünstigende-Naturkatastrophen so sehr geschwächt sind, daß die Leibeigenen nicht wieder ins Joch gezwungen werden können oder die gar so tiefgreifend zerstört werden, daß von der zentralen Befehlswirtschaft für niemanden -also weder für Herrschende noch für Beherrschte- Nennenswertes übrigbleibt (zu diesbezüglichen Folgen einer disaströsen Katastrophe für die wichtigsten Regionen des mykenischen Kulturkreises vgl. etwa V.R. d'A. Desborough, 1964, S. 243 f.; für den Nachweis eines gleichzeitigen Klimabruchs Bryson/Lamb/Donley, 1974).

Gegen eine solche Befehlswirtschaft -entstanden als ein Stamm andere Stämme unterwarf, ausbeutete und sich so zu einer Feudalkaste machte- wird nun in den Katastrophen aufständisch vorgegangen (dazu bereits J.T. Hooker, 1973, S. 173/177/179, inzwischen schließt auch ein Moses Finley nicht mehr aus, daß etwa die spätminoische Feudalwirtschaft von Knossos in einer "Naturkatastrophe" mit anschließendem "Volksaufstand"- Finley, 1982 a, S. 58- untergegangen sei, schon früher wurde postuliert, daß dieser Untergang zeitgleich mit demjenigen der übrigen mykenischen Feudalkultur anzusetzen sei - dazu Pophan, 1970 - vgl. auch Anmerkung 2 unten).

Die schwere Beeinträchtigung des Unterwerfungsapparates wird dazu genutzt, eine Gesellschaft aufzubauen, in der die jetzt Rebellierenden nicht wieder in Subordinarität leben müssen. Sehr viel Material aus den antiken Sagen spricht dafür, daß ein solches Szenario für die Suche nach den historischen Patriarchatserrichtern -etwa in Athen (s. dazu die Augustinus-Passage nach Varro am Ende von § 4 oben)- am meisten Erfolg verspricht: Die Erinnerung der ionischen -also bereits patriarchalischen- Griechen z.B. an die sog. argivischen Tyrannen als ihre direkten zeitlichen Vorgänger verweist ja ebenfalls auf eine überwundene Feudalgesellschaft. Die Archäologen behaupten nun, Relikte dieser argivischen Tyrannen niemals gefunden zu haben und bestreiten deshalb ihre Existenz. Entsprechend mußten die Erinnerungen der Griechen zu phantastischen Erfindungen erklärt werden. Allerdings fanden und finden die Archäologen in der Argolis die Burgen von Mykene, Dendra, Tiryns, Argos etc., deren Anlagen -wie auch diejenigen in Pylos oder im homerischen Troja- wie "mittelalterliche Burgen" (v.Reden/Best, 1981, S. 108) feudaler Zwingherren größeren oder kleineren Zuschnitts ausschauen.

§ 32 Aufgrund von Relikten aus der 18. Dynastie Ägyptens in diesen Fundstätten fühlten sich die Archäologen und Historiker allerdings genötigt, die mykenische

Kultur im 14. Jh. v.u.Z. blühen und im späten 12. Jh. v.u.Z. untergehen zu lassen.

Tyrannen dieser Zeit konnten nun wirklich nicht die Herren gewesen sein, aus deren Gefolgschaft Privateigentumserrichter des 8. Jh. v.u.Z. entkommen waren. So hat denn die Geschichtswissenschaft zwischen die mykenische Feudalwirtschaft (dazu Brockmeyer, 1974, S. 17 f.; Chadwick, 1978, S. 69 ff.) und die Privateigentumswirtschaft ein "dunkles Zeitalter" von ca. 500 Jahren einschieben müssen (vgl. Snodgrass, 1971, aber schon Zweifel an solcher Chronologie bei Hooker, 1976, S. 180), an das sich während der Antike niemand erinnern konnte: Die Autoren der Alten "tell us practically nothing about Greek affairs before 750 B.C." (Coldstream, 1977, S. 18, ähnlich Finley, 1982a, S. 92 u. 97; zur durchgängigen Strittigkeit und extremen Spärlichkeit auch von archäologischen Funden eindeutig nicht-mykenischer Herkunft direkt unter den zentralen Fundorten des archaischen und klassischen Griechenland vgl. Desborough, 1972 und Coldstream 1977, passim).

Datiert man nun die mykenischen Funde unterhalb der archaischen mit ihren deutlichen Spuren katastrophischer Zerstörung nach der Abfolge der Ausgrabungsschichten und nicht nach ägyptischen Funden (gegen solche chronologische Verknüpfung bereits W.M.Ramsay,

1888 und O. Puchstein, 1890) so gehören sie unmittelbar vor die ionische Zeit und bestätigen die von Immanuel Velikovsky ermittelte, um etwa 500 zu alte Datierung der 18. Dynastie Ägyptens und ihrer Relikte in Mykene etc. (vgl. I. Velikovsky, 1981 und I. Isaacson, 1973 und 1974; zur Kritik an Einzelheiten der -ansonsten verteidigten- Chronologierevision durch Velikovsky vgl. etwa die Arbeiten von Bimson, Gammon und James in der SIS Review/London, passim).

Hätten also die Wirtschaftshistoriker zum Altertum darüber nachdenken dürfen, unter welchen außergewöhnlichen Umständen aus der mykenischen Abgabewirtschaft die politischen Errichter des Privateigentums direkt hervorgehen konnten, wären einige der in dieser Arbeit aufgeworfenen Fragen wohl längst zureichend beantwortet worden. Im Korsett der Verknüpfung mykenischer Datierung mit der pseudoastronomisch ermittelten ägyptischen Chronologie wurden die Wissenschaftler aber genötigt, in einem rätselhaften Zeitraum von etwa fünfhundert sterilen Jahren (dagegen zuletzt J. Sammer, 1983 u. 1983 a) blind und vergeblich herumzutasten.

§ 33 Exemplarisch läßt sich diese Vergeblichkeit, zu wissenschaftlicher Konsistenz zu gelangen, am Athenischen Gründungsheros Theseus zeigen. Plutarch beschreibt ihn uns als Sohn des Feudalherren Aigeus. Theseus nun

"ging umher und suchte Dorfgemeinden und Sippen zu gewinnen, wobei die schlichten und armen Leute schnell seinem Aufruf Folge gaben, während er den Mächtigen einen Staat ohne König vor Augen stellte, eine Demokratie, in der er nur der Anführer im Kriege und der Hüter der Gesetze sein, alle anderen gleiches Recht genießen würden. Die einen ließen sich hiervon überzeugen, die anderen, die seine schon stark angewachsene Macht und seinen kühnen Mut fürchteten, wollten doch lieber mit freiwilligem Fügen als gezwungen ihre Zustimmung geben. So hob er also die in den einzelnen Siedlungen bestehenden Prytaneien, Rathäuser und Obrigkeiten auf und schuf ein für alle gemeinsames Prytaneion und Rathaus dort, wo jetzt die Altstadt steht, nannte den ganzen Staat Athen
[...]

In dem Bestreben, die Stadt noch mehr zu vergrößern, berief er alle mit der Verheißung der Gleichberechtigung, und der Aufruf "Kommt hierher, alles Volk" soll von Theseus stammen, da er einen allgemeinen Freistaat schaffen wollte. Doch achtete er wohl darauf, daß seine Demokratie durch die wahllos zuströmende Menge nicht ein ungeordnetes Durcheinander würde, und schied darum als erster die drei Stände voneinander, den Adel, die Bauern und die Handwerker. Dem Adel (=Eupatriden) trug er auf, den Gottesdienst zu versehen, die Beamten zu stellen, die Gesetze auszulegen und göttliche und menschliche Rechte zu erläutern, stellte sie aber sonst den anderen Bürgern gleich." (Plutarch, Theseus, Kap. 24 u. 25 - meine Hervorhebungen)

Die ökonomische Entmachtung des Adels unter Anführung des Adelsabkömmlings Theseus im 8. Jahrhundert v.u.Z., wie Plutarch sie ja überliefert, durfte von den modernen Historikern nicht geglaubt werden, weil ihr adelig-mykenisches Athen ja bereits um 1200 v.u.Z. untergegangen war und deshalb für die Tat des Theseus allein Stämme verantwortlich sein konnten, die im 'dunklen Zeitalter' von irgendwoher gekommen wären und dann auf unverständbare Weise (dazu die Aussagen in § 9 oben) die Polis gegründet hätten. Die Aufrechterhaltung der Behauptung von der Unerklärbarkeit der Zivilisationsentstehung durch die Polis ist inzwischen mit soviel akademischer Ehre verbunden, daß auch die Entzifferung des Namens Theseus in Linear B-Tafeln der mykenischen Feudalgesellschaft (vgl. v. Geisau, 1979, Sp. 751) nicht zu einem Umdenken, sondern zu merkwürdigen Aussagen nötigte. Die Überraschung über den so eindeutig griechischen Namen Theseus in 500 Jahre älteren Texten brachte nicht etwa Zweifel an diesen 500 Jahren hervor, sondern führte zu Annahmen von einer bis dahin unbekannten Gottheit namens Theseus bei den Mykenern (dazu v. Geisau, ibid.).

§ 34 Von der gänzlichen hilflosen Verstrickung der Historiker ins 'Dunkle Zeitalter Griechenlands' in gewisser Weise auszunehmen ist der ungarische Wissenschaftler Ferenc Tökei (1977).

Als Marxist beharrt er darauf, daß die griechische Privateigentumswirtschaft aufgrund von agrartechnologischen Neuerungen - "entfesselten Produktivkräften" (dagegen §§ 76 u. 128 unten) - direkt aus der mykenischen Abgabewirtschaft hervorgegangen sein müsse und deshalb nicht erst um 750, sondern eben bereits um 1200 v.u.Z. begonnen habe. Das "Dunkle Zeitalter" erklärt er sich leicht hin daraus, daß die Privateigentümer über 500 Jahre hinweg einfach keine Schrift benötigt hätten, weshalb Quellen eben auch nicht erwartet werden dürften.

Gegen diese Auffassung spricht nun nicht allein, daß ja auch eindeutige nicht-schriftliche Relikte für das "Dunkle Zeitalter" fehlen. Ungleich haltloser muß Tökais Glauben anmuten, daß - im Unterschied zu Feudalherren, die Abgabenlisten zu führen hatten - die gleichen und freien Privateigentümer zum Schreiben keinerlei Anlaß gehabt hätten. Tatsächlich ist festzustellen, daß die ganz neuen Rechtsstreitigkeiten der Privateigentümer als Gläubiger und Schuldner die Entwicklung der Schrift gerade mächtig vorantreiben.

§ 35 Wiewohl nicht zuverlässig auszuschließen ist, daß der überlieferte Stoff zur frauenunterdrückenden Patriarchatserrichtung durchweg auf die ehemaligen Leibeigenen und jetzigen Rebellen zurückzuführen ist, vermögen die Taten dieser - aus feudaler Gefolgschaft entkommenen - Männer m.E. das mythologische Material nicht völlig abzudecken. Das gilt insbesondere

für die starken Hinweise auf eine stammesgesellschaftliche -also nicht nur feudalgesellschaftliche- Herkunft der beteiligten Krieger und auch nicht für das Amazonen- und Frauenraubmaterial. Vielleicht verweisen die verschiedenen Elemente des Mythos aber auch nur auf die mannigfaltige Zusammensetzung der Gruppen: "Ursprünglich mögen die Phylen oft aus dem Kompromiß einer schon ansässigen mit einer erobernd eindringenden neuen Kriegerschicht entstanden sein" (M. Weber, 1964, S. 977). Vielleicht geben sie aber auch einen Hinweis darauf, daß auch die feudaler Herrschaft unterworfen gewesenen Männer selbst noch in sozialen Restformen matrilinear Bauern fortexistiert hatten.

Auch Frauen vom Schlage der kühnen Spartanerinnen oder der mykenischen Agamemnontöterin Klytaimnestra mögen als tapfer und streitbar sich wehrende Beute ehemaliger feudaler Höriger, die das Privateigentum konstituierten, ebenfalls in die Amazonen- und Frauenraubmythen eingegangen seien (s.a. §§ 37 u. 38).

§ 36 Die in den §§ 26 bis 29 ausgebreiteten Szenarien für das Aufkommen frauenarmer Kriegerhaufen könnten Licht nicht nur auf die Auseinandersetzungen zwischen den Geschlechtern, die das Patriarchat als Niederlage des weiblichen vorerst besiegelt, sondern gerade auf das

Mißtrauen zwischen Männern werfen, für dessen Überwindung die neue Gesellschaft eine tatsächlich beabsichtigte Lösung darstellt: In einer Notlage heimatlos gewordene Männer werden darauf sinnen, nicht noch einmal in eine Lage, d.h. in ein soziales Gefüge zu geraten, in dem -etwa im matrilinearen Stamm- ihre Verstoßung 'legal' ist. Hätten sich gar die Brüder ihrer Frauen an Verstoßungen beteiligt, würde zugleich deutlich, daß für eine Solidarität unter Männern bei der Aufrichtung des Patriarchats wenig spricht, die neuen Privateigentumsstrukturen also gerade daraufhin befragt werden müssen, ob sie nicht einem Mangel an Solidarität zwischen den Gründern entgegenwirken sollten.

Desertierte -also keineswegs verstoßene- Männer werden in erster Linie nicht von Rachgedanken, sondern von Schuldgefühlen geplagt sein, die sich aber wiederum in Aggressivität eine Entlastung suchen. Vor allen Dingen aber werden diese Männer gegen jedermann jenes Mißtrauen hegen, welches die verlassenen Frauen ihnen gegenüber entwickeln mußten. Der auch durch ihre eigene Schuld herbeigeführte Bruch der Stammessolidarität wird sie gerade nach Wegen suchen lassen, auch von Männern, also auch von einer patrilinearen Stammesstruktur, nicht wieder abhängig zu werden.

§ 37 Matrilineare Frauen, die während der Seßhaftigkeit wesentlich vom Landbau gelebt haben und nach der erzwungenen Wanderung plötzlich vom Jagd- und Raubglück der Männer abhängig werden, befinden sich in einer extrem schwierigen Lage, wenn sie im Stich gelassen werden. Eine neue Art der Lebensmittel- und Ersatzleutebeschaffung, d.h. zuvor der Erlangung von Paarungspartnern, werden für sie vordringliche Aufgaben, deren Mißlingen das Ende bedeuten kann. Das Aufkommen von Amazonen nach Katastrophen -etwa dem Verschwinden des sog. Tritonsees in Libyen (Diodor von Sizilien, Geschichts-Bibliothek, Buch III, Kap. 52-55) oder eben durch das Verlassenwerden während einer sog. Völkerwanderung (Prokop, Gotenkriege, Buch IV, Kap. 3)- wird in den Überlieferungen bezeugt. Das gilt auch für ihre Wut über solchen Verrat, die sie dazu brachte, die wenigen Männer, die nicht desertiert waren, aber den Schritt ihrer Genossen verheimlicht hatten, zu erschlagen:

"Als nun die Frauen sahen, daß zu ihrer Verbannung
[Wanderung des Stammes ins Exil - G.H.) nun auch noch
die Männerlosigkeit gekommen war, greifen sie selber
zu den Waffen, um Kriege zuerst nur abzuwehren, dann
aber auch selbst vorwärts zu tragen und so ihr Gebiet
zu verteidigen. [..] Und damit nicht die einen
[Frauen -G.H.] glücklicher zu sein schienen als die

anderen, bringen sie auch noch diejenigen Männer um, welche daheimgeblieben waren" (Pompeius Trogus. Weltgeschichte im Auszug des Justin, 2. Buch; zur Amazonen-Quellenlage s. P.Samuel, 1979).

Darauf, daß schließlich auch der Frauenraub der Patriarchatserrichter selbst zur Verwandlung von Frauen in Amazonen führen kann, indem die Männer des überfallenen matrilinearen Stammes erschlagen werden und die Frauen sich dann selbst zu wehren beginnen, verweisen viele Gründersagen griechischer Städte, die ihre Urmütter als durchaus amazonische Wesen in Erinnerung haben. Unter diesen Sagen ist natürlich diejenige aus Athen vom Frauenraub unter Theseus, der einen Rachezug der Stammeschwestern der Antiope nach sich zieht, dessen glückliches Überstehen die Athener jedes Jahr als entscheidende Voraussetzung für das Überleben ihrer Polis feiern (dazu Plutarch, Theseus, Kap. 27), am bekanntesten geworden. Fast alle Heroen sind in Amazonenkämpfe verwickelt: Bellerophon, Herakles, Jason, aber auch der Stammesbarde und Erfinder des versus heroicus (Hexameter) Orpheus, den matrilineare Thrakerinnen zerreißen, weil er ihre sexuellen Annäherungen nicht mehr zuläßt und Apollonanbeter wird - also als Patriarchatserrichter der weiblichen Rache zum Opfer fällt.

§ 38 An den Amazonen wird auch deutlich, daß Mutterschaft als solche keinen Grund für den Untergang matrilinearere Stämme -etwa aus Schwangerschafts- oder Stillschwäche- abgeben muß. Sehr wohl aber können kleine Kinder hinderlich sein, wenn es darum geht, Männer in Schach zu halten, die für ein aufzurichtendes Patriarchat Gattinnen suchen.

[EXKURS]

§ 39 Auf amazonische -bzw. Frauen von Männern zugeschriebene- Wut etwa beziehen sich Deutungen des Mythos, die ausschließlich psychoanalytisch vorgehen (dagegen aber die aus der Psychoanalyse kommende Kritik eines bloß auf Infantilismen reduzierenden Analyseversatzes A. Lorenzer, 1981, passim u. programm. S. 13), also einen in der menschlichen Gattung immer virulenten Geschlechterkampf für ausreichend erachten, um etwa auch die Revolution zum Patriarchat erklären zu können. Diese Art der Deutung kann nun nicht ohne einen zirkulären Trick auskommen: Daß die Geschlechterspannung permanent wirke, kann ja nur aus ihren konkreten -und ganz unterschiedlichen- Manifestationen erschlossen werden. Die in der Tiefe gärende Konfliktbereitschaft muß an der Oberfläche auftauchen und eine Gestalt annehmen, bevor die Mythologen sie wahrnehmen und überliefern können. Der Trick einer bloß psychoanalytischen Mythen-deutung besteht mithin darin, daß sie vom Mythologen

schon vorab gehört haben muß, was sie als -eben gar nicht selbstverständliche- ganz eigenständige und in 'ewigen' Bildern sich mitteilende Leistung des Unbewußten hinstellt. Sie glaubt also die Besonderheit der Manifestation, die es doch gerade historisch zu erklären gilt, vernachlässigen zu können und weiß doch nur von den vielen besonderen Manifestationen etwas über einen allemal wirkenden Konflikt.

§ 40 Warum, wann und wie sich 'ewige' Spannungen bis zu Handlungen eines véritablen Geschlechterkrieges zuspitzen, kann nicht aus den Spannungen selbst ermittelt werden. Vielmehr erlaubt erst der besondere historische Vorgang, sich bei sozialen Umwälzungen der Existenz eben auch solcher Spannungen zu verge-
wissern. Die Amazone kann Bestandteil des Mythos-
-und danach zentrale Imago der Geschlechterspannung-
erst nach ihrem leibhaftigen historischen Auftritt
werden, wie übrigens -sehr viel später- die Imago der
Hexe erst nach den frühneuzeitlichen Massakern an
Hebammen und anderen aufgeklärten Frauen zur Obses-
sion in Phantasien, Ängsten und Märchen avancieren
kann (dazu G. Heinsohn / O. Steiger, 1982). Die Ob-
session zieht dabei natürlich ihre Energie aus der
Vergeltungsangst siegreicher Männer, welche sie
'Amazonen' und 'Hexen' ganz anders darzustellen

zwingt, als die historischen Vorlagen erlauben. Aber auch diese Energie der Vergeltungsangst ist -so wie sie sich äußert- eine historisch geformte. Der Trieb kann sich mithin keineswegs jederzeit patriarchatserrichtend äußern, die neue Gesellschaft nicht aus sich heraus herbeireden. Das Patriarchat besteht nicht aus allemal vorliegenden Projektionen, die sich 'irgendwann' in gesellschaftliche Institutionen umwandelten. Die im Entwurf und Vollzug der patriarchalischen Gesellschaft real ausgekämpfte Geschlechterspannung braucht ganz spezifische historische Umstände. Ohne diese ergibt sich der bekannte Entwurf nicht. Er wäre vorher -etwa auf der Couch eines Analytikers- so nicht nachweisbar gewesen.

§ 41 Erst wenn die Ersetzung der konventionellen Geschichtsschreibung, welche ja den Mythos als reines Phantasiegebilde abtut, durch eine verkürzte psychoanalytische Deutung ebenfalls überwunden wird, kann auch die von der Psychoanalyse unabsichtlich noch mitbetriebene Verwendung des Mythos in religiöser und ideologischer Absicht fruchtbar kritisiert werden: An der Apokalypse etwa -an Feuer und Steinen, die am Weltende vom Himmel fallen und die Gestirne verfinstern werden (bes. Offenbarung des Johannes 6, 12-17, 16, 3-4, 8-10 und 17-21)- läßt sich das immer

noch am klarsten zeigen. Die Priester versetzen mit diesen 'letzten Tagen der Menschheit', in denen die Sonne um ihr Leben zu kämpfen haben werde, ihre Gläubigen und häufig genug auch sich selber in Schrecken. Sie suggerieren also, daß etwa allein durch irdischen Gehorsam, durch Askese und Menschenopfer etc. dieses jüngste Gericht durchstanden werden könne. An der aktiven Herbeiführung -und da liegt die Gefahr der Religion- solchen Gerichts zwanghaft zu arbeiten, fühlen sich die von Kindheit an furchtsam gemachten Menschen dann aber geradezu genötigt -Atomwaffenarsenale mögen dafür heute verführerische Mittel werden-, weil so die ansonsten diffus bleibenden und deshalb umso bedrohlicheren Ängste anschaulicher und bewältigbarer gemacht werden können.

Eine bloß psychoanalytische Deutung des "Feuers vom Himmel" wird zwar nicht den Aberglaubensvorwurf der konventionellen Geschichtsschreibung erheben, aber doch meist auf jederzeit nachweisbare infantile Ängste (gegen solche psychologistische Verkürzung s.a. I. Velikovsy, 1982, S. 170 ff.), die sich an den Himmel projizierten, verweisen und gegenüber der religiösen Verwendung von in der Vergangenheit wirklich vorgefallenen Katastrophen, denen durch Kasteiung und Menschenopfer am allerwenigsten beizukommen ist, hilflos bleiben. Die zwanghafte Wiederholung einer Abwehr

aus der 'Kindheit' der Menschheit -also Katastrophen als himmlische Bestrafung anstatt als furcht-, aber gleichwohl erklärbare kosmische Prozesse aufzufassen- macht eben das brisante religiöse Verhalten aus, das durch die Aufdeckung des ihr unterliegenden infantilen Mechanismus noch nicht entschärft werden kann. Eine wirkliche Aufarbeitung der unbewußt nachwirkenden Menschheitskindheit beginnt erst, wenn die traumatisierenden Ereignisse als höchst nachhaltige Erfahrungen der Menschheit rekonstruiert und damit ernst genommen werden, wenn also gezeigt werden kann, daß die gefürchtete Apokalypse in einer infantilen Projektion an den Himmel nicht aufgeht, sondern aus dem "Erregungshintergrund" (Zvi Rix) der wirklich einmal vom Himmel kommenden Katastrophe -z.B. der ägyptischen Plagen- gespeist wird, welche um 1500 v.u.Z. den jüdischen Sklaven die Flucht aus der Leibeigenschaft ermöglichte (zur teilweise identischen Wortwahl im Plagenbericht und in der Offenbarung vgl. die Synopse von L.M. Greenberg, 1975).

An einer Fortsetzung der -irrationalen Ausbrüche immer wieder hervorbringenden- Verdrängung beteiligt sich also, wer die Katastrophenberichte der Alten als im Grunde ganz normale -und im Einzelfall vielleicht auch schon neurotische- Überhöhungen und Verschiebungen ödipaler Vaterängste dechiffrieren zu können glaubt.

Die zwanghafte Wiederholung der nicht minder alten religiösen Abwehrmechanismen -vor allem in der Form der Ganzbrandopfer (=Holokaust)- kann erst angegangen werden, wenn die eigentliche Projektion -also die neurotische Erwartung des Wiedereintretens eines doch bereits der Vergangenheit angehörenden, aber durch die Verdrängung frisch gehaltenen Ereignisses- durchschaut wird: Das, was als jüngstes Gericht gefürchtet wird, hat als wirkliche Katastrophe längst stattgefunden.

[Exkursende]

§ 42 Wie immer sich nun die kriegerischen Patriarchatserichter im einzelnen zusammengesetzt haben mögen, ob unter ihnen Verstoßene, Deserteure, im Einvernehmen mit ihrem Stamme Emigrierte oder aus feudaler Zwangsgefolgschaft Entkommene überwogen, es müssen mißtrauische Zeitgenossen gewesen sein, die mit der Abhängigkeit von einem Stamm oder von einer Herrenschicht, die auch deren weibliche Mitglieder als bekämpfungswerte Gegner (dazu bereits R. Briffault, 1927, I, S. 423) einschloß, die also mit Frauen und mit Männern und selbst mit 'Mutter Natur' existenzbedrohende Erfahrungen hinter sich hatten. Häufig waren sie einander sogar fremd, ja sprachen nicht einmal in jedem Falle dieselbe Sprache. Die da -neben feudalen Abhängigkeiten- auch auf Blutsverwandschaft beruhende Stammesbeziehungen überwinden- und dies gilt ja für

die Historiker, die nur auf die Stämme schauen, als die eigentlich unbegreifliche Leistung-, waren als Versprengte miteinander oft genug überhaupt nicht blutsverwandt und konnten deshalb füreinander auch keine verwandtschaftliche Solidarität spüren. Das Mißtrauen gegenüber dem Fremden, welches durch die sprachlichen Verständigungsschwierigkeiten nur noch gewachsen sein kann, wird ganz vorrangig ihre Beziehungen gekennzeichnet haben. Die Luperci -zusammengelauene Leute von überall her- als größte Gruppe unter den Romgründern etwa geben das bekannteste Zeugnis für eben diese Zustände (s. auch R.E.A. Palmer, 1970, Kap. 5 ff.).

Die Enttäuschungen und Erschütterungen aus der Vergangenheit und das gegenseitige Mißtrauen der nach einer neuen Existenz suchenden Männer erfordert nunmehr einen Zusammenschluß, der das Mißtrauen minimiert und für die -ja auch in Zukunft erforderliche- Solidarität eine neue Zuverlässigkeit durch politischen Akt herbeiführt und so von der nicht mehr gegebenen verwandtschaftlichen Pflicht unabhängig macht.

§ 43 Für eine diesen Erfordernissen genügende neue Gesellschaft nun brauchen die Patriarchatserrichter eigenes Land. Wird die stammesgesellschaftliche Epoche -etwa

bei Thukydides- als eine Zeit erinnert, "da noch kein Handel war und kein gefahrloser Verkehr weder übers Meer noch auf dem Land, da alle ihr Gebiet nutzten, um gerade davon zu leben und keinen Überschuß hatten" (Geschichte des Peloponnesischen Krieges, I, 2 -meine Hervorhebung), heißt es nun von den Privateigentümern: "Erst einmal ein Gehöft, eine Frau, einen Ochsen zum Pflügen" (Hesiod, Werke und Tage 405 -meine Hervorhebung). Schon bei Homer lesen wir vom Zustandekommen einer Polis: "Aber sie die phäakischen Männer führte von dannen Nausithoos, ähnlich den Göttern, brachte gen Scheria sie, ... umringte mit Mauern die Stadt und teilte dem Volke die Äcker" (Odyssee 6, 7-10 -meine Hervorhebungen). Dazu, daß diese Verse tatsächlich Privateigentümerpraktiken und nicht davorliegende mykenische Verhältnisse reflektieren vgl. M. Finley, 1982, S. 216 u. 228 f.; von dieser 'späten' Stelle in einem angeblich ältere Verhältnisse behandelnden Epos her ist aber auch zu fragen, ob nicht Finleys Insistenz, daß Homer überhaupt nicht von Mykene handele, weil er von Feudalverhältnissen zu undeutlich rede (Finley, 1982, S. 213-232), dadurch hinfällig wird, daß Homer eben doch relativ spät schreibt und seinem Leser einen Feudalherren -zumindest in einigen Zügen- wie einen zeitgenössischen Privateigentümer und eine Zwingburg wie eine Polis beschreibt. Was Homer vage und nicht selten konfus an sozialen Strukturen schildert, paßt

in seiner poetischen Inkonsistenz auf überhaupt keine Gesellschaftsform richtig. Eben deshalb kann Finley Homers soziologisch wirren Aussagen flugs dazu benutzen, die letzten beiden Jahrhunderte des sog. "Dunklen Zeitalters", aus dem er widerstreitende Evidenz (mangels Vorhandensein dieser Epoche - dazu §§ 32-34 oben) nicht fürchten muß, auszufüllen (vgl. *ibid.*, S. 224).⁷

§ 44 Da die Heroen nicht ewig jung bleiben, benötigen sie Frauen als Mütter der nachwachsenden Patriarchen und späteren Ernährer. Sehr wahrscheinlich -und dafür sprechen wiederum die Aussagen über die Luperci (vgl. etwa Livius, Römische Geschichte, Buch I, Kap. 8) -schließen sich der neuen Gesellschaft aus Not Frauen- als Versprengte, Verlassene, Verstoßene, Verwitwete, nunmehr schutzlose Adelige etc.- auch freiwillig an. Zu verbreitet sind aber die Geschichten vom Frauenraub -am bekanntesten dabei die von den Romgründern geraubten matrilinearen Sabinerinnen- und zu grausam fallen die Gesetze aus, denen die Frauen dann unterworfen werden, um einer solchen 'Freiwilligkeit' allzuviel für die Gattinnenbeschaffung zuzutrauen. Frauen müssen also geraubt werden, weil sie als solche matrilinear, patrilinear oder auch feudaler Herkunft an wirtschaftlicher Unabhängigkeit und Freiheit nur einbüßen können. Sie müssen aber auch geraubt werden,

weil die Patriarchatsgründer im Austausch gegen Frauen selbst ja noch keine Töchter als Ehegattinnen -etwa für patrilineare Stämme- anzubieten haben bzw. für matrilineare Männer aus dem Stamm, der die Frauen abgibt, keine Einheirat versprechen können. Diese Stämme werden ihre Töchter also höchstwahrscheinlich verweigern.

Der Krieg um die Frauen wiederum muß heftig verlaufen sein -besonders wo er zwischen Kriegern aus matrilinearen Stämmen ausgefochten wurde. Die Verteidigung solcher Stämme und die Aufrichtung des Patriarchats wurde im Normalfall ja nicht etwa zwischen Männern und Frauen ausgetragen. Besonders heftig mag er getobt haben, wo matrilineare Männer ihre Frauen verteidigen und dabei matrilinearen Männern gegenüberstehen, die auf der Seite der Patriarchatserrichter kämpfen und wie ihre Gegner als besonders grausame Kämpfer ausgewiesen sind (vgl. Divale et al., 1976; vgl. auch § 14 oben).

§ 45 Bevor jedoch Frauen -durch eine wie immer fatale Existenzaussicht- angelockt oder eben geraubt werden, muß entschieden sein, wohin man sie bringen wird, muß also dafür gesorgt sein, daß dem Mißtrauen zwischen den Männern, die sich da zusammengefunden

haben, durch die geraubten und vorerst wohl kaum ausreichenden Frauen nicht noch weitere Nahrung gegeben wird.

Der naheliegende erste Schritt der Patriarchatserichter besteht deshalb in der Aufteilung des für den Neuanfang gewonnenen Territoriums in einer Weise, daß jeder Mann ein abgegrenztes eigenes Stück Land erhält, über das nur er selbst disponieren darf, auf dem er also vor existentiellen Entscheidungen anderer und vor Ausbeutung sicher ist. In Rom geschieht das der Sage nach durch rechteckige Grenzziehung (Roma Quadrata) zwischen den Äckern ohne Rücksicht auf die natürliche Bodengliederung oder Wasserläufe - so ausgeprägt ist das Mißtrauen zwischen den Gründungspatriarchen und so entschlossen sind sie deshalb zur Eigenständigkeit. Dieser Schritt bringt das Privateigentum in die Welt (die historisch außergewöhnliche Klarheit des Privateigentums -und des Individualismus- als Grundstruktur der griechisch-römischen Welt und auch noch für Phönizien hervorzuheben, sie aber dem Osten insgesamt abzusprechen, wie M.I. Finley, 1973 S. 29, es tut, scheint mir zweifelhaft - dazu auch T. Jacobson, 1943 und Anmerkung 1 unten).

§ 46 Die Voraussetzungen der Entstehung von Privateigentum machen bereits deutlich, daß zwischen den Gründern durch die Landaufteilung Gleichheit anzustreben war, da alle Sonderbefugnisse einzelner Großer als Bedrohung auch der neugewonnenen Existenzgrundlage abgelehnt werden mußten. Von daher wird Varros Überlieferung zur Landunterteilung verständlich: "Die zwei Morgen, die Romulus zuerst, wie es heißt, Mann für Mann verteilte, daß sie den Erben zufielen, wurden heredium genannt" (Varro, De re rustica, I, 10, 2; zur Gleichheit s.a. Plutarch, Theseus 25 u. § 33 oben). Insofern bleibt auch Theodor Mommsens Aussage über die ursprüngliche Verfassung Roms plausibel: "In der Volksgemeinde aber, die unvergänglich bestehen soll, findet sich kein natürlicher Herr, wenigstens in der römischen nicht, die aus freien und gleichen Bauern bestand und keines Adels von Gottes Gnaden sich zu rühmen vermochte" (Th. Mommsen, 1912, S. 63 - meine Hervorhebung). Ihm war auch schon deutlich geworden, daß zu den Romgründern Leute gehörten, die zwar zuvor 'wandern' mußten, aber bloß aufgrund des mitgeführten Viehs doch keineswegs zu Jäger- und Hirtenvölkern erklärt werden können: "Sage und Glaube, Gesetze und Sitten knüpfen bei den Italikern wie bei den Hellenen durchgängig an den Ackerbau an" (ibido, S. 21).

Für die Entstehung des patriarchalisch-individuellen Privateigentums aus kephalistischen Stämmen - also aus hierarchischen Großhäuptlingstümern - sprich mit-

hin nichts. Wo wären diese Häuptlinge dann geblieben? Die heroischen Gründer des Privateigentums sind zwar herausragende Männer, ökonomisch aber relative Habenichtse. Sie unterscheiden sich untereinander bestenfalls in der mehr oder weniger günstigen natürlichen Lage ihrer Äcker, wodurch allerdings die -von ihnen ganz unwillentlich mitgeschaffene- Geldwirtschaft von Anfang an einen besonderen, aber für ihre Entstehung gleichwohl nicht notwendigen Anstoß erhält (dazu ausführlich Kapitel IV unten).

§ 47 In Häuptlingen, denen etwa große Mengen an Schweinen oder Jamswurzeln etc. als Loyalitätsgaben zugehen, die Errichter der Privateigentumswirtschaft auszumachen, wie das etwa Friedrich Engels versucht hat, offenbart einmal mehr die Schwierigkeiten evolutionistisch erzogener Theoretiker, sich den Anfang einer so ungewöhnlich reichtumsschaffenden Gesellschaft als einen vorzustellen, der durch Armut gekennzeichnet ist, der man ihre späteren Folgen also gerade nicht schon im Embryonalstadium ansehen kann.

Der Zirkelschluß, daß die reichtumsschaffende Ökonomie von Reichen geschaffen worden sein müsse, wiederholt sich etwa in Thesen über mächtige Aristokraten als Schöpfer der antiken Zivilisation oder über 'ursprüng-

liche Akkumulierer' am Beginn des modernen Kapitalismus (dagegen Heinsohn/Steiger, 1981). Die Theoretiker der Antike vollzogen solchen Zirkelschluß noch nicht. Auch Moses Finley bleibt hier in seinen Formulierungen irreführend, wenn er etwa besonders mächtige Bürger von Syrakus als "Aristokraten" (Finley 1982a, S. 109) bezeichnet, aber darauf verweist, daß diese heute im antiken Syrakus selber Gamoroi hießen, wörtlich also von denen abstammten, die das Land aufgeteilt hatten. Aristokratische Grundherren nehmen solche Aufteilung zu Privateigentum aber gerade nicht vor, - es sei denn sie hätten zu den Überläufern auf die Seite der Revolution gehört, wären also bereits Deklassierte und keine Herren mehr über Leibeigene gewesen.

§ 48 Für das alte Ägypten, das erst sehr spät geldwirtschaftlich wird, gilt als "Tatsache..., daß... erstmals in den demotischen Papyri mit extremer Häufigkeit Personen agieren, die sich ökonomisch und somit juristisch als Eigentümer bezeichnen, sich in dieser Funktion ihrer Umwelt gegenüber verhalten und von ihr auch entsprechend anerkannt werden" (S. Grunert, 1980, S. 101). Das Demotische ist nicht vor dem 7. Jahrhundert v.u.Z. entstanden (ibid., S. 99). Es darf hier also gefragt werden, ob die relativ unabhängige Stellung der ägyptischen Frau selbst noch unter griechischer

und römischer Herrschaft nicht auch darauf zurückführbar ist, daß dem zentralistischen Ägypten das Privateigentum von außen - Griechenland, Phönizien - gebracht und nicht dort selbst gefunden wurde.

Gewiß braucht Ägypten -wie jede hierarchische Abgabewirtschaft- Maße und Gewichte für die Feldereinteilung und die Beurteilung der Fronerfüllung (dazu etwa W. Helck, 1980 u. A. Schlott-Schwab, 1981). Nach solchen Maßen wird selbstverständlich auch abgeliefertes oder ertauschtes Edelmetall eingeteilt. Es wird dadurch aber ebensowenig zu Geld wie gewogener Honig oder gemessene Stoffe. Wo solche Edelmetallmengen in der Literatur unsachgemäß als "Zahlungsmittel" bezeichnet werden, zugleich aber gesagt wird, daß sie auch durch Möbel oder Sandalen substituiert werden konnten (vgl. W. Helck, 1977), zeigt sich, daß es um die Tauschgüter und Abgaben in ihrer ganzen Vielfältigkeit und nicht um Zahlungsmittel geht. Auch wenn in Homers Ilias (7, 472/75) Wein gegen Erz getauscht wird, bedeutet dies keineswegs, daß jenes Erz allgemeines Zahlungsmittel ist, geht der Wein doch auch für Gefangene und Stierhäute weg. So ist auch das so häufig als "Geld" bezeichnete Vieh keineswegs allgemeines Tauschmittel (dazu deutlich M. Finley, 1979, S.67). Tausch ist ja gerade durch fehlende Allgemeinheit gekennzeichnet. Bei Vieh handelt es sich allerdings um ein Lebensmittel, das über-

durchschnittlich häufig ertauscht wird. Kommt es nun zu Viehverkauf von nichtgeldwirtschaftlichen Züchtern an Mitglieder von Geldwirtschaften, dann drückt eine bestimmte Geldeinheit eben auch eine bestimmte Menge Vieh aus, die nun zum Standard für Tauschtransaktionen auch zwischen verschiedenen nichtgeldwirtschaftlichen Gesellschaften werden kann. Kennen diese für ihre ja spezifischen Güter durch den Handel mit Geldwirtschaften auch deren Preis in Geld, dann können sie ihre Güter untereinander tatsächlich auch als Zahlungsmittel und nicht mehr nur als Tauschgegenstand einsetzen. Feudale Abgaben und Tauschgüter tragen ihre Zahlungsmittelfähigkeit also nicht automatisch an sich, sondern brauchen dafür die Beziehung zu einer Privateigentumswirtschaft. Das privat unterteilte Land also ist zu erklären, bevor das Geld verstanden werden kann und nicht auf die Mannigfaltigkeit der Tauschgüter oder Lebensmittel überhaupt auszuweichen, um das Geld zu verstehen.

Wiederum hat Plutarch die überlieferte Ahnung der Alten festgehalten, daß Privateigentum -nicht aber der ungleich ältere Tausch- und Geld zusammenhängen. Von Theseus, der für die Einführung des demokratisch gleichen Privateigentums gerühmt wird, wird zugleich behauptet, daß er die "Münze schlagen" ließ (Plutarch, Theseus, Kap. 25).

§ 49 Eine solche Geldwirtschaft transformiert dann nicht nur angrenzende Stämme, sondern eignet sich auch zur Unterminierung noch unbehelligter Feudalreiche, die bis dahin -bei weitgehend stationärer Wirtschaft- nur durch Ausdehnung über immer mehr abhängige Bauernstellen territorial wachsen und dabei etwa auch die Mittel für den Bau von Pyramiden oder Kathedralen allmählich zusammenbekommen können. Der Randständigkeit und Kleinheit griechischer oder nahöstlicher Geldwirtschaften, die gleichwohl ausgedehnte Feudalgebiete des Altertums ihrer Dynamik unterwerfen, entspricht in der Neuzeit bekanntlich das technisch zurückgebliebene und dünn besiedelte England. Seine kapitalistische Struktur (zu ihrer Entstehung vgl. etwa Heinsohn/Steiger, 1981) führt nicht allein zur Auskonkurrierung anfänglich weit überlegener europäischer Nationen wie Frankreich und Spanien, sondern schließlich sogar zur Übernahme von Indien und zur Destabilisierung Chinas -beides Feudalgebiete, die allein jeweils mehr Menschen umfaßten als ganz Europa zusammen (um 1500 haben Europa 81 -England und Wales allein 3,75-, China 100 und Indien 105 Millionen Einwohner, vgl. McEvedy/Jones, 1978, S. 18/42/170/182). Chaldäer, Phönizier, Griechen und Römer hätten dann für die Antike nichts ungewöhnlicheres vollbracht als England für die Neuzeit. Es bleibt aber gewiß schwierig, unter diesen Regionen die "erste" mit der neuen Struktur zu bestimmen.

II. Patriarchalische Familie und monogame Sexualverdrängung

§§ 50 - 65

§ 50 Das gerecht bemessene individuelle Landstück muß nun an einen ebenso eindeutig 'abgrenzbaren' eigenen Sohn weitergegeben werden, soll nicht bereits in der nächsten Generation die Eigentumslage wieder unklar werden, beispielsweise also eine neuerliche Abhängigkeit von den -ohne Schwierigkeiten feststellbaren- Müttern der Söhne eintreten, weil die Vater-Sohn-Beziehung nicht überzeugend feststellbar ist.

Die Mütter für solche distinkten Söhne sind häufig genug also nicht lediglich erst herbeizuschaffen, sondern ihre in vielen Stämmen und Feudalgesellschaften bestehenden Rechte auf Freizügigkeit und sexuelle Initiative sind zur unbedingten sexuellen Treue gegenüber einem einzigen Manne umzuwandeln, da nur so die eindeutige Sohnesschaft belegt werden kann. Dieser nicht unkomplizierten Aufgabe nehmen sich u.a. die als Gesetzgebung des Romulus überlieferten Bestimmungen für die dauerhafte Brechung des weiblichen Widerstandes an (vgl. etwa Plutarch, Romulus, Kap. 22; siehe dazu auch die erhellenden, aber hier nicht durchweg geteilten Anmerkungen R.v.Iherings, 1894, S.406-424).

Die Frauen werden in den patriarchalischen Gesetzen ausschließlich der Strafgewalt ihres Mannes, auf dessen Landstück sie -vereinzelt also- im Hause leben, unterstellt: "Und jeglicher richtet nach Willkür Weiber und Kinder allein" (Homer, Odyssee IX, 114 f.). Um die Frauen auf dem Grundeigentum zu halten und die Aufgabe erfüllen zu lassen, welche erst das Patriarchat auf Dauer zu stellen vermag, darf ihr Mann -und nur ihr Mann- sie töten, wenn sie die 'Schlüssel entwendet', was wohl soviel bedeutet wie zu entlaufen bzw. zu versuchen, das Haus -wie etwa im matrilinearen Stamm- wieder zum Haus der Frau zu machen.

§ 51 Noch schwieriger als die Verhinderung des Entlaufens erweist sich die Aufgabe, aus der domestizierten, i.e. ins Haus gefesselten Gattin die nächste Herrengeneration -Söhne also- sicher herauszuholen. Für diesen Zweck darf ihr Mann sie töten, wenn sie mit ihrer traditionellen Geburtenregelung -in erster Linie der Kindestötung also- fortfährt. Das Recht auf Kindestötung geht deshalb allein auf den Vater über. (Als später welthistorisch ungemein bedeutsam werdende Ausnahme dazu muß die jüdische Kultur angesehen werden, die im Altertum als erste auch bereits die Kindestötung durch den Vater tabuisierte - als mögliche Erklärung dazu vgl. G.Heinsohn, 1979).

Der Mythos vom Heros Herkules, welcher die "Äpfel der Hesperiden" raubt -Pomeranzen, aus deren Schalen das Verhütungsmittel Hesperidin gewonnen werden kann- verweist vielleicht sogar darauf, daß auch bereits versucht wurde, Kontrolle über die Empfängnis zu erlangen, ohne welche das Patriarchat aufgrund von Verhütungsmaßnahmen der unterworfenen Frauen möglicherweise nicht einmal in die zweite Generation gegangen wäre.

§ 52 Die in der Literatur so auffällige Vernachlässigung des bevölkerungsökologisch so überaus folgenreichen Verlustes der weiblichen Entscheidung über die Fortpflanzung rührt m.E. wiederum daher, daß nach geschichtsrelevanten Entwicklungen in erster Linie im Felde der politischen Macht Ausschau gehalten wird (vgl. § 15 oben). Die 'Matriarchats-Patriarchats'-Debattierer verfahren durchaus sorgfältig bei der Registrierung von unterschiedlichen Gewalteinsatzmöglichkeiten und Ernährungsanteilen der Geschlechter, bleiben aber häufig undifferenziert, wenn sie -wie etwa die Feministin Janssen-Jurreit (1979, Kap.9)- zur Untermauerung der pauschalen, aber dann eben auch trivialen These einer weiblichen Inferiorität von Beginn des Menschengeschlechtes an z.B. die sexuelle Unterdrückung bereits der Australnegerin hervorheben und in der Aufrichtung des Privateigentums wichtige

Umwälzungen für die Geschlechterbeziehungen nicht mehr anerkennen wollen. Aber selbst die so 'primitiven' Australnegerinnen, die häufig bereits als junge Mädchen alten Männern zugeschanzt werden, beschließen auch gegen den Willen ihrer Gatten, ob ein Kind leben wird oder nicht (vgl. A.Hamilton, 1982). Den zivilisierten Frauen der Antike (und mehr noch den neuzeitlichen Frauen der europäischen Kolonialmächte), die ja nicht nur mit den oben genannten Todesstrafen, sondern bei tatsächlicher Unfruchtbarkeit auch noch durch Verstoßung bedroht sind, hatten die Australnegerinnen also eine sehr entscheidende Befugnis voraus.

§ 53 Für die Gewährleistung der Keuschheit -als Voraussetzung der eindeutigen Vater-Sohn-Erbbeziehung- darf der Mann seine Frau bei Ehebruch, der Vater seine Tochter bei vorehelichem Verkehr töten. Um Unzurechnungsfähigkeit als Entschuldigung ausschalten, darf die Frau auch bei Genuß von Wein umgebracht werden. Die Einsicht, daß die unerhörten neuen Gesetze bei Trunkenheit kaum aufrechterhalten sind, ist zum 'Vater' dieses vierten Gesetzes gegen die römischen Frauen geworden (s.a. F.Nietzsche, Die fröhliche Wissenschaft, Aphorismus 43). Mit diesen Gesetzen ist -nach dem Privateigentum- auch die patriarchalische Familie in der Welt.

§ 54 Die sehr alte Debatte (vgl. etwa bereits N.M. Fustel de Coulanges (1864), 1980, S. 92 ff.) um die unterschiedliche Bedeutung der Begriffe gens und familia (griechisch: genos und oikos) während der Antike bzw. darum, ob zwischen den von ihnen gefaßten Zuständen ein allmählicher evolutionärer Übergang stattgefunden habe, eine Debatte, die noch durch den lange verbreiteten wissenschaftlichen Glauben erschwert wurde, daß bereits am Beginn der patriarchalischen Polis eine Teilung zwischen Aristokratie und Plebs bestanden habe (s. dagegen bereits § 47 oben) und nur erstere in gentes unterteilt gewesen sei, läßt sich m.E. nun auflösen: Die erste patriarchalische Familie wird von ihren Errichtern mit dem überkommenen stammesgesellschaftlichen Terminus für die blutsverwandte Sippe (oder den Feudalclan), die nun allerdings über Zeugung und nicht über Geburt legitimiert wird, noch als gens bezeichnet.

Sie ist zugleich aber historisch neuer Eigentums-distrikt -also familia bzw. oikos. Bereits in der zweiten Generation jedoch, in der nicht-erbende Söhne eigene Familien -also Privateigentumshaushalte- gründen, geht die patriarchalische gens nicht mehr in einer einzigen patriarchalischen Familie auf, sondern besteht aus mehreren Familien, für deren privatwirtschaftliche Unterscheidung zu-

sätzlich zum Namen der gens ein Familienname eingeführt werden muß. Die Polis besteht also von Beginn an -und das ist die Revolution- aus nicht blutsverwandten gentes, die aber auch bereits Familien sind. Die Polis ist also durch Beziehungen gekennzeichnet, welche Autoren des 19. Jahrhunderts irrtümlich (dazu Fustel de Coulanges, a.a.O., S. 97) bereits den gentes selbst zuschrieben- eben die Nichtblutsverwandtschaft.

§ 55 Will sich nun nach sicherer Etablierung der neuen Privateigentumsgesellschaft ein Außenstehender der Polis als Bürger anschließen, so mag er bei entsprechender 'Mitgift' in eine gens adoptiert werden. Im Normalfall aber wird er nur gewöhnlicher Bürger -Plebejer also- mit Eigentumsrecht werden können, dem es verständlicherweise nicht mehr gelingt, in ein Verwandtschaftsverhältnis zu einem der ursprünglichen Polisgründer einzutreten. Überkommene Privilegien der gens-Mitglieder -etwa bei der Bekleidung von Staatsämtern- können sich die Plebejer nur durch politischen Kampf, der denn ja auch reichlich bezeugt ist, erringen. Der andere Vorzug der Zugehörigkeit zu einer gens -in Rom etwa für lange Zeit alle ihre Mitglieder zu Mithaftern für persönliche Schulden zu haben- wird jedoch auch durch

politischen Kampf nicht erreichbar. Die Aussicht für Plebejer, in Schuldknechtschaft zu verfallen, bleibt also größer. Dem Abmildern der Schuldknechtschafts- gefahr, die der neuen Privateigentumsgesellschaft inhärent ist (vgl. ausführlich Kap. IV unten), dienen ja gerade die Pflichten der neuen -also aus Verwandten und Privateigentümern zusammengesetzten- gens. Die direkten Abkömmlinge der Polisgründer mögen also durchaus eine privilegierte Schicht von Privateigentümern gewesen sein. Das macht sie aber keineswegs zu Aristokraten im feudalen Sinne.

§ 56 Wahrscheinlich ist die Errichtung von Patriarchaten häufiger versucht worden, als sie gelang. Und etliche Männer, die bei erfolgreichen Unternehmungen mitgemacht haben, dürften vor ihren Taten durchaus innerlich zurückgeschreckt sein, haßten dann wohl auch ihre Anführer, von denen sie weiter mitgerissen und vielleicht auch mitgezwungen wurden, als sie selbst psychisch eigentlich zu gehen imstande waren: Möglicherweise liegt darin eine der Ursachen für das gewaltsame Ende so vieler Heroen. Die neuen Gesetze fordern schließlich beiden Geschlechtern ungewöhnliche Disziplin ab, stauen also Aggressionen auf, die am Ende gegen die Führer selbst gerichtet werden, dann aber ihre Gesetze gerade nicht zerstören, sondern aus dem Schuldgefühl über den Mord auch ihre besonders treue Befolgung wachsen lassen.

§ 57 Es kann an dieser Stelle nun auch gefragt werden, ob die Freud'sche These vom Urvatermord durch frauenlos gehaltene Söhne, die ihm ja Gewissensstrukturen und nicht so sehr Realgeschichte erklären sollte (Totem und Tabu, 1912), in einen Zusammenhang mit der wirklichen Geschichte nicht doch gebracht werden kann: Patriarchatserrichter, die aus feudaler Gefolgschaft entkamen -also etwa den argivischen Tyrannen (s. § 31 oben)-, überwandten und töteten ja oft genug militärisch ausgesprochen machtvolle und herrschsüchtige Männer, die häufig über einen Harem geboten und viele ihrer Leibeigenen -nicht selten wohl zugleich eigene Söhne- zölibatär hielten. Das Gewissen, die neue und strenge Sexualmoral ergibt sich nun zwingend, wenn die Entkommenen die feudale Abhängigkeit andernorts nicht wieder konstituieren, sondern -trotz ihres Sieges und trotz ihrer Träume, am Platz der überwundenen Herren zu sitzen- zur Vermeidung neuer Abhängigkeiten den Boden privateigentumserrichtend aufteilen und -vorerst- Knechte nicht haben, also aus eigener Arbeit ohnehin nicht mehrere Frauen ernähren können.

§ 58 Die Heroen stabilisieren ihre jungen patriarchalischen Familien nun nicht nur durch die Androhung und Ausübung von Todesstrafen, sondern rechtfertigen ihre

neue Herrschaft gerade damit, daß eigentlich die Frauen, mit denen sie ja immer zu einer persönlichen Einigung finden müssen, die wirkliche Schuld für sie zu tragen hätten. In den antiken Mythen wird dieser Rationalisierungsmechanismus am deutlichsten beim Vorwurf der weiblichen Verführung und Schamlosigkeit und der darin sich auswirkenden Regellosigkeit von Beziehungen, die für Männer unwürdig gewesen seien und die es deshalb abzustellen gegolten habe. Insofern erweist sich der vielkolportierte Gedanke, daß 'der' Mann das Patriarchat errichte, um 'die' Frau zur "Sklavin seiner Lust" (F. Engels (1884), 1962, S. 61) zu machen, als wenig schlüssig. Über Lustsklavinnen verfügen Feudalherren oder Großhäuptlinge (zur Vielweiberei vorpatriarchalischer Indoeuropäer s. bereits R.v.Ihering, 1894, S.441), die andere für sich arbeiten lassen, nicht aber diejenigen, die unter sich den Boden gerecht aufteilen und äußerst hart auf ihm arbeiten müssen.

§ 59 Bevor es also im Patriarchat zu "Lustsklavinnen" kommen kann, steht -gut bezeugt für Griechen und Römer- die Herstellung dessen, was hier in aller Vorsicht als sexuelle Gerechtigkeit bezeichnet werden soll: Die Einehe mit Anzeichen beträchtlicher Sexualverdrängung bei beiden Geschlechtern.

Schon vom prototypisch dargestellten Heros Herakles wird als wichtigste Lebensentscheidung berichtet, daß er, vor die Wahl zwischen der Wollustgöttin und der Tugendgöttin gestellt, sich für letztere entscheidet: "Du sollst meine Führerin durch das Leben sein!"

Die sexuelle Gerechtigkeit eignet sich gewiß eher als Rechtfertigung gegenüber den unterworfenen Frauen, die sich solcher Strenge, welche sie aus eigenem An-Trieb kaum herbeigeführt hätten, doch leichter unterwarfen als sexueller Willkür, verringerte sie doch immerhin auch die Sexualkonkurrenz um Männer zwischen den Frauen. Die besondere Schärfe der Gesetze gegen die Frauen wird aber nur daraus ganz verständlich, daß sie vorrangig aus weitgehend egalitären Stämmen geraubt und ihnen dabei meist auch noch die Männer und Söhne erschlagen wurden (dazu etwa Herodot, Historien I, 146). Ihre Rache wurde also ebenso gefürchtet wie einfache sexuelle Untreue.

Die Einehe bildet aber bei der anfänglichen Frauenknappheit auch die einzige Variante der Geschlechtsbeziehungen, welche diejenigen Patriarchen akzeptieren können, die erst später eine Frau erhalten.

Nach Privateigentum und patriarchalischer Familie steht mit der monogamen Sexualverdrängung auch die dritte Säule der antiken Hochkultur. Am deutlichsten gemahnt an sie die chinesische Formel: Liebe zwischen Vater und Erbsohn, Zucht zwischen Mann und Frau, Ordnung zwischen Erbsohn und nicht-erben-den Brüdern (vgl. I Ging, 37, Die Sippe). Auch in China erscheint das Patriarchat nach Matrilinearität und/oder Feudalstrukturen mit abschließender Heroenphase offensichtlich erst im 8. Jahrhundert v.u.Z. (vgl. etwa M. Granet, 1980, S. 50f.).

§ 60 Für die Römer (wie ähnlich auch für die Griechen) bedeutet diese Sexualverdrängung nach der Gesetzgebung des Romulus, daß beide Geschlechter einen Körperschleier tragen müssen - Männer die Toga, Frauen die Stola. Die gens togata (der bedeckte Stamm) wird der Ehrenname, den sie sich selbst zulegen - neben der Bezeichnung Patrizier (in Athen: Eupatriden=Söhne edler Väter), welche ausdrückt, daß sie - juristisch, nicht biologisch gesprochen- Väter haben. (Es ist aber nicht auszuschließen, daß Patrizier und Eupatriden auf jene Patriarchatserrichter zurückgehen, die aus dem Feudaladel zur Revolution übergegangen waren).

Der freie römische Mann, der seine eigene Frau töten darf, kann in der Frühzeit von seinesgleichen getötet werden, wenn er öffentlich vor einer Frau von seiner Toga entblößt erscheint, also das altehrwürdige Kriterium der äußerlichen Attraktivität (dazu auch Lucretius, De rerum natura, V. Buch, 1114) für die Aufnahme sexueller Beziehungen, welches den unterworfenen Frauen je gerade als zu bestrafende Schamlosigkeit vorgeworfen wird, wieder in Kraft setzt. (In dieser Strenge auch gegen das nun herrschende Geschlecht mag sich natürlich wiederum der Umstand niederschlagen, daß Frauen noch längere Zeit knapp, Verführungsversuche von noch ledigen Männern also häufig waren.)

§ 61 Lediglich in besonderen Festen darf in der Privateigentumsepoche die vorpatriarchalische Zeit, in der die Frauen noch sexuell initiativ sein konnten, kurzfristig wiederholt werden: In den Dionysien oder Bacchanalien etwa dürfen Frauen ihre Verehrung des Phallus ungestraft zeigen, ihn betrachten und genießen, was allerdings anschließend etliche mit dem Tode bezahlen müssen, wodurch eben die ganze und nicht nur die Vorgeschichte des Patriarchats nachvollzogen wird. (Der Autor erinnert sich dabei an den Aschermittwoch in seiner rheinischen Kindheit der noch sittenstrengen

50er und 60er Jahre, an welchem Frauen, die im Karneval ihre 'Bützchen' (Küsse) verteilten oder in der Weiberfastnacht Krawatten als Phallussubstitute abschnitten, von ihren Ehemännern doch häufig durch körperliche Gewalt wieder in die häusliche 'Ordnung' zurückgewiesen wurden.)

§ 62 Die sexuelle Begegnung im Schlafgemach, in welcher sich ja der Herr mit der ignorant gehaltenen Unterworfenen gemein machen muß, die gerade auf diesem Felde 'biologische Herrin', als mit hoch überlegener Orgasmuspotenz ausgestattet ist (dazu die Biologin M.J. Sherfey, 1966), wird überhaupt zu einem Dauerproblem für die Patriarchate, ohne die etwa die antike Knabenliebe (dazu ausführlich E. Borneman, 1975, Kap. 5) wohl unverständlich bliebe.

Das Ausmaß dieser Schwierigkeiten wird beispielsweise an der Projektion deutlich, daß selbst der Göttervater Zeus Potenzzwistigkeiten mit seiner Gattin Hera ausgesetzt sei, daß dieses Götterpaar sich also regelrecht darüber streite, welches Geschlecht denn mehr vom Liebesleben habe. Zeus weiß dabei um die überlegene sexuelle Potenz der Frau. Hera will, darf aber doch nicht von ihr wissen, weil die Zeiten, als diese Potenz nicht bezweifelt, sondern eingesetzt

werden durfte, vorüber sind. Als dann der zur Entscheidung des Götterstreits herbeigerufene Teiresias kundtut, daß die Frau "neunmal mehr" vom Geschlechtsverkehr habe (bemerkenswert nahe an den Ergebnissen von Masters/Johnson aus dem Jahre 1966), kann sich Hera die weibliche Niederlage nicht mehr verbergen. Aus dem Schmerz, welchen Teiresias ihr zufügt, indem er sie an ihre Unterwerfung gemahnt, die ja jede Frau von neuem verinnerlichen muß, erwächst ihr der Zorn, aus dem heraus sie ihn blendet, also mangels Macht lediglich symbolisch kastriert.

§ 63 Im Patriarchat erweisen sich gleichwohl die in jeder Hinsicht unterdrückten Ehefrauen als diejenigen Menschen, denen die Patriarchen noch am ehesten vertrauen. Das liegt daran, daß die Gattinnen von Illoyalität oder Verrat kaum etwas zu gewinnen haben. Allein durch Rache, bei der sie allerdings selbst zugrundegehen, weshalb sie unwahrscheinlich bleibt, können sie ihren Gatten gefährlich werden. Deshalb achten diese ihre Ehefrauen u.U. höher als die nach dem Erbestrebenden Söhne oder gar die gleichberechtigten Konkurrenzpatriarchen. Gattinnenverehrung eignet dem Patriarchat also eher als der feministisch vielgescholtene Zusammenhalt zwischen Männern. Diese Neigung bildet die Grundlage für den ihm eigentümlichen Familiensinn: Er kreist um die Mutter und Vorsteherin

im Hause, die nur durch 'uneigennützig' Förderung der Pläne ihres Herren zu etwas kommen, also bei ihm reüssieren kann: "Denn es erlost sich ein Mann nichts Besseres als eine Gattin, die etwas taugt" - (Hesiod, Werke und Tage 703 - meine Hervorhebung).

§ 64 Im hebräischen Mythos wird an die sexuell aktive Rolle der Frau vor dem Patriarchat etwa dadurch erinnert, daß es -vor Eva- die laszive, kindestötende, d.h. geburtenregelnde und damit die Bevölkerung stationär haltende Lilith gegeben habe und daß auch Eva, die ebenfalls rationalisierend für eine paradieszerstörende Katastrophe haftbar gemacht wird, durchaus noch sexuelle Wünsche hat, die allerdings nun nicht mehr die Initiative ergreifen dürfen: "Und deine Begierde soll auf deinen Mann sich richten, er aber soll dein Herr sein" (1. Mose, 3, 16 - meine Hervorhebung).

Wie alle patriarchalischen Herren - außer denen der christlichen Neuzeit- besitzen auch die späteren Evamythos-Anhänger des Islam etc. das Recht auf Verstoßung der Ehefrauen, haben also für das weibliche Geschlecht eine Unsicherheit eingeführt, die sie mit dem Privateigentum für sich selbst -allerdings vergeblich- auf immer ausschließen wollten. (Insofern sind die Patriarchen der europäischen Neuzeit nur

solche von Staates Gnaden. Er hat dem pater familias die Macht beschnitten, d.h. das Recht zum Töten von Frauen und Kindern genommen und ihn selbst unter familienrechtliche Todesstrafen gestellt (als Erklärung dafür vgl. Heinsohn, Knieper, Steiger, 1979, Kap. B).

§ 65 Die Evageschichte ließe sich nach dem bisher Entwickelten etwa folgendermaßen deuten: Baum und Frucht -bzw. populär Apfel- stehen in doppelter Weise für das Leben - (a) als Pflanzenwelt und (b) als ihre Abhängigkeit vom Lebenslicht, der Sonne. Die Sonnenscheibe über dem Lebensbaum erscheint ungezählte Male in den antiken Funden. Die Schlange steht für die Himmelsschlange, den Himmelsdrachen, den Erzengel etc. etc., als welche ein katastrophenauslösender Himmelskörper mit Staub- und Trümmerschweif bzw. Corona von den Menschen überall auf der Erde traumatisch dargestellt wurde. Ob es sich dabei um die erratische, auf einer elliptischen Bahn umlaufende Venus (zu Hinweisen dafür aus der jüngsten Venusforschung s. C. Blöss, 1983) oder um verschiedene Katastrophenbringer handelt (vgl. a. Anm. 3), mag hier dahingestellt bleiben. Die Bedrohung der Sonne durch die 'Himmelsschlange' produziert die irdischen

Katastrophen, nach welchen -unter anderem- auch das Privateigentum durch Männer aufgerichtet wurde. Die Beteiligung 'der' Frau an der kosmischen Sonnenbedrohung - Eva 'kollaboriert' mit der Himmelsschlange (etwas anders gefaßt im Cherub, 1. Mose 3, 24, dessen flammenartiges, sich über den Himmel erstreckendes Schwert wie der Schlangenleib als Kometenschweif gedeutet wird) - ist bereits patriarchalisch rationalisierte Abschiebung der Verantwortung für die Tat von Männern bei der Domestizierung der Frau unter dem Privateigentum auf die Himmelskönigin. In dieser Verkehrung ist die Evasage der Beschuldigung der Ishtar = Venus durch den sumerischen Heros Gilgamesch (s. § 19 oben) äquivalent.

Das Paradies, aus dem vertrieben wird, erweist sich ebenfalls als mehrfach determiniert, steht also wohl für die kollektivistische stammesgesellschaftliche Lebensform wie auch für die präkatastrophisch durchaus üppigere Natur, der nun in der rastlosen Konkurrenz des privatwirtschaftlichen Ackerbaus die Lebensmittel abzugewinnen sind.

Wenn der Lebensbaum zusammen mit dem Baum der Erkenntnis auftaucht -oder mit diesem sogar zusammenfällt- mag darin auch der Beginn der Wissenschaft -der astronomischen Erforschung des kosmischen Sonnenbedrohers insbesondere- ausgedrückt sein (s. auch § 69 unten und G. Heinsohn, 1981b).

III. Astronomie, Genealogie und 'reines' Denken

§§ 66 - 74

§ 66 Für die ~~-reicher~~ Evidenz nach- kosmischen Naturkatastrophen, welche die äußeren Umstände für die Zuspitzung sozialer Konflikte herbeiführen, nach denen Patriarchate entstehen, werden also -rationalisierend- Frauen verantwortlich gemacht: Ihre Göttinnen seien verrückt geworden, hätten verantwortungslos gegen das Menschengeschlecht gehandelt, weshalb etwa durch Raub der Frauen und Tötung der Männer auch matrilineare Strukturen nebst zugehöriger Religion zugunsten einer neuen Ordnung beseitigt werden mußten.

Die neuen Hauptgötter sind nun meist männlich oder doch wenigstens -als Kompromißlösung- jungfräulich. Dies gilt etwa für Athene, die ursprünglich für den unberechenbar-zerstörerischen Aspekt des Planeten Venus steht (vgl. P. James, 1976), nach seiner endgültigen Gewinnung einer 'friedlichen' Bahn (des "himmlischen Friedens") im 7. Jh. v.u.Z. aber -mit dem Amazonentöter im Schild- als Schöpferin und Hüterin des Patriarchats fungiert und nur noch mit ihren Symbolen -wie etwa mit der sternkoronaabbildenden Gorgo und der Sphinx über dem Helm- auf das schnell verdrängte Trauma verweist, welches eine furchtbare Katastrophe, nach der eben auch das Privateigentum geschaffen wird, hervorgerufen haben muß (die bri-

tischen Astronomen Clube und Napier, 1982 , argumentieren allerdings, daß der Planet Venus erst nachträglich mit den Folgen eines katastrophenauslösenden Kometen bzw. Meteoritenschauers aus dem 2. Jahrtausend v.u.Z. assoziiert wurde).

§ 67 Die nach Durchsetzung des Privateigentums bald unterminierten und wohl vorrangig von der Angst vor Müttersterblichkeit bestimmten (Heinsohn, 1981a) sog. Gebärkulte mit ihren sog. venusischen Idolen beginnen abzusterben oder werden zu Nebenschauplätzen der Religion degradiert, an denen sich -gleichwohl durch den bis heute ja häufig lebensgefährlichen Geburtsvorgang hervorgerufen- mehr abspielt, als ihre neue offizielle kleine Rolle eigentlich zuläßt.

§ 68 Nun können sich Männer die 'verrückt' wirkende Natur nicht auf gleiche Weise unterwerfen, die sie bei Frauen angewendet haben. Ihre höchste Annäherung an eine 'Unterwerfung' auch des Himmels wird deshalb seine -von den Chaldäern am beeindruckendsten durchgeführte- Berechnung durch die für viele Patriarchate bezeugte wissenschaftliche Astronomie, mit der wenigstens vorausgesagt werden sollte, wann von neuem ein Unheil zu erwarten sei.

In der geflügelten Großkatzensphinx -astronomisches Bildkürzel des weiblich rationalisierten, aus dem Sternbild des Löwen (vgl. F.X. Kugler, 1904 und 1927 sowie Heinsohn, 1981 b) kommenden Katastrophenauslösers Venus (vgl. Z. Rix, o.J.)- welche etwa vom Heros und kalenderreformierenden Astronomen Ödipus 'erschlagen' wird, verbinden sich wohl am eindrucksvollsten realer Anlaß und männliche Rationalisierung für die Unterdrückung der Frau in der Aufrichtung des Patriarchats.

Die Ödipusfigur erweist sich allerdings als noch verdichteter, enthält sie doch mit den Sphinxötter nicht allein den erfolgreichen 'Himmelsreiniger', sondern etwa auch einen Zerbrecher des 'Mutterrechts', der als petriarchalischer Gatte ganz ausdrücklich Herr der eigenen Mutter Iokaste wird, dafür aber in Kreon noch die Macht des Mutterbruders -dem im matrilinearen Stamme wichtigsten Mann- zu spüren bekommt und nicht nur den Haß der eigenen rivalisierenden Söhne erntet, sondern selbst vatertötender Sohn ist, also -alles in allem- das Heil in der neuen Gesellschaft gerade nicht findet. Wohl auch der mit einer Männer-schar nach seiner Schwester Europa suchende Heros Kadmos -ein aus Phönizien Verschlagener und nach der Sage Gründer des böotischen Theben-, der statt

der kosmischen Sphinx einen Himmelsdrachen erschlägt, wurde in der Ödipussage mitverarbeitet. Die mörderische Feindschaft zwischen den männlichen Thebengründern (der "Drachensaat") hat Ovid überliefert und damit einmal mehr eine Verbindung zwischen Katastrophe und politischer Strukturveränderung gezogen (Metamorphosen, 3. Buch). (Zur frappierend begründeten These, daß die Griechen in der paradigmatischen Sage vom Heros Ödipus auch noch aus der Geschichte des ägyptischen Ketzerpharaos Echnation erzählen, vgl. I. Velikovsky, 1960).

§ 69 Die Astronomie -als Königin der Wissenschaften- wird zugleich zum Herrschaftswissen der Oberschichten und zur Schulungsstätte abstrakter Wissenschaft, die es mit der überaus komplizierten Aufgabe zu tun bekommt, zeitweilig unsichtbare Himmelskörper beim Wiederauftauchen genau identifizieren und so ihre Bahnzyklen kalkulieren zu können.

So werden etwa Permenides und Pythagoras dafür gepriesen, zuerst die Identität von Abendstern und Morgenstern als Venus herausgefunden zu haben (vgl. Diogenes Laertius, Leben und Meinungen berühmter Philosophen, Buch VIII, Kap. 14). Dieser Himmelskörper Venus (Sphinx, Isis, Astarte, Ishtar, Inanna, Athene, Kybele, Sachmet, Devi, Quetzalcoatl etc. -zu weiteren Namen I. Fuhr, 1967, S. 56f. u. M. Hörig, 1979, pass.- in den antiken Gesellschaften)

ist als wichtigste -aber eben nicht höchste- Gottheit der Alten weiblich wohl nicht deshalb, weil sie -etwa als Horusfalke- Horror verbreitet, sondern weil sich die große "Himmelskönigin" (Jeremias 7, 18 u. 44, 17-25) bis ins 7. Jahrhundert v.u.Z. hinein durch Unberechenbarkeit ihrer Bahnen auszeichnet (dazu eta L. Rose/R. Vaughan, 1980; L. Stecchini, 1982). Ihre Farben von oben nach unten rot-weiß-schwarz stehen wohl dafür, daß sie als noch rot-glühender Himmelskörper unter Bedrohung des weißen Sonnenlichts die Erde mit schwarzem Schatten bedeckt und 'beherrscht' (vgl. Heinsohn, Marx, 1981, 4. Auflage, S. 34). (Nach dem verheerenden Pangermanismus führt jetzt übrigens -teilweise inklusive Horusfalke- der Panarabismus diese Farben.)

Die Unberechenbarkeit der Venus (s.a. Anm. 3) darf im Patriarchat kein männliches Attribut sein. Eine emanzipatorische Inanspruchnahme der Epoche der Himmelskönigin als eine Zeit der Frauenherrschaft auf Erden (etwa durch die -für die Mythenforschung jedoch insgesamt fruchtbare- Arbeit von Heide Göttner-Abendroth, 1980) müßte sich durchaus fatal auswirken, wenn damit die weibliche Identitätsfindung an einer Epoche und Himmelsfigur gesucht würde, die gerade katastrophale Anlässe für die Aufrichtung des Patriarchats bereitstellte und in

ihrer unbestreitbaren Schrecklichkeit mit weiblicher 'Irrationalität' gleichgesetzt, also eben auch verächtlich gemacht wird (vgl. zum Stand der Venusforschung insgesamt C. Blöss, 1983).

§ 70 Das im Terminus Astronomie steckende griechische Wort aster, das ganz allgemein mit Gestirn übersetzt wird, dürfte seine Wurzel im syrisch-phönizischen Venusnamen Astarte haben, womit die Astronomie als Kunde der erratischen Venusbewegungen entsteht, die Königin der Wissenschaften gewissermaßen also von der Himmelskönigin in die Welt gesetzt wird. Die Venustafeln der Babylonier -etwa diejenigen des Ammizaduga-, aber auch der Mayas stellen dann ja auch den wichtigsten Stoff der auf uns gekommenen antiken Astronomie dar.

Die noch heute gebräuchlichen Ausdrücke für Unglück wie disaster (engl.) oder désastre (frz.), aber das auch im Deutschen gebräuchliche Desaster bedeuten dann ursprünglich nicht lediglich Unstern, sondern zerstörerische Venus oder Himmelskönigin.

Antike Mythen, die der großen Göttin -bei den Griechen etwa der Athene- die 'Erfindung' von Landwirtschaft (über das patriarchalische Privateigentum),

Geld (über denselben Vorgang), Wissenschaft (als die astronomische Berechnung ihrer Behnen) und Kunst (als ihre Darstellung in der Sphinx und anderen Mischwesen) zuschreiben, verlieren so an Rätselhaftigkeit, weisen also eine doch recht gut zu verstehende Botschaft auf. Und zum Ursprung der griechischen Kunst wurde jüngst auch in der Altertumswissenschaft ausdrücklich eingeräumt, daß sie als Reaktion auf die schreckliche Himmelskönigin, die allerdings nur sehr abstrakt als "Todesdämon" aufgefaßt wird, entsteht: "Die dämonischen Todesmächte sind nicht nur ein Thema der Grabkunst, sondern sämtlicher Bereiche der Kunst [..]. Eine profane Kunst schien es noch nicht zu geben" (P. Müller, 1978, S. 218 - meine Hervorhebungen).

§ 71 Das Gedeihen der jungen patriarchalischen Gesellschaft wird auf lange Zeit als unlöslich verbunden mit den prognostischen Fähigkeiten ihrer Astronomen gesehen. Wer diese Gesellschaft stürzen wollte, dürfte gezögert haben, wenn er -oder sie- nicht sicher sein konnte, diese Wissenschaft ebenfalls zu beherrschen. Es ist deshalb vielleicht nicht verwunderlich, daß politische Umwälzungen in dieser 'Epoche der Himmelskönigin' nicht selten in Phasen ihrer 'Friedfertigkeit' gestartet wurden oder Revo-

lutionsführer eine solche Ruhe doch wenigstens überzeugend behaupten konnten (vgl. etwa die Revolution durch Echnaton im allerdings noch bürokratischen Ägypten - dazu Heinsohn/Marx, 1981).

Aus den Familien von Priesterastronomen stammen wahrscheinlich auch die ersten 'reinen' Denker über Raum, Zeit, Identität, Substanz und Kausalität. Die Herkunft aus einem Priestergeschlecht der bereits patriarchalischen Gesellschaft ist etwa für Thales von Milet anzunehmen. Die Abstraktionsfähigkeit solcher außergewöhnlichen Männer dürfte nun durch die Kindheitserfahrungen in den patriarchalischen Familien zusätzlich vorab 'geschult' worden sein. Astronomie und patriarchalische Genealogie gemeinsam erzeugten dann die ersten Meister der Philosophie.

§ 72 Wohl lediglich durch das schlichte Übersehen ganz realer und sehr reichhaltig belegter Abstraktionsleistungen in der Astronomie -wie der Identifizierung zeitweise im Raum unsichtbarer Himmelskörper als mit den zuvor gesehenen substanzgleich- sowie in den genealogischen Kausaldeduktionen der Vater-Sohn- Erbfolge konnte Alfred Sohn-Rethel zu der Vorstellung gelangen, daß den von Kant aufgezählten Kategorien a priori keine praktische Aufgabe der menschlichen Geistesbe-

tätigung entspreche, weshalb sie -so seine These- nur aus der unbewußten und gedankenlosen Abstraktion beim sog. Tausch von Waren gegen Geld, in welchem gestaltnäßig Ungleiches gleich gesetzt wird, entsprechen sein müßten. Nur deshalb kann er dann schreiben: "Diesen Begriffen Identität, Substanz, Kausalität, Raum und Zeit ist gemeinsam, daß sie keine Partikel sinnlicher Wahrnehmung enthalten, sondern nichtempirische oder 'reine' Kategorien sind. Sie können deshalb auch nicht durch 'Widerspiegelung' direkt der Natur entnommen sein, wie die herrschende materialistische Erkenntnistheorie postuliert [...]. Nichtempirische Begriffe [...] sind aber nicht als die freien Schöpfungen unseres autonomen Intellekts erklärbar, wie die herrschende idealistische Erkenntnistheorie annimmt; sie stammen weder aus der Natur, noch aus dem Geist, sondern lassen eine befriedigende Erklärung nur aus gesellschaftlicher Quelle zu" (A. Sohn-Rethel, 1981 - S.197, meine Hervorhebungen). Im IV. Kapitel dieser Arbeit wird zu zeigen sein, daß ein aus dem Tausch abstrahiertes Geld, auf das Sohn-Rethel sein Gebäude gründet, als empirisch und logisch unhaltbare Erfindungen der Wirtschaftstheoretiker -einschließlich Marx als seinem eigentlichen Gewährsmann- zu dechiffrieren ist.

§ 73 Die neue Genealogie in der Erbbeziehung Vater-Sohn wird durch den vorpatriarchalischen Mechanismus der biologischen Blutsverwandtschaft legitimiert. Matrilinear etwa entschied die Abstammung von einer Frau über Sippenzugehörigkeit, Pflichten, Versorgung oder Verstoßung und war als jedermann bekannte und glaubwürdige Verbindung gleichbedeutend mit der Gewinnung einer sozialen Stellung. Die Übertragung des Blutbandes zwischen Mutter und ihrem Kind als Legitimationsmechanismus auf das Patriarchat durch die Bindung zwischen Vater und Sohn zieht -wie oben (§§ 50-53) gezeigt- unvermeidlich die Umwandlung der Frau aus einem sexuell initiativen Wesen überlegener Sexualpotenz in die -unter Androhung von Todesstrafe- jungfräulich gehaltene Tochter und dann zur Treue genötigte Gattin nach sich.

Nur wenn die Gattin ausschließlich mit ihrem Mann sexuell verkehrt, ist ihr Sohn -wenn auch nicht sichtbar, so doch logisch schlüssig- zugleich der Sohn ihres Mannes. Nur durch deduktiv-logische -und so zugleich genealogische- Schlüsse können die nachwachsenen Männer ihre Erbberechtigung sich selber klar und anderen glaubwürdig machen.

§ 74 So gehört das -teilweise stundenwährende- Aufzählen der eigenen Vaterabstammungslinie zu den herausragenden intellektuellen Leistungen griechischer Privateigentümer von Kindheit an. Historiker fassen diese Fähigkeit als eine Art Denksport, als eine bloße "Vorliebe" auf (so Cassin/Bottéro/Vercoutter, 1965, S. 62 über dieses Verhalten bei den patriarchalischen sog. Sumerern - dazu auch Anm. 1)

Tatsächlich handelt es sich dabei nicht um ein skurriles Hobby, sondern um die existentiell notwendige Fähigkeit, die Berechtigung auf das Einkommen verbürgende Erbe nachweisen zu können. Aus dieser Notwendigkeit ergibt sich meines Erachtens dann auch ein Verbindungsstück zwischen Gesellschaftsstruktur (vaterrechtliche Erbfolge) und individueller geistiger Fähigkeit (deduktiv-logische Operationsfähigkeit). Die Identitätsfindung der Eigentümersöhne -noch zugespitzt durch die von klein auf wirkende und der Stammesgesellschaft tatsächlich fremde Konkurrenz zwischen erbenden und nicht-erbenden Brüdern- erfolgt von einem sehr frühen Alter an als Versuch, sich genealogisch mit dem Vater zu identifizieren (vgl. anschaulich W. Schmidt, 1930, S. 260), sich als Fleisch von seinem Fleisch zu erkennen, sich aber von den anderen Menschen, die vorerst doch nur als ebensolche aus Fleisch und Blut wahrgenommen werden

können, zu unterscheiden und damit bei der eigenen Interessenwahrnehmung von ihnen zu abstrahieren, also auch bereit zu sein, sie ins Nichts zu verweisen.

Als "rationalisierteste Form der Genealogie" gilt denn auch in der Religionswissenschaft das "System der deduktiven Logik" (vgl. K. Heinrich, 1966, S. 20, s.a. Ders., 1981, S. 76ff.).

IV. Privateigentum und Staat, individuelles Existenzrisiko und Liquiditätsvorrat, Kredit und Schuldknechtschaft, Zins und geldwirtschaftliche Produktion, Sklaverei und Münze

§§ 75 - 125

"Später erst nach der Burgenherrschaft kam das Privateigentum mit dem Gold Geld,
Welches die Starken und Schönen der früheren Ehre leicht beraubte.

In des reicheren Mannes Gefolgschaft nämlich Reihen in der Regel

Auch der noch so Starke und der äußerlich Schöne sich ein" (Lucretius, De Rerum Natura, um 60 v.a.Z., V. Buch, Verse 1113-1116; ähnlich bereits Thukydides, Geschichte des Peloponnesischen Krieges, I, 13).

§ 75 Aus dem ersten Kapitel dieser Arbeit ergibt sich, daß Privateigentum und patriarchalische Familie nicht deshalb in die Welt kommen, weil -wie materialistische und überhaupt evolutionistische Ansätze glauben machen müssen- eine stammesgesellschaftliche oder feudale Produktion ökonomisch ausgereizt war oder -etwa-, weil Männer in einem matri-

linearen Stamm erst reich wurden und dann diesen Wohlstand aus Kindesliebe mit dem passenderen Überbau einer Vater-Sohn-Vererbung ausstatten wollten (etwa F. Engels, 1962, S. 77), sondern weil unter außergewöhnlichen katastrophischen Ausnahmbedingungen Männer in ihren bisherigen Lebensformen keine Existenz mehr fanden oder eine abgelehnte Existenzform gerade überwinden konnten, diese dann nicht wiederholen wollten und erst daraufhin eine neue Gesellschaftsstruktur schufen, die ihre besonderen Interessen zum Ausdruck brachte.

Existenzunsicherheit und Armut stehen am Beginn der neuen Privateigentumsverhältnisse, deren höhere reichertumsschaffende Potenz von ihren Begründern auch keineswegs -wie etwa Funktionalisten nahelegen müssen- vorab gewußt und darauf hin planvoll ins Werk gesetzt werden konnte : "Die Armut, so behaupte ich, war in alten Jahrhunderten die Begründerin aller Staaten, die Erfinderin aller Künste, aller Vergehen bar, freigebig mit jeglichem Ruhm und hat alle preiswürdigen Taten bei sämtlichen Völkern vollbracht. [..] Dieselbe Armut hat auch dem römischen Volk von Anbeginn sein Reich begründet, und dafür opfert es auch bis zum heutigen Tag den unsterblichen Göttern mit Kelle und Napf aus Ton" (Apuleius, Verteidigungsrede, in der Helm-Übersetzung, 1977, S. 45).

§ 76 Da drängte auch keine "neue Technologie des Ackerbaus" (wie etwa F. Tökei, 1977, S. 56, marxistisch meint) über die Sprengung feudaler Strukturen zur Entfesselung in neuen Eigentumsformen. Zugvieh an sich bewirkt keineswegs -über die Pflugwirtschaft, welche aus der Verknüpfung des umgedrehten weiblichen Grabstocks mit 'patrilinearen' Zugtieren (F. Oppenheimer, 1926 und E. Borneman, 1976) entstanden sei- aus sich heraus eine beschleunigte wirtschaftliche Expansion, wie es denn die Pflugwirtschaft auch matrilinear und feudal geben kann.

Indogermanische Stämme selbst verwenden offensichtlich bereits vor ihrer sog. Wanderung -im wahrscheinlich noch matrilinearen Zustande also- den Pflug mit Rindergespann, wie sich philologisch zeigen läßt (etwa H. Cunow, 1927, S. 11ff.). Auf feudalem Gutshof oder auf Stammesland verwendetes Rindvieh -nebst Pflug- dynamisiert an sich eine Wirtschaft ebensowenig wie Mähdrescher aus einer staatlich anbefohlenen Sowjetkolchose eine -sechsmal produktivere- privatische kanadische Weizenfarm machen können.

§ 77 Die neue soziale Konstellation der Reichtumsge-
winnung -und erst danach auch der Pflugverbesserung
und überhaupt der Ackerbaumodernisierung- erwächst

aus dem historisch neuen, so nicht ersehnten, aber unvermeidlich sich herausstellenden individuellem Existenzrisiko des vereinzelt und damit auf sich gestellten patriarchalischen Grundeigentümers, das sich durch die neuartige Gens wohl gemildert, aber nicht beseitigt werden kann. Gleiches gilt für die Hilfe durch den ager publicus, also ursprünglich jenes Land, das die Polisgründer selbst noch nicht beackern konnten, aber für Ausdehnungszwecke ihrem Gemeinwesen schon zuschlugen. Auf ihn kann bei Not ausgewichen werden. Da diese Möglichkeit anfangs aber für alle Gründer gilt, ist die Konkurrenzgleichheit zwischen ihnen erhalten. In Wirklichkeit ist die ursprüngliche Not aber auch nicht dadurch gekennzeichnet, daß kein Land zur Verfügung stand, sondern daß der Privateigentümer auf seinem Land in Not geraten ist.

Die in der römischen Kaiserzeit erfolgende private Aneignung des ager publicus stellt dann lediglich die Umsetzung von Machtpositionen dar, die in der langwährenden Konkurrenz der Privateigentümer erungen wurden, diese also nicht außer Kraft setzten, sondern erst an ihrem späten Ende stehen.

§ 78 Die Aneignung des Bodens in einer Weise, die jedem Patriarchatsmitgründer eine Fläche zuteilt, von der kein anderer ihn vertreiben darf, konstituiert die neue Gesellschaft. Dieses Privateigentum nach innen von Anfang an zu dokumentieren und zu garantieren, sowie nach außen kollektiv zu verteidigen, bringt die wichtigsten Institutionen des Staates der Antike hervor: "Ein Staatslenker hat in erster Linie dafür zu sorgen, daß der Privatbesitz keines Staatsbürgers angetastet werde. Das Recht auf persönliches Eigentum muß einem Jeden bleiben" (Cicero, De Officiis, 2, XXI, 73 - Atzertübersetzung).

Richtete sich die Erfüllung dieser Aufgabe ursprünglich gegen benachbarte Gesellschaften feudalen und stammesgesellschaftlichen Zuschnitts, so wurde doch bald erkannt, daß die eigentümliche Dynamik des Privateigentums auch Gegner innerhalb der neuen Gesellschaft finden mußte. Cicero -ein vergleichsweise später Autor des Privateigentums- sah entsprechend den Staat auch nach innen gegen die eigenen Staatsbürger mit dieser Schutzfunktion betraut:

"In seiner Eigenschaft als Volkstribun brachte Philippus (im Jahre 104) ein Ackergesetz in Vorschlag, mit dem er aber durchfiel. Er nahm die Verwerfung seines Antrags gelassen hin und erwies sich damit als durchaus loyal. Als Redner trat er immer für die Interessen des Volkes ein, sprach dabei aber auch das bitterböse Wort: 'In unserem Staate gibt

es keine zweitausend Menschen, die Privateigentum besitzen.'

Welch verhängnisvolle Sprache! Das heißt Güteraufteilung! Schlimmstes Unheil, das es für einen Staat geben kann! Das Verlangen nach Sicherung des Privatbesitzes war der Grund, weshalb sich die Menschen zu einer bürgerlichen Gemeinschaft in einem Staatswesen zusammengeschlossen haben. Wohl lag der Trieb zur Staatenbildung in der menschlichen Natur, aber die Hoffnung auf Besitzerhaltung ließ sie Mittel und Wege suchen, und sie fanden solche im Schutz der Stadtgründung" (De Officiis, 2, XXI, 73)

Die Triieberklärung für die Bildung der polis hat selbstredend bereits apologetischen Charakter. Im selben -seinem letzten- Buche rückt Cicero der historischen Wirklichkeit aber auch bereits erheblich näher. Er übergeht lediglich die -allerdings entscheidenden- revolutionären Umstände, welche "Gesetz, Vertrag, Vereinbarung" in die Welt brachten "

"Von Natur aus gibt es kein Eigentum; es entsteht entweder durch Besitznahme unbewohnter Gebiete in früher Zeit oder durch Sieg im Kriege, oder durch Gesetz, Vertrag, Vereinbarung, Lösung. So erklärt sich, wenn wir das Gebiet von Arpinum den Arpinaten, den Tuskulanern das von Tuskulum zuschreiben. Auf ganz ähnliche Weise kam Zuteilung von Privatbesitz an Einzelpersonen zustande. Ursprünglich gab es also nur Gemeinbesitz, wem davon auf einer Rechtsgrundlage ein Anteil zugefallen ist, der darf ihn behalten, wer aber davon irgend etwas für sich hinzuverlangt, also fremdes Eigentum begehrt, der verletzt das in der menschlichen Gemeinschaft gegründete Recht" (Cicero, De Officiis, 1, VII, 21).

Auch Aristoteles' oft umrätselte Bestimmung "von Natur ursprünglicher aber ist der Staat als das Haus [= Familie]" (Politik I, 2) wird nach den bisherigen Ausführungen nun verständlich: Tatsächlich muß ja die besondere, den Staat hervorbringende private Landaufteilung durch Männer -im Romulusmythos die "Roma quadrata"- der Gründung patriarchalischer Familien vorausgehen (s.a. C. Schmitt, 1950, S. 13ff. und 36 ff.).

§ 79 Der privat aufgeteilte Boden, der den Patriarchen unabhängig machen sollte, bietet allerdings -wie schnell erfahren wird- Sicherheit für jenen besonderen Fall nicht, in welchem der frisch gebackene 'pater familias' auf seinem Grundstück seinen eigenen Lebensunterhalt nicht zu erzeugen vermag.

Die Garantie des persönlichen Bodeneigentums ist ja mit der Beseitigung der sozialen Sicherung in der blutsverwandten Stammesgesellschaft bzw. im Gutsbezirk einer Feudalgesellschaft, in der ein Stamm sich zum Ausbeuter über andere erhoben hatte, ganz unausweichlich verbunden. Das Interesse der Patriarchatserrichter an einer Garantie dafür, von niemandem mehr abhängig zu sein, bedeutet zugleich,

in Notzeiten auch von niemandem mehr Versorgung erwarten zu können. Das gemeinsame Vorratshaus der Stammesgesellschaft etwa steht für den römischen Patriarchen nur noch in Kriegszeiten (dazu etwa Cicero, De Officiis, 2, XXi, 74), nur noch bei Bedrohung seines Eigentums von außen zur Verfügung, nicht aber für die Fährnisse des täglichen Lebens und der Wirtschaft innerhalb der Polis, die deshalb ganz zentral durch Versuche geprägt wird, diesem neuen Individualrisiko irgendwie zu entkommen.

§ 80 Der Stammesgenosse kann seinen Status, ja sein Leben verlieren, wenn er etwa die Tabus seiner Gemeinschaft verletzt. Die anderen verstoßen ihn dann, behalten ihn aber bei sich, wenn er sich nichts zuschulden kommen läßt.

Der feudal unterworfenen Leibeigene kann seiner subalternen Existenz verlustig gehen, wenn er aufrührerisch gegen seinen Herrn vorgeht, diesem aber dann unterliegt und dann meist sein Leben verwirkt.

Der Feudalherr kann seine Position verlieren, wenn ihm ein stärkerer Feudalherr -oder einer, der es erst werden möchte- seine stationär wirtschaftenden Bauern abjagt und ihn dafür zuvörderst kriegerisch beseitigt. Um dem zu entgehen, bauen sich diese Herren gut zu verteidigende Burgen.

Der Privateigentümer kann die Regeln seiner Polis korrekt einhalten, sich jeden undemokratischen Aufruhr versagen und das Privateigentum seines Nachbarn penibel respektieren und dennoch ganz ohne Mitwirken von anderen seine Existenz in höchste Gefahr bringen.

Die beeindruckende individuelle Freiheit - die Unabhängigkeit von Stammesbornierungen und leibeigener Unterwürfigkeit -, mit der er die historische Bühne erklimmt, setzt ihn von Beginn an auch unter einen bis dahin nicht gekannten Druck. Die ganz individuell zu verantwortende Verlierbarkeit seiner Position macht ihn quasi zum Schuldner seiner selbst, der sich -einem Zinspflichtigen ähnlich- durch Mehrarbeit, aber auch durch Produktivitätssteigerung einen Sicherheitsvorrat als seine Liquidität beschaffen muß. Er hat also nicht allein für die traditionelle Reproduktion zu wirtschaften, sondern zusätzlich auch für die Ab-
cherung seines Status in einer unbekannten Zukunft. Niemand sonst garantiert sein Überleben als Privateigentümer. Lediglich gegen Beeinträchtigungen durch außerökonomische Gewalt schützen ihn die - von ihm selbst mitverabschiedeten oder doch wenigstens akzeptierten - Gesetze seiner Polis.

§ 81 Weil der Privateigentümer - durch die Überschuldungs-
gefahr - anders mit der Zukunft konfrontiert ist als ein Stammesgenosse, ein Leibeigener oder ein Feudalherr und diese Bedrohung nicht von anderen kommt, muß er

auch auf sich selbst verfallen, wenn er Mittel für die Abwendung der Bedrohung beschaffen will. Das bedeutet nichts anderes, als daß er mehr arbeitet als Stammesmitglieder oder Leibeigene der gleichen Epoche selbst in seiner nächsten Nachbarschaft. Diese Mehrarbeit setzt er nicht dafür ein, um seinen Lebensstandard im Vergleich zum Stammesgenossen oder Leibeigenen zu steigern. Diese Mehrarbeit soll in Produkten resultieren, die gerade nicht für das tägliche Leben, sondern als notwendiger Überschuß für unbekannte Gefahren der Zukunft zu beschaffen sind. Der Privateigentümer lebt also keineswegs sparsamer als Stammesgenossen oder Leibeigene, sondern arbeitet mehr und überlegter als diese. Auch diese schaffen zwar Vorräte an, aber deren Kollektivität verbringt nicht etwa den einzelnen unter besonderen Druck, sondern in Not alle auf ein geringeres Konsumniveau. Der individuelle Sicherheitsvorrat hingegen kann gar nicht groß genug ausfallen, weil die Not -wie groß auch immer sie sich einstellen möge- in ihrer einzelnen Ausgestaltung immer unbekannt ist und eben nur persönlich abgewehrt werden kann. Der Vorrat muß also für die kleine Not ebenso reichen wie für die vielleicht sich einstellende sehr große Gefahr. Erst dieser Druck, unter dem der Privateigentümer so handelt, als ob er nicht allein den Unterhalt, sondern auch noch Zinsen zu verdienen hätte, erklärt m.E.

die Aussage des Thukydides, daß vor der Privateigentums-
epoche eine Zeit existiert habe, "da alle ihr Gebiet
nutzten, um gerade davon zu überleben und keinen
Überschuß hatten" (Geschichte des Peloponnesischen
Krieges, I, 2).

§ 82 Der aus Angst vor Illiquidität bzw. aus Überschuldungs-
gefahr durch Mehrarbeit akkumulierte Sicherheitsvorrat
wird von seinem Eigentümer von Anfang an - um mit Keynes
zu sprechen - mit einer Liquiditätsprämie belegt, deren
Höhe sich danach bemißt, wie er sein Existenzrisiko
bei Überlassung von Vorrat als Kredit an andere oder
an sich selbst einschätzt.

Zum Kredit an andere kann es nun kommen, weil der
Sicherheitsvorrat nicht nur Vorteile, sondern auch
Belastungen bringt. Mit zunehmendem Umfang erfordert er
auch einen wachsenden Aufbewahrungsaufwand. Neben
die Arbeit für das tägliche Leben tritt also unter
dem Regime der verlierbaren Privateigentümerexistenz
nicht nur die Arbeit für den Sicherheitsvorrat, son-
dern nun auch noch die Arbeit für die Erhaltung die-
ses Vorrats bzw. für die Ersetzung seiner natürlichen
Verluste: Reservetiere müssen gefüttert, verdorbenes
Getreide muß ersetzt werden.

Der bezüglich seiner Zukunftssicherheit durchaus er-
folgreiche Privateigentümer beginnt sich deshalb ent-
schieden dafür zu interessieren, den Aufbewahrungs-

und Erhaltungsaufwand für seine naturalen Sicherheitsvorräte zu verringern. Angeboten, die Zugänglichkeit seines Sicherheitsvorrates zu erhalten, ihm zugleich aber den Pflegeaufwand abzunehmen, wird er hohe Aufmerksamkeit entgegenbringen. Er würde gerne einen anderen mit der Aufgabe bekleiden, seinen Sicherheitsvorrat zu erhalten. Das Interesse an Investition (wörtlich: Bekleidung) erwächst zwangsläufig aus dem Aufbewahrungsaufwand für die Sicherheitsvorräte. (Hier deutet sich bereits an, daß Keynes' weitsichtige Ahnung, daß Geld eine "scharfsinnige Einrichtung ist, um die Gegenwart mit der Zukunft zu verbinden" (Keynes, 1930, S. 3) doch nicht so entschieden, wie es von der Kritik des Keynesschen Fundamentalismus zu hören ist, von der Hand gewiesen werden sollte.)

§ 83 Wenn es nun aber für den erfolgreichen Privateigentümer bereits eine Bürde darstellt, seinen Sicherheitsvorrat zu erhalten, wird sich so leicht niemand finden, der ihm freiwillig eine solche Bürde abnimmt.

Offensichtlich kommt dafür nur jemand in Frage, dem bei Nichtübernahme dieser Bürde eine noch größere Bürde droht. Diese Drohung besteht in der Unfähigkeit, als Privateigentümer überleben zu können.

Dieser Kreditsucher ist also ein in ganz bestimmter Weise Armer, aber keineswegs ein Habenicht, sondern immer noch ein privater Grundeigentümer. Der Kreditgeber wiederum ist nicht etwa -wie die klassischen und neoklassischen Schulen der Nationalökonomie postulieren- ein Konsumaufschieber, der für diesen Aufschub mit Zins belohnt wird, sondern jemand, der sich gerade von den Aufbewahrungslasten für seinen Sicherheitsvorrat befreien will. Dieser kann ja aus seiner eigentlichen Bestimmung her gar nicht in den Konsum eingehen. Der Kreditgeber verfügt über ihn nicht durch Sparen am Konsum, sondern durch einen Arbeitsaufwand, der über den bis dahin historisch üblichen Aufwand für die Schaffung von Konsumgütern hinausgeht.

§ 84 Will man nun erfahren, was jenen Armen kennzeichnet, der froh darüber sein muß, gewissermaßen den Sicherheitsvorrat des Kreditgebers in Pflege nehmen zu können, so bietet sich dafür an, seine Negation -den Reichen also- näher ins Auge zu fassen.

In auffälliger Diskrepanz zu modernen Theoretikern, welche die Privateigentumsgesellschaft von Anfang an in Klassen geteilt sehen, weil sie ihrer Meinung nach

durch mächtige Adlige mit zahlreichen Leibeigenen oder auch durch reiche Großhäuptlinge in die Welt gesetzt worden sei, denkt Hesiod bei Reichen nicht an kriegerische Feudalherren oder prächtig geschmückte Häuptlinge: "Auf einen Reichen, der emsig sich rührt beim Pflügen und Pflanzen" (Werke und Tage, 22), schauen die Nachbarn mit Hochachtung. Wie selbstverständlich für Hesiod Reichtum ursprünglich aus Fleiß entspringt, macht er in seinem Werke immer wieder deutlich:

"Du aber meiner Gebote zu allen Zeiten gedenkend
Arbeite, Perses, erlaucht von Geburt, auf daß dich
der Hunger
Meidet voll Haß, doch dich gern hat im Schmuck ihres
Kranzes Demeter,
Würdig und behr, und mache von Nahrung voll deine Scheuer.
Denn der Hunger ist reuer Kumpan dem trägen Gesellen.
Dem verargen es Götter und Menschen, welcher in Trägheit
Hinbringt den Tag, wie die Drohnen, die stachellosen,
es lieben,
Welche der Bienen geduldig Bemühn vertilgen in Trägheit,
Fressend die Tracht. Du mache dich gern an das Maß deiner
Arbeit,
Daß dir der Jahreszeiten Ertrag ausfüllt deine Speicher.
Tätigkeit ists, die die Männer an Herden reich macht
und Silber;
Und wer zufaßt beim Werk, den Unsterblichlichen ist er
viel lieber.
Arbeit, d i e ist nicht Schande, das Nichtstun jedoch,
das ist Schande.
Bist du fleißig am Werk, wird rasch dich der Träge
beneiden,
Wenn du dann reich. Den Reichtum begleitet Würde und
Ansehn.

So wie das Los dir fiel, ist dies, das Schaffen, das
BeRe.

Wenn Du von fremdem Besitz abkehrst dein törichtes
Trachten,
Hin zur Arbeit es kehrst, ums Brot sorgst, wie ich
dich heiße.

(Werke und Tage, 298 - 316 - meine Unterstreichungen).

Der Arme ist also jemand mit "leerer Scheuer". Seine Lage mag von vornherein dadurch erschwert gewesen sein, daß er ein schlechteres Stück Land bei der Aufteilung erlost hatte. Vielleicht sind sogar bei diesen Verlosungen bereits Betrugereien zugunsten der Verantwortlichen für die Landaufteilung vorgekommen. Aber auch das gute Land macht erst durch Fleiß und Glück einen reichen Privateigentümer.

§ 85 Armer und reicher Privateigentümer haben also identische Vorstellungen darüber, wie es zu Überschuß oder Mangel kommt, wie also die Position des Privateigentums gesichert oder gefährdet werden kann.

Mangel aber bedeutet beim armen Privateigentümer noch nicht das Ende, solange er seinen Boden noch besitzt. Mangel bedeutet erst einmal Mangel an Lebensmitteln, Saatgut, Zugtieren und Werkzeug. Eben diese Güter hat der fleißigere und glücklichere Privateigentümer in seinem Sicherheitsvorrat, der

ihn mit Pflegeaufwand beschwert. Er würde sie -wie gesagt- gerne durch jemand anderen pflegen lassen, d.h. für diesen Zweck verborgen. Es handelt sich bei diesen Vorräten aber um seine Sicherheit für in der Zukunft anfallende -und deshalb in ihrem Umfang nicht vorhersehbare- Notfälle. Die Definition des Sicherheitsvorrates besteht also darin, jederzeit Zugang zu ihm zu haben. Wird er verborgt, dann muß auf irgendeine Weise gewährleistet sein, daß der Verborger bei Not Zugang zu einer Sicherheit erhält.

Das Problem nun, etwas für einen festen Zeitraum wegzugeben, ohne der Sicherheit -dem ersten Anliegen des Privateigentümers, das erst zu Verborgbarem führt- verlustigt zu gehen, bringt m.E. die Schuldknechtschaft in die Welt. Sie beinhaltet, daß sich der Gäubiger -anders als später beim zinspflichtigen Schuldner- von seinem Vermögen noch nicht wirklich trennen muß.

§ 86 Die in der Altertumswissenschaft bis heute unentschiedene Frage, wann die Schuldknechtschaft eintritt -nämlich wegen Nichterstattung des Verborgten nach der vereinbarten Schuldfrist oder bereits bei Eingehen des Gläubiger-Schuldner-Verhältnisses (zu dieser Kontroverse vgl. etwa M. Finley, 1982, S. 150 - 166)-, scheint mir bei Berücksichtigung

der notwendigen Sicherheitsgarantie für den verborgenen Privateigentümer dahingehend entscheidbar zu sein, daß der Schuldner sich von Anfang an in die Gewalt seines Gläubigers begeben muß.

Die Sicherheitsgarantie für den Gläubiger, der als Privateigentümer mit der Kreditvergabe ja seine eigene einzige Sicherheit aufs Spiel setzt - ist erst dann gegeben, wenn er bei eigener, unvorhersehbarer Notlage jederzeit auf seine noch unverbrauchten weggeborgten Güter und auf das ja noch vorhandene Privateigentum des Schuldners -wozu auch dessen Arbeitskraft gehört- durchgreifen kann. Der Gläubiger gewinnt keine Sicherheit dadurch, daß er den Schuldner nach Nichterstattung des Verborgten verknechten darf, während seine eigene Notlage doch auch vor Fälligkeit des Kredits eintreten kann.

§ 87 Die bis heute nicht weniger unentschiedene Debatte darüber, in welcher Weise die Schuldknechtschaft (griechisch: hektemoroi; lateinisch: nexum) "zur Tötung oder zum Verkauf des Schuldners" (Düll, 1936, Sp. 164) führen können, läßt sich m.E. nun ebenfalls entscheiden: Die Notlage des Gläubigers kann ihn zu verschiedenen Arten des Umgangs mit seinem Schuldknecht führen: (i) Er kann ihn auf die minimale Subsistenz herunterdrücken, selber auf die dadurch frei-

werdenden Konsummittel zurückgreifen und ihn so als Arbeitskraft für die zukünftige Schuldentilgung erhalten (zur Härte dieses Umgangs mit den Schuldknechten vgl. etwa G. Glotz, 1965, S. 81).

(ii) Er kann den Schuldner oder Familienangehörigen des Schuldners irgendwohin verschachern, wo bereits soziale Strukturen existieren, die zu einer Nachfrage nach Sklaven führen. (iii) Er kann den Schuldner nebst Familienangehörigen auch durch Tötung beseitigen und so vollen Zugriff auf die bei ihm noch zu findenden Lebensmittel gewinnen (wieweit dieses Verfahren wirklich angewandt wurde, ist empirisch nicht mehr leicht zu ermitteln).

Die aus den antiken Quellen zahlreich überlieferten Klagen der Schuldknechte darüber, daß sie gefesselt und geschlagen wurden, aber auch die wirtschaftliche Vernunft verweisen darauf, daß die extreme Auspressung des Schuldknechtes das wohl häufigste Verfahren der Sicherheitserlangung für die Gläubiger war. Aber die solonische Reform in Athen etwa deutet darauf hin, daß auch Verkäufe von Schuldknechten ins Ausland bereits erfolgt waren und daß Schuldknechte aus der Polis flohen, um sich solchem Verkaufe oder einem noch schlimmeren Schicksal zu entziehen.

§ 88 Sicherlich sind die Befugnisse der Gläubiger auch mißbraucht worden. Fast durchweg werden sie sich durch ihre Gewalt über die Schuldner mehr verschafft haben, als tatsächlich verborgt wurde. Innerhalb kurzer Zeit werden sie erkannt haben, daß die Arrondierung von immer mehr Schuldknechten mit ihren Grundstücken die eigene wirtschaftliche Sicherheit bei gleichzeitigem Rückgang eigener schweißtreibender Arbeit nur zunehmen lassen konnte: "Auf daß anderer Land du erwirbst, nicht deines ein anderer", schreibt bereits Hesiod (Werke und Tage, 341, vgl. auch Jesaja, 5, 8: "Weh denen, die ein Haus an das andere ziehen und einen Acker zum anderen bringen, bis kein Raum mehr da sei, daß sie allein das Land besitzen").

In diesem Prozeß entsteht nun eine Klasse, die einer Adelsklassē mit Leibeigenen nicht unähnlich schaut, aber eben doch nicht aus Feudalherren, sondern aus Gläubigern zusammengesetzt ist. Sie verliert ihre Schuldknechte wieder, wenn diese ihre Schuld erstattet haben und Notlagen der zeitweiligen Herren vor Fristablauf nicht eingestreten sind. Für eine funktionierende Feudalökonomie ist ein solcher Schritt ganz und gar nicht üblich.

Es ist also selbst mit Blick auf die Schuldknechte, die gerade nicht Leibeigene sind, nur irreführend, eine ursprüngliche Ungleichheit an den Anfang der antiken Klassengesellschaft zu setzen (dagegen auch

sehr deutlich Moses Finley, 1977, S. 309 Fn. 8). Als gleich allerdings erkennen sich die Patriarchatsgründer aber nicht als Menschen überhaupt, sondern nur als überlebensfähige Privateigentümer an. Kann sich ein Patriarch auf seinem Privateigentum nicht mehr erhalten, fällt er aus der Gleichheit jedenfalls zeitweilig heraus. Für ihn gelten die Abmachungen der Gründung vorerst nicht mehr, da diese nicht für Männer als solche, sondern nur für solche mit Gewalt über eigenem Boden ausgehandelt wurden.

§ 89 Verständlicherweise wird jeder Privateigentümer versuchen, die persönliche Verfügung über sein Land auch dann noch zu behalten, wenn bereits sein mitbürgerlicher Gläubiger auf ihn selber Anspruch erheben kann. Zumindest jedoch solange, wie die Privateigentümer noch die Mehrheit der Bürger in der frühen Polis stellen, werden sie -wohl auch durch gemeinsame Gewaltanwendung- darauf bestehen, daß der Schuldner seine Pflichten erfüllt. Diese Gewalt, die als Mittel, aber gerade nicht als Ursache der Vermehrung des Boden- und Arbeitskräftepotentials bei einzelnen Gründern der Polis anzusehen ist, wird vom Betroffenen gewiß bitter beklagt. Sie entspricht jedoch dem von ihm ursprünglich akzeptierten oder sogar mitformulierten Gesetz. Ein so Betroffener mag schließlich

gar gewaltsam Widerstand leisten, wird jedoch auf die -legale- Gegengewalt gefaßt sein müssen, ja wird sie vor seiner Rebellion vielleicht selber gegen unglücklich Verschuldete tatkräftig mit angewendet haben. Die in vielen Quellen belegten Klagen über die Gewalttätigkeit der aristokratie-ähnlichen Gläubiger und die Unfreiwilligkeit der Landüberstellung darf mithin nicht zu dem typischen Schluß führen (etwa bei H.G. Kippenberg, 1977, S. 34, 38), daß sie gesetzlos gewesen sei.

§ 90 Wenn die Existenz von Feudalherren am Beginn der Polis auch zurückzuweisen ist, so kann allerdings der mit seinem traditionellen Grundbesitz einer wirklichen Feudalgesellschaft auch noch in einer Privateigentümer- und Geldwirtschaft durchaus privilegierte Aristokrat selbstverständlich überall dort auftreten, wo diese neue Wirtschaftsform allmählich von außen einsickert. Das geschieht meist durch Handel zwischen den lokalen Gebrauchsgütern und den schneller produzierten, aber keineswegs schlechteren Gütern einer Privateigentumswirtschaft. In der bisher unbetroffenen Region wird nun ebenfalls Privatproduktion begonnen, um auf diese Weise den sonst unerhört schnellen Güterabfluß und damit den Zusammenbruch des voll infiltrierten Systems aufzuhalten.

Die in diesem Gebiete herrschenden Feudalherren können ihre traditionelle außerökonomische Gewalt dann u.U. gegen die ersten kleinen Privatproduzenten solange anwenden, wie die von außen kommende Wirtschaftsordnung im allmählich unterminierten Territorium noch nicht zu einer politischen Revolution geführt hat, welche die feudalen Privilegien beseitigt. Ja, die Feudalherren werden durch die Fortsetzung ihrer außerökonomischen Gewalt solche Revolution gerade provozieren.

Das traditionelle Feudalverhalten einschließlich der Enteignung erster erfolgreicher Privatproduzenten an der Grenze zu einer Polis aber vollzieht sich jenseits der ursprünglichen Entstehung individuellen Privateigentums. Aus ihm kann, was von außen sehr erfolgreich einsichert, ebensowenig erklärt werden, wie -etwa- aus den Privilegien der ostelbischen Großgrundbesitzer auch noch nach der Steinschen Reform, die in Preußen den Agrarkapitalismus auf den Weg brachte, Aufschluß darüber zu gewinnen wäre, auf welche Weise im 14. Jh. u.Z. der neuzeitliche Kapitalismus als Agrarkapitalismus in England seinen Anfang nahm und schließlich eben auch Preußen in sein Geleise zwang.

§ 91 Also auch ganz ohne die vielzitierten Kriegszüge, nach denen die tapfersten Führer größere Anteile der Land- und Menschenbeute als Belohnung erhalten -so noch die Vorstellung über die Entstehung von Privateigentum und Klassengesellschaft im DDR-Standardwerk über Griechenland (vgl. R. Mülller, 1980, S. 46 u. 51)-, also auch ohne diese, die Beziehungen von Stammeshäuptlingen oder Feudalherren kennzeichnende Gepflogenheit treibt die an ihrem Ausgangspunkt durchaus egalitäre petriarchalische Privateigentumsgesellschaft eine Herrenschaft aus sich selbst hervor: "Nicht fremder Herkunft entstammt die überwiegende Mehrheit der Sklaven, sondern den Reihen der zahlungsunfähigen Schuldner, die ursprünglich freie Mitglieder derselben Gesellschaft gewesen waren" (J. Mendelsohn, 1949, S. 122).

Diese ärmliche Gleichheit von Männern am Beginn des Privateigentums gibt das Problem für die Theorie auf, nicht die Schuldknechtschaft und Ungleichheit in seinem Gefolge. Wäre das Privateigentum etwa aus der Unterjochung matrilinearere Bauern durch patrilineare Nomaden entstanden (Oppenheimer, 1926 u. Borneman, 1975), die sich doch nur zu Feudalherren gemacht hätten, dann wäre ein durch Schulden (und dann Zinsaufschläge) zu lösendes Problem gar nicht erst aufgetreten.

Wo also Schuldenvermeidung zwecks Privateigentumserhaltung zum Motor wirtschaftlicher Aktivität wird, hat der Privateigentümer -mag er seinen Boden auch noch kriegerisch erworben haben- 'Gewalt' nur über die eigene, über Kreditvergabe ~~erworben~~ oder über gekaufte, also bezahlte Arbeitskraft, handele es sich dabei auch um Schuldknechte oder Sklaven, die er anketten muß. Die Existenz des wirklichen Feudalherren hingegen ist gerade durch Gewalt über unbezahlte Arbeit gekennzeichnet und deshalb auch nicht so sehr durch Schulden, sondern wiederum durch Gewalt -der unterworfenen Fronarbeiter oder der feudalen Konkurrenten- bedroht. Die Bedrohung durch Verschuldung setzt gerade die Abwesenheit von außerökonomischer Gewalt über Arbeitskräfte voraus und verweist somit für die Schaffung des Privateigentums einmal mehr auf Gruppen von Individuen und nicht auf Befehlshaber über Hörige.

§ 92 Ungleich durchdachter als spätere Theoretiker argumentiert übrigens wiederum Giambattista Vico zur Entstehung des Privateigentums. Er läßt das erste Gesetz zur Bodenaufteilung aus einer Revolte von Lehnbauern gegen ihre adligen Herren -die "Heroen" oder "Väter"- entstehen (vgl. G. Vico, 1966, S. 41).

Zur Wiederherstellung des Friedens hätten die Rebellen Rechtstitel am zuvor von den "Vätern" allein beanspruchten Boden erhalten. Vico nimmt dabei die mythische Überlieferung durchaus genau, wenn er sich scheut, das Aufkommen solcher Lehnbauern etwa aus der Unterwerfung der bereits vorgefundenen Bauern durch die "Väter" abzuleiten und sie als ursprünglich freiwillig in Dienst gegangene "Klientel" oder "famuli" (ibid. S. 40) auffaßt, die zuvor beobachtet hätten, wie schnell die Wirtschaft der "Väter" prosperiert habe. Damit befindet sich dann aber auch Vico -zumindest terminologisch- in einem Zirkelschluß. Er sieht ja die "Väter" selbst als ursprünglich vereinzelte -also nicht durch Stammesbande oder Knechtsgefolge gekennzeichnete- Landnehmer, die eben dadurch die Privateigentumserrichter bereits sind. Nur als solche müssen sie ja auch jene wirtschaftliche Dynamik entwickeln, welche aus einer anderen Ökonomie stammende Leute -Vicos spätere Rebellen- so sehr anzieht. Vicos These wirkt aber umgehend plausibler, wenn man die "Väter" und "Heroen" nicht -wie er es tut- mit Feudalherren oder Großhäuptlingen gleichsetzt, sondern in ihnen jene Männer erkennt, die aus den Trümmern einer Feudalgesellschaft entkommen und dann unter denjenigen zu finden sind, die -mit aus Stammesgesellschaften versprengten Männern- das Privateigentum schaffen.

Dabei mögen sich durchaus ehemalige Herren einer zertrümmerten Feudalgesellschaft auf die Seite des neuen Systems geschlagen haben: "Unterdessen bezeichnete Aeneas die Stadt mit dem Pfluge und verlorste die Bauplätze" (so Vergil über die Rolle des ehemaligen Trojanerfürsten bei der Romgründung, Aeneis V / 755-56).

Bei denen, die dann -historisch gut belegt- in der Polis immer wieder rebellieren, dürfte es sich keineswegs um freiwillig in Leibeigenschaft gegangene Leute, sondern bestenfalls um Bürger handeln, die als nicht zu den gentes der Gründungsheroen gehörende -also etwa später eingebürgerte Menschen- z.B. um das Recht auf Zugang zu allen Staatsämtern kämpfen, aber Privateigentümer durchaus bereits geworden sein können. Meist aber sind es über Verschuldung in Subordinarität und Rechtsbeschränkung geratene Bürger. Gerade das Selbstbewußtsein der klassenkämpferischen Rebellanten Griechenlands und Roms verweist auf den ursprünglichen Gleichheitsanspruch der Polis und ihrer Gründer und gerade nicht auf eine qua Definition hierarchische Feudalgesellschaft als Ausgangspunkt der Privateigentumsgesellschaft. Die unauslösbare Erinnerung an diese Gleichheit beflügelt schließlich die Rebellion der Verknechteten oder mit Verknechtung Bedrohten in einem so hohen Maße, daß es schließlich

zur endgültigen Beseitigung der Schuldverknechtung in Griechenland und später in Rom kommt und daraufhin eine andere Form des Liquiditätsrisikoschutzes für die Gläubiger gefunden werden muß.

§ 93 Halten wir vorerst jedoch fest, wieweit die Privateigentumsgesellschaft mit den aus ihren individualisierten Existenzrisiken erwachsenden Gläubiger-Schuldner-Verhältnissen bereits zur voll entwickelten Geldwirtschaft voranbewegt hat. Ihr zentraler wirtschaftlicher Antrieb besteht in der Angst der Privateigentümer, auf ihrem Privateigentum nicht überleben zu können. Dieser Überschuldungsgefahr treibt sie zur individuellen Vorratshaltung durch -im Vergleich zu Stammes- oder Feudalgesellschaften- zusätzliche Arbeit. Den erfolgreichen Bevorrater belastet der Aufbewahrungsaufwand für seine naturalen Sicherheitspolster. Der erfolglose Bevorrater ist bereit, diese Lasten zu übernehmen, um mit dem fremden Vorrat sich von der Überschuldungsschwelle wieder wegzuarbeiten. Beide Interessen treffen sich im Gläubiger-Schuldner-Verhältnis, das dem Gläubiger die im Kredit abgetretene Sicherheit aber nur beläßt, wenn der Schuldner sich direkt unter seine Gewalt begibt. Eine wirkliche Trennung des Gläubigers von seinem Vermögen tritt insofern nicht ein. Er gewinnt deshalb eine ungleich stärkere Machtstellung als -später- der nur noch zinsgeschützte Verborger.

Der Gläubiger kann seinen Anspruch also jederzeit in eine sehr weitgehende Verwendung des Schuldners und seine Habe umwechseln und wird erst dadurch endgültig bereit, überhaupt Kredit zu geben. Es handelt sich aber noch um einen bestimmten einzelnen Gläubiger und um einen bestimmten einzelnen Schuldner. Eine Übertragbarkeit des Anspruchs auf den Schuldknecht ist noch nicht erreicht. Diesem mangelt es weitgehend an Zirkulationsfähigkeit.

§ 94 Das Recht des Gläubigers, bei eigener Notlage auf seine Ansprüche auf die weggeborgten Güter und die Schuldknechtsvernutzung übergehen zu können, bedeutet nun keineswegs umstandslos, daß diese Ansprüche mit einer Arbeitswertgrundlage ausgestattet seien. Wo die Schuldknechtsarbeit zur Sicherheitsgewährleistung -zur Vorform des Zinses also- wird, verändert sich der Charakter von Arbeit. Die Auspressung des Schuldknechts unter Herunterschraubung seines Existenzniveaus gibt der Arbeit erst ein Maß. Das Maximum dessen, was in einer bestimmten Zeit geleistet werden kann -der Schuldner muß sich ja bis an seine physischen Grenzen anstrengen, um wieder in den Vollbesitz seiner Freiheit zu gelangen oder, schlimmer, um nicht doch noch verkauft oder eliminiert zu werden,

wenn der Gläubiger bei ihm sonst nichts mehr findet-
verleiht der Arbeit erst einen bestimmten Arbeitswert.
Es gibt diesen Wert nicht in Form der Arbeitszeitein-
heit als solcher. Wo er zur Wertbestimmung herange-
zogen wird, ist er selbst bereits ein bestimmter und
damit auch ein der Veränderung unterliegender. Das
Schuldverhältnis wird somit zum Bestimmungsgrund für
die Produktivität der Arbeit.

§ 95 Wenn das Hineingehen des Schuldners in die Schuld-
knechtschaft bereits bei Beginn des Gläubiger-Schuld-
ner-Verhältnisses zur Voraussetzung dafür wird, daß
überhaupt ein Kredit gegeben werden kann, dann **kann**
die Schuldknechtschaft gewissermaßen auch als 'Prämie'
dafür betrachtet werden, daß ein Privateigentümer vor-
übergehend seinen Sicherheitsvorrat zur Verfügung stellt,
seine Liquidität also einschränkt, um diejenige des
Schuldners soweit zu stabilisieren, daß dieser nicht
beim völligen Verlust seiner Privateigentümerexistenz
landet. Insofern kann statt von Schuldknechtschaft auch
von Liquiditätsknechtschaft gesprochen werden.

Die Schuldknechtschaft erweist sich also als primiti-
ve Vorstufe des Zinses. Zins erklärt sich mithin
als Ausdruck der Risiken von Gläubigern, die ein-
treten können, bevor der Schuldner, der zum Vertrags-
zeitpunkt durchaus rückzahlungsfähig sein kann, zur

Rückzahlung verpflichtet ist. Zins erweist sich also als ein Charakteristikum des Privateigentums.

Wenn sich die Schuldknechtschaft **wirklich als Vorläufer des Zinses** dechiffrieren läßt, kann auch die langwährende altertumswissenschaftliche Debatte darüber, ob auf die Naturaldarlehen der Frühphase des Privateigentums Zins erhoben wurde oder nicht, entschieden werden. Die Gewalt über den Schuldner war der über das verborgte Gut hinausgehende Anspruch des Gläubigers, der ihm zustehende 'Zins'.

Wenn uns also für die Frühzeit der Privateigentums-wirtschaft reiche Zeugnisse über Schuldknechtschaft vorliegen, aber in Griechenland über "Zinssätze gar nichts bekannt" (Billetter, 1898, S. 4) ist und wir auch über "die tatsächliche oder gesetzliche Höhe des Zinsfußes für die ältere Zeit Roms [..] ohne sicher zu verwertende Grundlagen " (Klingmüller, 1909, Sp. 2188) auskommen müssen, dann wird dadurch m.E. nur einmal mehr unterstrichen, daß die Schuldknechtschaft vom Zins nicht abgetrennt und unterschieden gesucht werden kann, also nicht erst nach Ablauf der Kredit-frist eintritt, sondern sofortiger Anspruch des Gläubigers bei Vereinbarung des Kredits wird.

§ 96 Keynes' berühmter, aber auch dunkler Satz, daß "Zins die Belohnung dafür ist, sich von Liquidität zu trennen" (1936, S. 167), läßt sich nun vielleicht ein wenig aufhellen. Dieser Satz war ja in bewußter Abwendung von allen bis dahin vorgelegten Zinserklärungen formuliert worden (als Überblick zu diesen Erklärungen ist immer noch brauchbar, E.v.Böhm-Bawerk, 1921 u. -in Kurzform- 1928).

Die Vorform des Zinses -die mit Einsetzen des Schuldkontraktes beginnende Gewalt des Gläubigers über den Schuldner- erweist sich beim genauen Zusehen nicht nur als "Belohnung", sondern zugleich als Mittel zum verlustfreien oder doch verlustarmen Wiedereintritt des Gläubigers in eine vorzeitig und überraschend notwendig werdende Liquidität. Keynes sieht das -eher beiläufig- übrigens bereits selbst, wenn er vom Zins als "einem laufenden Verdienst aus Illiquidität" spricht, "der als eine Art Versicherungsprämie zur Abwehr des Verlustrisikos auf der Kreditrechnung" (1936, S. 202) anzusehen sei.

Dunkel bleibt Keynes aber, weil er den Liquiditätsgeber nicht als einen Privateigentümer, der außerhalb traditioneller Solidarverbände steht, zu fassen vermag. Ein Stammesgenosse, der einem oder gar mehreren -konkurrierenden- Stammesgenossen, die in Not geraten sind, Hilfe angedeihen läßt, gewinnt einen moralischen Anspruch auf spätere Erstattung des Gegebenen, aber nicht auf Zins. Er geht als ebenfalls solidargeschütz-

tes Stammesmitglied während des 'Kredit'-Zeitraumes kein ~~exklusives~~ Illiquiditätsrisiko ein, das einen Zins rechtfertigen könnte. Etwa dieser Umstand macht verständlich, warum zwischen den noch stammesmäßig organisierten Hebräern die Einführung von Zinsforderungen verboten wird, während sie von den benachbarten phönizischen Privateigentümern, über die sie den Zins überhaupt erst kennengelernt haben, einen solchen Aufschlag verlangen dürfen:

"Du darfst von deinem Volksgenossen keinen Zins nehmen, weder Zins für Geld, noch Zins für Nahrungsmittel, noch Zins für irgendetwas, das man auf Zins leihen kann. Von dem Ausländer darfst du Zins nehmen, aber von deinem Volksgenossen darfst du keinen Zins nehmen" (5. Mose, 23, Vers 20-21, Jerusalemer Bibel).

Überdies wird ein Stammesgenosse -wenn irgend möglich- allen notleidenden Stammesgenossen etwas zukommen (§ 112u) lassen und nicht auf Bonität oder Sicherheiten schauen. Auch das Stellen von Sicherheiten setzt einen Privateigentümer voraus. Der Stammesgenosse kann kein Stammesland als persönliche Sicherheit übergeben - und zwar weder an Stammesgenossen noch an Fremde.

§ 97 Bereits in § 92 oben wurde kurz darauf eingegangen, daß die Abschaffung der Schuldknechtschaft zugleich die Beseitigung der Vorstufe des Zinses, d.h. eines Schutzes der Gläubiger gegen Illiquidität mitsichbringt. Nunmehr mußte also mit dem Zins ein neues Verfahren gefunden werden, mit dem der Gläubiger

zur zeitweiligen Aufgabe seines Sicherheitsvermögens veranlaßt werden konnte.

Die bisher besten Berichte über die Revolutionen, welche zur Beseitigung der Schuldknechtschaft führen, liegen uns für Athen (dazu jetzt A. Andrewes, 1982) und Rom (dazu etwa A. Watson, 1975, S. 111 ff.) vor. Das bedeutet keineswegs, daß etwa in Athen dieser Schritt zuerst getan worden sein muß. Das bedeutet nicht einmal, daß alle Privateigentumsgesellschaften erst durch die Schuldknechtschaft hindurch mußten, um zu einem über die Zinsmarge transferierbaren Gläubigersanspruch voranschreiten zu können. Es kann keineswegs ausgeschlossen werden, daß einige Städte von Anfang an ohne Schuldknechtschaft ihre Gläubigerschuldner-Kontrakte abzuwickeln versuchten. Immerhin haben in Athen bereits vor der solonischen Reform Münzen kursiert, während Athen selber wohl doch erst nach dieser Reform mit der eigenen Münzprägung begann.

Unabhängig von dieser griechischen Entwicklung spricht sogar einiges dafür, daß bestimmte mesopotemische Städte noch früher zu transferierbaren Gläubigerschuldner-Kontrakten gefunden haben als die griechischen. Die Revolutionen, die in Babylon mit dem Namen Nabonassar (um 747-732 v.u.Z.) und in Assur

mit dem Namen Tiglat-Pileser (um 744-727 v.u.Z.) verbunden sind, könnten auf die entsprechende 'Originalität' Mesopotamiens verweisen. Dafür spricht auch, daß bereits unter Sennacherib (um 704-691 v.u.Z.) Halbschekelstücke gegossen wurden (vgl. ausführlich Anm. 1, VII unten).

§ 98 Bevor die weitere Entwicklung der zinsbelasteten Kredite zwischen Polisbürgern als Privateigentümern verfolgt wird, ist noch auf eine Variante des Leihens und Verleihens einzugehen, wie sie ohne Zins in privateigentumslosen Stammesgesellschaften (dazu etwa F.L. Pryor, 1977, S. 116 f.) üblich ist, aber auch unter Privateigentümern keineswegs verschwindet, sondern als Nachbarschafts-, Freundschafts- und Gentilgenossenhilfe fortlebt. An dieses, bei den Römern als mutuum bezeichnete reziproke Verborgen (dazu Klingmüller, 1909, Sp. 2187) denkt wohl auch Hesiod in seiner vieldiskutierten Passage aus den "Werken und Tagen":

"Gutes [= genaues] Maß laß dir geben vom Nachbarn,
gutes gib wieder,
Und mit demselben Gemäß, auch reichlicher, kannst du
es irgend,
Daß du, wenn du brauchst, ihn später gefällig noch
findest"

(Hesiod, Erga, 349-351).

Das "reichlicher, kannst du es irgend" dürfte hier lediglich für den Umstand sprechen, daß es sich bei den Verleihern eben doch nicht mehr um Stammesgenossen, sondern durchweg um Privateigentümer handelt, die sich rastlos von individueller Überschuldung wegzuarbeiten versuchen. Von der Vorstufe des Zinses -also der Schuldknechtschaft- und von einem vertraglich festgelegten Zinseufschlag eines ganz bestimmten Umfangs ist an dieser Stelle nicht die Rede.

§ 99 Vom zinsfreien Verleihen nach Art des mutuum, das die Römer noch dem ius gentium -also dem Recht des Stammeskollektivs- zurechnen, sind nun jene besonders in Mesopotamien ausgegrabenen Verpflichtungsdokumente genau zu unterscheiden, die von Assyriologen ursprünglich als zinslose Darlehen (so etwa S. Smith, 1928, der darob von Keynes, 1982, S.289 ff. verspottet wurde) interpretiert wurden: "Allein es dürften, da meistens nur eine auf wenige Monate gewährte Kreditierung vorliegt, die Zinsen vom Gläubiger bei der Hingabe des D. abgezogen oder dem Kapital zugeschlagen worden sein." (San Nicolò, 1938, S. 128). Diese Verpflichtungsscheine mit Aufschriften wie "x (Betrag) gehörig dem Gläubiger, zu Lasten des Schuldners - der Schuldner wird leisten" (ibid.,

S. 126), oder "x (Betrag) hat auf dem Rücken des Schuldners der Gläubiger (gut) - er (der Schuldner) wird darwägen" (ibid., S. 127) - können nun bereits wie Wechsel gehandhabt werden.

War also z.B. ein Betrag von 100 festgelegt worden, so hatte der Schuldner vielleicht nur 80 oder 85 erhalten und den Rest als Zinsaufschlag akzeptieren müssen.

Die Unüblichkeit von Schuldknechtschaft bringt also eine andere Lösung für das Verleihrisiko des Gläubigers - für seine Gefahr, vor Fälligkeit des Darlehens illiquide zu werden - in die Welt: den Zins als prozentualen Aufschlag auf das weggeborgte Gut - wobei der Zins entweder durch Diskontierung oder gesondert zum Ausdruck gebracht wird. (Auch das zinsfreie Verleihen gemäß dem römischen mutuum kommt im alten Mesopotamien des Privateigentums noch vor - dazu San Nicolò, S. 124).

§ 100 Es versteht sich von selbst, daß sich bezüglich des Verlusttrisikos durch die Abschaffung der Schuldknechtschaft nichts geändert hat. Nicht aber dieses Verlustrisiko führt zum Zins. Dem Verlustrisiko - der Rückzahlungsunfähigkeit des Schuldners nach dem vereinbarten Termin - wird auch weiterhin durch Ver-

langen einer Sicherheit (meist von Grundstücken oder Häusern, aber auch von Kindern) begegnet. Das Verlustrisiko wird also nicht durch Zins, sondern durch Sicherheiten abzudecken gesucht. Es verlangt Bonität des Schuldners, setzt ihn damit ebenfalls als Privateigentümer voraus.

§ 101 Das Risiko des Gläubigers aber, vor Rückerhalt des Verborgten selber illiquide zu werden -dieses Verleihrisiko-, führt also nicht mehr zur Schuldknechtschaft (zu Illiquiditätsschutzdiensten) sondern zum Zinsanspruch des Gläubigers. Dabei entspricht Freiheit des Schuldners während des Kreditzeitraums die gleichzeitige vollkommene Trennung des Gläubigers von seinem Vermögen.

Auch nach Überwindung der Schuldknechtschaft hat sich nichts daran geändert, daß unter Privateigentümern der Kreditgeber aus seinem Sicherheitsvorrat (modern: seinem Liquiditätspolster) verleiht. Allein dieses schützt den Privateigentümer in Notlagen, wenn er nicht den überaus riskanten Umweg über die Verschuldung einschlagen will. Eben deshalb verhält sich jeder Privateigentümer ja von Beginn der revolutionären Änderung der Gesellschaftsordnung an, als ob er ein Schuldner sei. Bei Not borgt er gewissermaßen bei sich selbst, bei seinem Vorrat nämlich und hat anschließend nicht allein seinen Unterhalt, sondern auch einen neuen Vorrat zu erwirt-

schaften. Die Erwirtschaftung des Sicherheitsvorrats als Liquiditätsreserve weist eine große Ähnlichkeit mit der Beschaffung eines Zinses auf (s. § 80 oben). Im Wechsel wird mithin ein wie ein Zins verdienender Sicherheitsvorrat gegen Zins verliehen. Wird nun der Gläubiger vor Fälligkeit des Wechsels illiquide -tritt also sein Verleihrisiko (keineswegs aber sein Verlustrisiko, das überhaupt nicht gegeben sein muß) ein, erlaubt ihm nunmehr sein Zinsanspruch den Wiedereinstieg in die Liquidität unter Umständen nicht ganz ohne Substanzverlust: Hat er 90 für 100 auf 12 Monate weggegeben, wird aber selber nach 6 Monaten illiquide, dann kann er sich bei einem anderen, noch mit Sicherheitsvorräten ausgestatteten Privateigentümer gegen die volle oder partielle Abtretung seines Zinsanspruches wieder liquide machen. Derjenige, der ihn mit Liquidität versorgt, wird dieses tun, kann er doch den ganzen Zinsanspruch (oder sogar auch einen Teilanspruch auf die Tilgungsmenge) für einen Zeitraum von -in diesem Beispiel- nur 6 Monaten vereinnahmen, womit er wiederum sein Verleihrisiko exzellent versichert.

§ 102 Die Inhaberdarlehen sind ursprünglich selbstverständlich in Naturalien ausgestellt, die nun aber zugleich bewertete und damit auch substituierbare Zahlungsgüter darstellen, die letztendlich ein bestimmter Privateigentümer zu liefern verpflichtet ist. Sie

verfügen ansonsten jedoch bereits über die entscheidenden Charakteristika von Geld, dem hier lediglich noch ein verbindliches Schuldendeckungsmittel mangelt. Sie sorgen umgehend für die Dynamik einer Geldwirtschaft im Unterschied zu der relativen Statik in Stamm und feudalem Gutshof. Was im Inhaberdarlehen als bestimmte, vom Schuldner zu erbringende Menge kurziert, entspricht nämlich keineswegs einem bereits in der Wirklichkeit vorhandenen Gut, gegen das es etwa zu tauschen wäre, sondern mit dem Zins drückt es einen Anspruch auf noch nicht erzeugte Güter aus.

Bereits von daher ist die noch ganz vorherrschende ökonomische Lehrmeinung, die Geld als Mittel zur Erleichterung des Tausches längst vorhandener und ganz ohne Geldeinfluß erzeugte Güter betrachtet, widerlegt. Daß diese Lehrmeinung Geld als neutral betrachten muß, erscheint nur konsequent, denn es soll ja nur zwischen Gütern vermitteln, die aus Motiven, die jenseits von Geld zu suchen (Tauschlust etc.) seien, in die Welt gelangten. Diesem Tauschparadigma für die Erklärung der Geldentstehung, mit welchem postuliert wird, daß zu unbekanntem Zeitpunkt von unbekannten Genies das Tauscherleichterungsmittel erfunden worden sei, wird hier also eine Erklärung entgegengestellt, die Geld als zu verzinsende Schuld begreift, wie sie zwischen Privateigentümern mit ihren individualisierten Existenz-

risiken, die zu besonderen Verleihrisiken führen, entstehen kann.

§ 103 Nicht also, wie Ökonomen unterschiedlichster Herkunft immer noch in den Standardlehrbüchern vertreten (dazu auch Heinsohn/Steiger, 1980), ein vorgeldwirtschaftlicher Tauschhandel (dagegen vorsichtig allerdings bereits Gerloff, 1947, S. 80, der dann aber doch beim Tauschparadigma bleibt) 'Rinder gegen Bernstein' zwischen Stammes- oder Feudalgesellschaften soll durch die Erfindung von Geld bequemer und damit 'billiger' gemacht werden (als differenzierte, aber am Ende -nicht anders als 15 Jahre früher D. Patinkin, 1965, passim- das Tauschparadigma beibehaltene Darstellung s. J. Niehans, 1980, S. 13 ff. u. S. 122 ff.). Viel mehr führen Gläubiger-Schuldnerkontrakte einer Privateigentümergesellschaft zum Geld, das dann auch in Kauf und Wertmessung und Wertaufbewahrung verwendet wird.

Von diesem Urteil über Ökonomen -zumindest partiell- auszunehmen ist allerdings John Maynard Keynes (vgl. bes. 1973, S. 369; dazu ausführlich O. Steiger, 1973). Auf deutlicher Distanz zum Tausch-Paradigma befindet sich aber auch die Gruppe um das "Journal of Post Keynesian Economics" und die entscheidend von Frank Hahn (etwa 1979) bestimmte Denkrichtung (als Nachweis

für das letztliche Scheitern auch von Hahns Versuch, eine konsistente Integration des Geldes durch die "Neue Makroökonomie" zu erreichen, vgl. aber H. Riese, 1982, passim). Für das im übrigen immer noch ganz allgemeine Festhalten am Tauschparadigma, dessen umfassende und seither wie ein Dogma respektierte Formulierung - Geld = medium of exchange sowie measure, store und standard of value - von W.S. Jevons stammt (1875), seien etwa von den Ökonomenobelpreisträgern exemplarisch nur Sir John Hicks (1969, S. 7 u. Kap.3 sowie James Tobin, 1982, S. 173) erwähnt. Für die Soziologie sei als prominenter Verfechter des Tauschparadigmas in deutschsprachigem Raum Jürgen Habermas (1981, passim) angeführt.

Hingegen vermochte etwa Karl Polanyi (1968, S. 29-33 u. 175-203) aus einem ethnologischen Zugang durchaus zu sehen, daß die freie Verkaufbarkeit von Boden und Arbeitskraft mit extensivem Geldgebrauch zusammengeht, ohne daß Polanyi doch die Genese der ersteren und ihre Verknüpfung mit dem letzteren zu rekonstruieren vermocht hätte. Dieser Aufgabe entzieht sich auch Helen Codere (1968) trotz ihres expliziten Anspruchs, über Polanyi noch hinauszugehen, gänzlich. Und auch George Daltons empirisch wohl abgestützte Verspottung von Geldentstehungsideen eines Tauschdenkers à la P. Samuelson (Dalton, 1967, S. 277 ff.), die sich wenig-

stens des Konsenses innerhalb der eigenen -ethnologischen- Disziplin bereits sicher wähnt, hindert Ethnologen keineswegs daran, jenes Hochkulturgeld, mit dessen Erklärung die theoretische Ökonomie es nun einmal zu tun hat, ganz wie diese immer noch zur Erleichterung des Ferngütertausches auf der historischen Bühne erscheinen zu lassen (s. etwa Pearson, 1974,,S. 456 ff.).

Doch es finden sich auch Eingeständnisse wie das von Manning Nash (1966, S. 42 ff.), der in einem Kapitel über "Cultural and Economic Change - Monetization" deutlich kundtut, daß man nicht wisse, welches Ereignis aus einer nichtgeldlichen Wirtschaft eine geldliche mache, was man ja auch bereits für dieAntike nicht verstanden habe und daß man noch wenig vorangekommen sei, wenn etwa ein Stamm durch Kontakt mit geldwirtschaftlichen Europäern dann auch Geld verwende (ibid. S. 54).

§ 104 Wo in der Wirtschaftsgeschichtsschreibung sogar ein Zusammenhang zwischen "Zinsleihe" (F. Heichelheim, 1969, S. 63) -allerdings ohne Erklärung des Zinses- und Geld gesehen wird, soll letzteres wiederum in der Beziehung zwischen "Hörigen" und "reichen Besitzern", also in einer auf außerökonomischer Gewalt

fußenden Feudalgesellschaft zustandegekommen sein. In dieser läßt Heichelheim dann zusätzlich -und von den Hörigen klar getrennt- plötzlich auch noch "arme Landbauern" (alles ibid., S. 62), offensichtlich also arme Privateigentümer auftreten, die ebenfalls Kredit erhalten. Die wissenschaftliche Vermischung der historisch gerade getrennt zu rekonstruierenden Eigentumsformen, das evolutionistische Vorurteil also, das auch bei Heichelheim eine reichere Wirtschaftsform aus einer Überschußproduktion in einer vorangegangenen Stufe hervorgehen (ibid., S. 33 ff.) und ihn so die Überschuldungsangst bzw. den Zinsanspruch als Motor für Überschuß, der vorerst gerade fehlt, verkennen läßt, bewirkt einmal mehr, daß der wirkliche historische Vorgang auf den Kopf gestellt wird.

Das Nichterkennen des Überschuldungsantriebs von Privateigentümern läßt denn auch Fritz Moritz Heichelheim -den sicherlich anerkanntesten Wirtschaftshistoriker über die Antike in diesem Jahrhundert- für die Erklärung der Dynamik der Privateigentumswirtschaft auf den verzweifelten Ausweg verfallen, daß sie aus dem Kleingeld erklärt werden müsse: "Das Kleinsilber [..] hatte [..] eine veritable Wirtschaftsrevolution zur Folge. Zum ersten Male in der Geschichte der Alten Welt war der kleine Marktverkehr nicht mehr dem umständlichen und zeitraubenden Tauschhandel überlassen, son-

dern geldwirtschaftlich erfaßbar" (Heichelheim 1965, S. 277).

Allein diese späte Aussage zeigt zur Genüge, daß Heichelheim aus seiner "Zinsleihe" von 1938 kein theoretisch plausibles Ergebnis zu gewinnen vermochte. Er bleibt dem Tauschparadigma vollkommen verhaftet und verankert die Geldwirtschaft in der Münze -in einem Zahlgut also-. Nicht anders ergeht es einem kaum weniger prominenten Autor, wenn etwa Edouard Will aus der Abwesenheit von Münzen schließt, daß "viele Städte lange ohne monetäre Wirtschaft" (Will, 1977, S. 219) geblieben seien.

Die entscheidenden Unterschiede zwischen einer Geldwirtschaft und einer relativ stationären Wirtschaft lassen sich mithin nicht aus der Verwendung von Naturalien oder Münzen (wie es etwa auch noch Pekary, 1976, S. 16 tut) in wirtschaftlichen Transaktionen gewinnen, sondern daran, ob Privateigentum mit seinem individualisierten Sicherheitsrisiko vorhanden ist oder die kollektive Sicherung des Stammes bzw. des Gutshofes dominiert. Erst das individualisierte Risiko führt zum Risiko beim Verleihen der individuellen Sicherheitsvorräte, und erst dieses Verleih- bzw. Illiquiditätsrisiko rechtfertigt den Zins und erst der Zins wird zu einem Anspruch auf in der Wirklichkeit noch nicht vorhandene Güter, deren Beschaffung nicht mehr eine relativ stationäre, sondern eine dynamische Produktion -eine geldwirtschaftliche also- erzwingt.

§ 105 Es versteht sich von selbst, daß die Gläubiger-Schuldner-Kontrakte zwischen Privateigentümern, die schließlich zum allgemeinen Gelde führen, beide beteiligten Seiten -insbesondere aber letztere- zum Betrüge verführen: Der Gläubiger wird versuchen, mehr zu erlangen, als ihm zusteht, um aus der anstrengenden Eigenarbeit nach und nach herauszukommen. Der Schuldner, der sich schon bedrohlich nahe an den Verlust seines Privateigentums, das er nun auch noch als Sicherheit stellen muß, heranbewegt hat, wird versuchen, seinen drückenden Verpflichtungen nicht nachkommen zu müssen. Für die auf uns gekommenen Schuldverpflichtungen müssen mithin Durchführungsgarantien existiert haben. Auf deren Notwendigkeit verweist uns bereits Hesiod: "Und auch beim Bruder, mit Scherz, aber doch einen Zeugen hinzuziehen" (Hesiod, Werke und Tage, 371).

Zum häufigsten Ort für die einwandfreie Dokumentation von Gläubiger-Schuldner-Kontrakten werden offensichtlich Tempel, deren Schreiber sie auf den so zahlreich ausgegrabenen Tontafeln festhalten, für deren Abfassung -z.B. mit der Keilschrift- auch eine flexiblere Schrift zu entwickeln ist, als sie für eine feudale Befehlswirtschaft ausreicht, in der lediglich über Abgaben Buch geführt werden muß.

§ 106 Vom Schuldner treibt der zum Zeugen aufgerufene Tempel nach festgesetzter Kreditfrist häufig dann auch die Außenstände ein, wofür er sich zunehmend Tempelknechte -Unkosten verursachende Polizisten also- halten muß.

Ursprünglich mag jedoch die Angst vor der Autorität der im Tempel verehrten Gottheit als Mahnungs- und Eintreibungsmittel für die in Schuldscheinen festgehaltenen Ansprüche der Gläubiger ausgereicht haben. Von dieser Mahnungsaufgabe her ließe sich auch der bis heute nicht erklärbare Grund (dazu etwa W.Eisenhut, 1979, Sp. 1566) des Namens Iuno Moneta -von monere = mahnen, veranlassen, züchtigen: die mahnende Iuno- für die erste überlieferte römische Tempelbank mit Münzprägung aus ihrer Funktion, fällige Schuldner anzumahnen, aufklären. Entsprechend bedeutet ja auch monetalis nicht nur der im Tempeldienst stehende Münzmeister, sondern scherzhaft—umgangssprachlich auch der seine Schulden einfordernde Gläubiger. Moneta wird später auch zum Namen des gemünzten Geldes (deutsches Lehnwort ist eben Münze), bedeutete aber ursprünglich nur die Gemahnung an Schulden, die in Kontrakten bezeugt sind, aus deren Zinsvermögen schließlich allgemeines Geld gemacht wird. Auch die lateinische Philologie des Geldes verweist somit bei der Suche nach seinem Entstehungsort nicht auf einen technisch zu erleichternden Tausch von Schweinen gegen Rindern, sondern auf Gläubiger-Schuldner-Verträge von Privateigentümern.

Die neue und einträgliche Rolle der Priester im Abwickeln von Gläubiger-Schuldner-Kontrakt könnte auch erklären, warum z.B. in Attika erst nach den Solonischen Reformen -also nach Abschaffung der direkt zwischen Gläubiger und Schuldner exekutierten Schuldknechtschaft- steinerne Tempel entstehen, während sie bis dahin lediglich "enge Gebäude mit einem Raum und einer Vorhalle" darstellten, die "aus Holz, Bruchstein oder getrockneten Lehmziegeln" (alles M. Finley, 1982a, S. 144) zusammengefügt waren. Vielleicht läßt sich über die Rolle der Tempel bei der Geldentwicklung nach Beseitigung der Schuldknechtschaft sogar der lange Gelehrtenstreit über den Zeitpunkt des ersten römischen Metallgeldes, der irgendwo zwischen 467 u. 289 v.u.Z. gesucht wird (dazu etwa J.-P. Lévy, 1967, S. 53), zugunsten eines Datums kurz nach 326 v.u.Z., also nach der endgültigen Aufhebung der römischen Schuldknechtschaft (Düll, 1936, Sp. 164) entscheiden.

§ 107 Die niemals strittige, aber eben unverstandene Beteiligung von Tempeln an der Geldentstehung hat zu Spekulationen über die ursächliche Wirkung des Opfers -also einer typischen Priesteraufgabe- bei der Herausbildung dieser großen Neuerung geführt. Insbesondere ist die Ähnlichkeit der Terminologie für die Gläubiger-Schuldner-Beziehungen und die Entschuldungs-

rituale der Gläubigen im religiösen Opfer herausgearbeitet worden (s. bes. B. Laum, 1924 und ähnlich -unter Ausweitung der religiösen Kulthandlung zum "sozialen Handeln" ganz allgemein- W. Gerloff, 1947).

Wenn in dieser Rekonstruktion zur Antike der Übergang in die Geldwirtschaft auch nicht evolutionistisch aus Opferkulten (so wieder H. Kurnitzky, 1974) erklärt werden kann, so steht für die neuartigen Transaktionen zwischen Gläubigern und Schuldnern doch nicht zufällig die Angst des Gläubigen (also furchtsamen) Menschen vor einer schrecklichen Gottheit nun in Form eines Pflichtgefühls zur Verfügung, aus dem auch weltliche Schulden mehr oder weniger bereitwillig getilgt werden. Der 'große' Gläubiger und Kreditgeber als Empfänger von Bitten und Flehen der Schuldner um Barmherzigkeit -also um Erlaß materieller Schulden- mag sich dabei sogar wie ein göttergleiches Wesen fühlen, daß für die Erlangung des Seelenfriedens um die Vergebung von Sünden angefleht wird. Funktioniert der Tempel selbst als Kreditgeber, wenden also die Priester ihre Gottheit ganz offen im geschäftlichen Interesse an, wird die Übereinstimmung der Terminologie für Schuld und Schulden nur umso inniger ausfallen.

Dabei ist aber sogleich anzufügen, daß der Schrei zum Himmel à la 'vergib uns unsere Schuld!' historisch nicht allein innerseelischem Druck entsprang, sondern

auch durch vom Himmel tatsächlich ausgehende Katastrophen verursacht wurde, die -gewissermaßen wie ein nicht mehr einlösbarer Schuldschein- auch den Verlust der Existenzgrundlagen bewirkten. Weiter darf die Analogie dann aber nicht getrieben werden, da in großen oder gar globalen Katastrophen alle Menschen -die 'großen' und die 'kleinen'- auf die Knie fallen, während die Epoche einer stabilisierten Privateigentumswirtschaft nicht mehr durch die Schuldigkeit des Menschen, sondern durch Schulden bei Menschen charakterisiert ist.

§ 108 Wo nun die Abwicklung, d.h. die Bezeugung und Eintreibung der Kredite im Tempel erfolgt, werden Priester selbst in der Tendenz zu Großunternehmern, zu einem neuen Typ von Geldadel innerhalb einer Privateigentumswirtschaft und damit deutlich unterschieden von einer Feudalkaste: "Die Götter waren die ersten Capitalisten in Griechenland, ihre Tempel die ersten Geldinstitute. Die [7] Einkünfte standen unter der Obhut der Priester, welche mit überlegener Weltkenntnis dieselben auf alle Art zu mehren wußten. Sie benutzten die Heiligkeit der Tempelörter, um in Zeiten allgemeiner Unsicherheit werthvolle Deposita anzunehmen; sie machten Vorschüsse an Gemeinden und Private, sie betheiligten sich an gewinnbringenden

Unternehmungen; von ihrer Unterstützung war die Möglichkeit überseeischer Ansiedlungen oder auch einer nachdrücklichen Kriegsführung abhängig, wie Letzteres noch zu Anfang des peloponnesischen Kriegs die Korinther den Spartanern vorstellten. Wenn wir so ohne jede Konkurrenz die finanziellen Kräfte des Landes und die Macht gefüllter Kassen in den Tempeln concentrirt sehen, so wird es schon dadurch sehr wahrscheinlich, daß alle wesentlichen Fortschritte in Verwerthung des Edelmetalls und Ausbildung des Geldverkehrs von diesen Kreisen ausgegangen ist" (E. Curtius, 1894a, S. 444f.; die sozialen Gründe für die Notwendigkeit von Banken bleiben bei Curtius allerdings unaufgeklärt. Das gilt auch noch für die sehr viel aktuelleren und technisch überaus informativen Arbeiten von R. Bogaert -1968 sowie 1966 u. 1980-, in denen Geld allemal schon vorausgesetzt ist und die Banken als Wechselstuben in die Welt gekommen sein sollen. Und auch der bekannte Versuch von J. Tobin, 1974, die Geldtätigkeit des modernen Bankwesens zu erläutern, bewegt sich gänzlich jenseits einer Erklärung der Gründe für die private Wirtschaft, in der Banken operabel werden).

Grundsätzlich könnte jeder Privateigentümer, der aus Zinsen Vermögen ansammelt, daran denken, dieses als Geld auszuborgen, also in Zukunft natural zu

erwartende Einkünfte vorab zu monetarisieren. Daß schließlich vorwiegend Tempeln diese Funktion zuwuchs, dürfte wohl daran liegen, daß Gläubiger und Schuldner möglichst respektable Zeugen für den folgenreichen Kontrakt gesucht haben und diese in den -mit Göttern drohenden- Priestern eher fanden als in gewöhnlichen Mitbürgern und Konkurrenten.

§ 109 Die Bezeugungs- und Eintreibungsaufgabe von Priestern führt nun dazu, daß die Gläubiger bereits Quasidepositoren beim Tempel werden. Er übernimmt die Garantie für die Sicherheit des Gläubigers bei plötzlicher Illiquidität vor Fälligkeit des Verborgten wie auch bei Verlust des Verborgten nach Fälligkeit. Um diese Aufgabe erfüllen zu können, muß der Zins nunmehr an die Priester gehen. Sie werden aber einen Teil davon über kurz oder lang an die Depositen weiterreichen, um die sie bei fortgeschrittem Stand der Entwicklung ja zu konkurrieren haben (zur antiken Depositenbank vgl. die materialreichen Darstellungen von R. Bogaert, 1966 u. 1975).

Da wir uns hier jedoch immer noch in einem Stadium der Privateigentumswirtschaft bzw. der Gläubiger-Schuldner-Wirtschaft befinden, in dem Naturalien -ganz vorrangig Getreide- die Güter sind, welche den

Kreditnehmer vor Überschuldung schützen sollen, bzw. in welchen er seine Zinsen aufzubringen hat, sammeln sich beim Tempel zwangsläufig mindestens die ihm zustehenden Zinsanteile in wachsendem Getreide-, aber auch Vieh- und Gerätschaftsvorräten an. Die Tempel entwickeln also nicht nur Schuldbuchabteilungen (dazu etwa bereits B. Laum, 1924a), sondern müssen sich zunehmend Vorratshäuser und Stallungen (dazu bereits E. Curtius, 1870) zulegen: Auf der Schuldverpflichtung ist "der Erfüllungsort [...] namentlich bei Naturalien fast immer angegeben (Lagerraum, Stapelplatz des Gläubigers, am Ufer des Kanals usw.), ebenso wird bei diesen Sachen das Maß bestimmt, mit welchen sie dargemessen werden sollen" (M. San Nicolò, 1938, S. 127).

Relativ schnell werden die für Zinseinkünfte geschaffenen Vorratshäuser und Stallungen übermäßig aufwandsintensive Dimensionen annehmen, ist mit Verrottungen des Getreides und hohem Arbeitsaufwand für die Pflege des Viehs zu rechnen. Zugleich sammeln sich Geräte an, die 'unmodern' und damit relativ wertlos werden.

§ 110 Neben Ställen und Vorrathshäusern befinden sich im Tempel aber auch die noch nicht fälligen Schuldscheine, die ihm ja einen Anspruch auf wenigstens einen Teil des Zinses, der in zusätzlichen Naturalien ansteht, garantieren. Er kann deshalb, statt weitere Naturalvermögen anzusammeln -dazu übergehen, die ihm zustehenden 'Stückchen' der Schuldscheine nunmehr selber an Liquidität suchende Privateigentümer zu verborgen und diese dazu auffordern, damit einzukaufen, wo immer Getreide oder Vieh etc. zu haben ist. Der Borger und auch diejenigen, die ihm etwas verkaufen sollen, werden diese Vermögensansprüche des Tempels als Zahlungsmittel akzeptieren, da sie in ihm ja partiell gedeckt sind. Da sie also wissen, daß der Tempel auch noch wohlgestallte Stallungen und Vorrathshäuser sowie weitere Rechtsansprüche auf die Inhalte davon besitzt, die zumindestens durch Sicherheiten, welche die Schuldner stellen mußten, materialisiert sind.

Da der Tempel wiederum aus seinen Schuldbüchern ersehen kann, welche Getreidemengen ihm in Zukunft zustehen und wieviel er natural zur Verfügung hat, kann er dazu übergehen, für dieses Vermögen besondere Symbole anzufertigen und diese Schuldnern als Kredit in die Hand zu geben, den diese wiederum mit Zinsen zurückerstatten müssen. Der Tempel ist damit zur Bank geworden.

Jedes so herausgegebene Symbol ist also zu verzinsende Schuld und Zahlungsmittel zugleich, ist Geld. Solange es als Zahlungsmittel umläuft, geht auf jeden Nehmer der ursprüngliche Anspruch der Tempelbank über und ist von daher mit großer Wahrscheinlichkeit auch gedeckt. Lediglich dem ersten Nehmer, der sich direkt beim Tempel den Vermögensanspruch verschafft hat, wird aber auch unmittelbar einsichtig, daß dieses Geld ein -durch ihn selbst- zu verzinsender Anspruch ist. Er kann also nur den ursprünglichen Tempelanspruch, den er geliehen hat, in die Zirkulation hineingeben, nicht aber den Anspruch des Tempels gegen ihn selbst. Das im Kauf und Verkauf von Waren -und nur für diese Transaktionen bereitgestellte Güter sind Waren- hingeebene und angenommene Geld ist also nicht zinsziehend. Lediglich wenn es wiederum gegen einen Anspruch auf noch mehr Geld, also als Geldkredit hergegeben wird, paßiert mit ihm von neuem, was überhaupt erst den Grund für sein Herausgehen aus der Bank abgab, es zwingt also zur Produktion (oder sonstigen Beschaffung) von mehr, als auf ihm eingeprägt oder gedruckt zu lesen ist.

§ 111 Dieses mehr, diese Neuschuld muß der Geldaufnehmer allerdings ebenfalls in Geld zurückerstatten. Das weitere Ansammeln von Naturalvermögen soll durch die Kreditvergabe in Form von zu verzinsenden Vermögenssym-

holen -von Geld also- ja gerade verhindert werden. Die nun Geld emittierende und damit zugleich Geldzins erwartende Bank muß nun aber von vornherein damit rechnen, daß nicht alle Geldaufnehmer das Geld für ihre Schulden auch aufbringen werden. Die nicht in Überschuldung fallenden Kreditnehmer müssen entsprechend versuchen, zu denjenigen zu gehören, bei denen andere Schuldner etwas kaufen. Sie können sich in ihren besonderen Anstrengungen für die Beschaffung der Zinsschuld also nicht mehr nach den persönlichen Ansprüchen materiellen Überlebens richten, sondern haben die Mannigfaltigkeit der Ansprüche aller Geldhalter ins Auge zu fassen. Diese Orientierung bringt die spezifisch geldwirtschaftliche Arbeitsteilung in die Welt. Sie resultiert in der Erzeugung oder sonstigen Beschaffung von Waren, die von vornherein nicht für den eigenen Verbrauch, sondern für die Gewinnung von Geld, das andere aufgenommen oder eingenommen haben, betrieben wird. Die Warenbeschaffer reihen sich also nicht etwa in eine seit Menschheitsbeginn in Gang befindliche Erzeugung von Tauschgütern ein, sondern ihre zwecks Geldschuldendeckung -und d.h. zur Geldabsaugung durch Verkauf- präsentierten Waren führen einen Markt -im Unterschied zu einem herkömmlichen Tauschplatz- überhaupt erst herbei. Er wird nicht -als angeblicher Tauschmarkt- zum Ort, an dem sich Privateigentümer herausbilden, sondern wird von diesen

mit ihren Waren überhaupt erst konstituiert. Die Jagd nach Münzgeld (zu dessen konkreter Entwicklung s. § 117 ff. u.) zur Überschuldungsvermeidung des Privateigentümers, der -im Unterschied zum Mitglied von Stammes- oder Feudalgesellschaften- einem ganz individualisierten Existenzrisiko ausgesetzt ist, wird also zur produktivitätssteigernden, reichumsakkumulierenden, aber auch eigentumskonzentrierenden Potenz des Privateigentums. Sie steigert unausweichlich die Vermehrung der Waren, jenem am Ende allein für Münzwährung -also für Geld geringsten Herstellungs- und Aufbewahrungsaufwandes- zu verkaufenden und nicht in irgendeinem traditionellen Sinne zu tauschenden Gütern.

§ 112 Der Naturaltausch von Stammesgesellschaften etc. ist hingegen gerade dadurch gekennzeichnet, daß unregelmäßig, ja teilweise zufällig anfallende Überschüsse ohne Konkurrenz und sogar mit von Tauschpartner zu Tauschpartner nach Sympathiegesichtspunkten wechselnden 'Preisen' ihren Besitzer tauschen:

"Die Eigentümlichkeit des primitiven Tausches besteht darin, daß die 'Preise' (rates) nicht festgelegt sind. In unterschiedlichen Transaktionen werden dieselben Güter in ganz unterschiedlichen Proportionen gegeneinander getauscht. Das gilt besonders für die gewöhnlichen Transaktionen der alltäglichen Geschenke und gegenseitigen Hilfeleistungen sowie für die interne Wirtschaft von Verwandtschaftsgruppen und Siedlungen.

Dabei mögen die beteiligten Personen die Güter jeweils durchaus für gleichwertig erachten, dennoch erfolgen die Veränderungen der Tauschproportionen innerhalb eines gleichartigen Zeitraums, am selben Platze und bei ansonsten unveränderten wirtschaftlichen Gegebenheiten. Mit anderen Worten: Die typischen Gründe für ein unvollkommenes Funktionieren des Marktes können dafür nicht verantwortlich gemacht werden.

Die Veränderlichkeit im Umfang der gegeneinander getauschten Dinge erklärt sich deshalb auch nicht daraus, daß -aufgrund von Informationsmangel- Preisvergleiche zwischen verschiedenen Geschäften nicht angestellt werden können und deshalb die Konkurrenz zwischen den Händlern auf die bekannte Form der orientalischen Konfrontation zwischen Käufer und Verkäufer zurückgeworfen sei. Obwohl also das Feilschen theoretisch für die Unbestimmtheit der gegeneinander getauschten Gütermengen verantwortlich gemacht werden könnte, kommt es in der Welt der Naturvölker so selten vor, daß es für eine brauchbare Erklärung nicht herangezogen werden kann. In vielen Stammesgesellschaften ist Feilschen vollkommen unbekannt. Bei den übrigen kommt es nur in flüchtigen Beziehungen mit Fremden vor. [7]

Die Art von Marktkonkurrenz, die nach der ökonomischen Theorie dazu führt, daß ausschließlich Angebot und Nachfrage über die 'Preise' bestimmen, kommt beim primitiven Tauschhandel überhaupt nicht vor" (vgl. M. Sahlins, 1972, S. 278 u. S. 280 f. - siehe auch die wichtigen Vorarbeiten für das Verständnis des sog. primitiven Tausches bei B. Malinowski, 1922, B. Laum, 1960 u. M. Mauss, 1966).

So kann es auch nur wenig überraschen, daß es -in Stammesgesellschaften- etwa für Frauen anders gestaltetes und zugleich wertloseres sog. Geld gibt als für Männer (vgl. H.G. Barnett in LeClair/Schneider, 1968, S. 375).

Auch etwa für das feudale Griechenland, das Homer mehr oder weniger geschickt darzustellen versucht, kann von den Marktregeln der ökonomischen Theorie, die dann wiederum zum Geld führen sollen, keine Rede sein:

"Von den verschiedenen Formen des Austausches von Geschenken unterschied sich zur Zeit des Odysseus der Handel, bei dem allein der Tausch von Gütern das Ziel war, beim Handel wechselten Dinge den Besitzer, weil der eine brauchte, was der andere hatte, und nicht, oder nur manchmal, um einen Dienst zu entgelten, ein Bündnis zu besiegeln oder eine Freundschaft zu bekräftigen. Der Bedarf an bestimmten Gegenständen war der Anlaß für das Geschäft; wenn er auf andere Weise befriedigt werden konnte, war Handel überhaupt unnötig. Daher waren modern gesprochen, allein Importe ein Grund für Handel, niemals Exporte. Es gab keinen Anlaß zu Export als solchem, nur die Notwendigkeit, eigene Güter für Gegengaben zu haben, wenn ein Import unumgänglich war.

Laertes kaufte Eurykleia 'mit eigenem Gut/[...] und gab den Wert von zwanzig Ochsen'. Vieh war der Wertmaßstab; in dieser Hinsicht, und nur in diesem Sinn bedeutet Vieh Geld. Weder Vieh jedoch, noch etwas anderes entsprach der vielfachen, späteren Verwendung von Geld. Vor allem gab es kein zirkulierendes Medium wie eine Münze, deren einzige Funktion es war, Kauf

und Verkauf möglich zu machen, indem sie von Hand zu Hand ging. Fast jeder nützliche Gegenstand eignete sich zum Handel, doch ist bemerkenswert, daß der Wertmaßstab selbst, das Vieh, nicht als Mittel des Tausches fungierte. Laertes kaufte Eurykleia für nicht näher bezeichnete Gegenstände im Wert von zwanzig Ochsen, aber er hätte nie die Ochsen für eine Sklavin gegeben.

Ein gebräuchlicher Wertmesser ist nichts anderes als eine künstliche Sprache, ein Symbol wie x , y , z in der Algebra. An sich kann er nicht entscheiden, wieviel Eisen oder wieviel Wein der Gegenwert einer Kuh ist. In Adam Smith's Welt wurde dies durch den Markt des Angebots und der Nachfrage bestimmt, ein Mechanismus, der in Troja oder Ithaka unbekannt war. Hinter dem Markt stand nämlich das Motiv des Profits, und wenn etwas tabu war bei den homerischen Tauschgeschäften, so war es der Gewinn. Sei es beim Handel, sei es bei der anderen wechselseitigen Beziehung, der Grundsatz blieb stets Gleichheit und gegenseitiger Nutzen" (M. Finley, 1979, S. 67 f.; F. selbst bleibt natürlich dem Tauschparadigma verhaftet!).

Wie man beim Gütertausch ein Interesse am Gewinn von Überschuß nicht zu finden vermag, wie dort eben von Waren keine Rede sein kann, wird übrigens auch aus dem Verleihen von Gütern an in Not geratene Stammesgenossen gewöhnlich kein Gewinn geschlagen. Selbst für Hirtenkulturen, die von dem Nachwuchs verborgter Tiere noch am ehesten zinsähnliches Entgelt verlangen könnten, gilt, daß "weniger Gewicht auf Zins und Zinseshöhe gelegt wird. Das Interesse konzentriert

sich auf das geliehene Vieh-Kapital" (B. Laum, 1965, S. 60). Ja, die "Bereitwilligkeit, arm gewordenen Hirten Tiere herzugeben, war bisweilen so groß, daß der reiche Entleiher durch Verschenken und Ausleihen seine große Herde bis auf eine geringe Zahl verminderte und gelegentlich sogar völlig verlor" (ibid.).

An dieser Stelle läßt sich noch einmal an die fast durchgängige Fachbuchunsitte der Tauschtheoretiker des Geldes, Vieh unstandslos als vormetallisches Geld zu bezeichnen, eingehen: Unter Privateigentümern verborgtes Vieh konstituiert mit Zins und Sicherheiten ganz andere Verpflichtungen als unter Stammesgenossen ausgeliehenes. Die vollständige Vernachlässigung dieser Differenz in den zahlreichen Kompendien zur Geldentwicklung macht es dann unmöglich, zu bestimmen, wann Vieh lediglich als Gut getauscht wird, aber keinesfalls Tauschmittel ist und wann es als Schuldendeckungs- oder Zahlungsmittel eingesetzt wird.

§ 113 Nicht selten ist übrigens der sog. primitive Tausch dem heutigen Geschenkaustausch -etwa zu Weihnachten- ähnlich, bei dem die kleine Gabe des Kindes soviel 'Wert' haben kann wie die große des Vaters. Beide Gaben reichen also aus, um sich der gegenseitigen Loyalität zu versichern.

Aber auch ein Tausch von annähernden Äquivalenten, dem ja die Tauschtheoretiker erst die Notwendigkeit nach Geldentwicklung unterstellen können, führt -wie bereits Aristoteles feststellte- nicht zum Gelde: "Die Barbaren nämlich tauschen die nutzbaren Gegenstände selbst gegeneinander, sie geben und nehmen Wein für Getreide und ebenso mit allen anderen derartigen Artikeln, weiter aber gehen sie im Handel nicht" (Aristoteles, Politik, I, 9). Ganz ähnlich heißt es von der zentralkommunistischen Inka-Gesellschaft: Sie "wußten nichts vom Kaufen und Verkaufen, hatten kein Geld und tauschten ein Lebensmittel gegen ein anderes" (Ynka Garcillasso de la Vega, 1871, S. 123).

Daß es den sog. Barbaren dabei keineswegs einer Äquivalenzvorstellung mangelt, zeigen bereits einfachste Stämme, wenn sie außerhalb der Loyalitätssphäre tauschen: Bei den Sakuddai von der Sumatra vorgelagerten Insel Siberut dienen die geldlosen Tauschtransaktionen "ausschließlich dem Erwerb der Güter selbst. Die Vorstellung eines möglichen Profits fehlt vollständig. Wenn es sich nach einer Transaktion herausstellt, daß der Wert der von einer der beiden Parteien gelieferten Güter kein genügendes Äquivalent für das Eingetauschte bildete, muß sogleich eine

Kompensation gegeben werden. Andernfalls kommt man in den Ruf, sich wie einer der sumatranischen Händler zu benehmen, von denen es heißt, daß sie 'den Schweiß anderer Menschen essen'" (R. Schefold, 1980, S. 75f.).

§ 114 Von diesem Arbeitswertäquivalenzverlangen

her kann auch die verbreitete Auffassung vom -regelrecht raubartigen- ungleichen Tausch als Grund für die Unterminierung und Eroberung der übrigen Welt durch die von Europa ausgehende moderne geldwirtschaftliche Produktion genauer kritisiert werden: Der Tauscher aus einer Stammes- oder Feudalgesellschaft wird sich nämlich durchaus vorteilhaft behandelt fühlen, wenn er einen Artikel bekommt, dessen Produktionsumstände ihm unbekannt sind und der durch ihn selbst -wenn überhaupt- ungleich zeitrauender produziert werden müßte als das von ihm weggetauschte Gut.

Erst die große Masse der von außen hereinkommenden Artikel, die an ihrem geldwirtschaftlichen Herkunftsort qua Warenproduktion nur einen Bruchteil der gesamten verfügbaren Produktionszeit erfordern, am fernen Tauschplatz aber in kürzester Zeit fast alle Artikel abzusaugen vermögen, die auch in der Geldwirtschaft selbst noch sehr zeitaufwendig erzeugt

werden müssen, ruiniert die kontaktierte Region und vermag sie so zur Transformation ihrer Eigentumsverhältnisse zu nötigen. Es fließen aus diesen Regionen beim sog. ungleichen Tausch also vorrangig land- und forstwirtschaftliche- sowie Kunsterzeugnisse ab, deren Herstellung auch noch in Warenform nur relativ langsam rationalisiert werden kann oder -bei exotischen Gütern- überhaupt nicht erfolgt. Geliefert werden dafür industriell billig erzeugte Waren, die in der kontaktierten Region gleichwohl nicht weniger -wenn nicht gar mehr- Arbeitsaufwand erfordern als die weggetauschten Güter. Eiserne Töpfe, Werkzeuge und Waffen oder auch prestigesteigernder Schmuck, der den Lieferanten als Tinnef gelten mag, den Beziehern aber soziale Erhöhung bringt, werden also durchaus freiwillig gegen Arbeitskulis, Schlachtvieh, Tabak, Gewürze, Seidenstoffe und Ebenholzmasken etc. eingetauscht. Insofern vermag die Privateigentumswirtschaft durchaus auch friedlich -und mit freundlicher Begrüßung durch die später so hart betroffenen Regionen- ihr 'Eroberungs'-Werk zu beginnen. Zu Kriegen und politischer Unterwerfung wird entsprechend häufig auch erst dann gegriffen, wenn weiterer Handel von den so stetig ausgesaugten und auch bereits verschuldeteten Regionen verweigert werden muß. (Es versteht sich von selbst, daß dieser Prozeß in der Gegenwart zwischen den kapitalistischen Ökonomien und den staatssozialistischen Ländern im großen -und gefährlichen- Maßstab fortgesetzt wird)

§ 115 Zwischen Patriarchen in ihrer Rolle als Privateigentümer existiert nun der Loyalitätstausch oder der Tausch ohne 'Aufschlag' gerade nicht. Der Privateigentümer als Schuldner bzw. als permanenter Schuldenvermeider ist vom Beginn dieser Gesellschaftsformation an genötigt, bewußt Überschüsse zu erzeugen und diese seine Waren -nicht: Tauschgüter- führen dann nicht etwa beiläufig -auf Opferfesten oder Heiratsmärkten, wie die Standardäußerungen in der Theorie lauten- zum kommerziellen Handel, sondern sind von vornherein und ohne jede Gewohnheit oder Zufälligkeit für den Verkauf gegen Geld produziert worden: "Denn das Geld ist wie Leben so lieb den kläglichen Menschen" (Hesiod, Werke und Tage, 686).

Eben aus diesem Zwang zur Produktion von Waren erwächst eine Tendenz zur Rationalisierung, die als besonderer Einfallsreichtum einzelne Patriarchen reicher werden läßt als ihre historischen Vorgänger in Stamm- und Gutshof und als ihre neuen Polisgenossen:

"Denn auf den Nächsten blickt einer hin und drängt

nun zum Wirken,

Auf einen Reichen, der emsig sich rührt beim

Pflügen und Pflanzen

Beim Bestellen des Hauses. Den Nachbar stachelt der

Nachbar

Wenn er nach Wohlstand strebt. Der Streit ist gut

für die Menschen

Und zwischen Töpfer und Töpfer ist Groll, zwischen
Zimmerer und Zimmerer!

(Hesiod, Werke und Tage, 21 - 25).

Da nun alle Privateigentümer als Gläubiger oder Schuldner auf diesen konkurrenzerzeugenden Weg der individuellen Sicherheitsvorsorge genötigt sind, kann der einzelne niemals aufhören, Warenüberschüsse zu schaffen bzw. seine Produktionsbasis größer und -in Grenzen- effektiver machen zu müssen. Sein Existenzrisiko bleibt unabhängig von der Höhe des jeweils erreichten gesellschaftlichen Wohlstands aufgrund der Konkurrenz erhalten. Wird sein Produkt aufwendiger erzeugt als das anderer Patriarchen, die ihrer Überschuldungsgefahr ebenso rastlos zu entkommen trachten, wird es tendenziell unverkäuflich und damit ein Verlust.

Er hat dann keineswegs -wie bei einer schlechteren Ernte in Stammesgesellschaften, nach der sich alle verwandten Genossen einzuschränken haben und zum beliebten Tausche eine Weile mal keine Güter vorhanden sind- nur etwas weniger Mittel für seinen Lebensunterhalt zur Verfügung, sondern muß feststellen, daß für ihn weniger eben nicht schlicht weniger, sondern nichts bedeuten kann. Hierin liegt die 'Armseligkeit', die angsterzeugende Unsicherheit in der antiken Privateigentümergeellschaft, wie reich und entwickelt sie auch immer gewesen sein mag.

§ 116 Dieses nichts des von Verlusten betroffenen Privateigentümers besteht -nach Beseitigung der Schuldknechtschaft- vorrangig im Verlust von Boden und Familienangehörigen, wenn auch nicht mehr notwendig im Verlust der persönlichen Freiheit selbst. Die Bodenakkumulierenden Gläubiger sind dann aber mit dem Problem konfrontiert, den Boden, soweit sie ihn nicht an eigene Söhne vererben können, unbearbeitet zu lassen oder sich auf anderem Wege nach Arbeitskräften umzuschauen.

Daraus entsteht der Bedarf an Sklaven (zur Quellenlage s. Th. Wiedemann, 1983). Diese aber sind nur schwierig zu erlangen. Die ihres Bodens verlustig gegangenen Bürger tendieren zur Kinderlosigkeit und reichen als sicheres Reservoir für die Sklavenbeschaffung in keiner Weise aus. Mitglieder von Stammesgesellschaften oder Hörige in Feudalgesellschaften aus der Umgebung der patriarchalischen Gemeinwesen würden in diese als freie Bürger vielleicht gerne eintreten, haben aber unterhalb dieser Einbürgerungsschwelle in ihrem bisherigen Lebensmilieu ein vergleichsweise attraktiveres Auskommen und lassen sich nur durch Gewalt verfügbar machen, also auf Sklavenmärkte verbringen. Allerdings wurden in Stämmen auch Kinder gezeugt, um sie -etwa bei den Thrakern (dazu M. Finley, 1982, S. 103)- als Sklaven zu verkaufen. Zugleich spezialisieren sich Stämme auf den Überfall anderer Stämme,

um deren Mitglieder auf die Sklavenmärkte zu verschleppen. Zu Sklaven werden in großer Zahl aber auch freie Privateigentümer feindlicher Städte, gegen die militärische Erfolge errungen werden.

(Den Freien ohne Land, der sich wie ein Grundeigentümer fortpflanzt und so Lohnarbeiternachschub bereitstellt, 'erfindet' -mit ihrer merkantilistischen Ausrottung der Geburtenkontrolle durch die sog. Hexenverfolgungen zwischen dem 14. und 18. Jahrhundert u.Z.- erst die europäische Neuzeit, die sich so der Sklaverei weitgehend begeben kann; vgl. Heinsohn/Knieper/Steiger, 1979, Kap. D u. Heinsohn/Steiger, 1982 .)

§ 117 In § 110 oben wurde bereits entwickelt, daß Geld als symbolischer Ausdruck für über Zinsen verdientes Tempelvermögen entsteht, das wiederum mit einer Zinsforderung, also als Kredit in den Gebrauch gelangt.

Dieses von vornherein als Zahlungsmittel bei den Priestern geborgte Geld kann nun etlichen Mitgliedern der Polis, die ihre Schulden noch in Naturalien aufgenommen haben, vor deren Fälligkeit durch -höhere Liquidität bringenden- Verkauf der für die fristgemäße Schuldentilgung anzusparenden und bis dahin pflegeintensiven Naturalien zugehen. Sie werden de-

durch befähigt, dann auch ihre Schulden bereits mit Geld zurückzuzahlen, den Umschlag desselben in der Zirkulation zu beschleunigen und so alle an den Transaktionen Beteiligten partiell davon zu entlasten, Tiere am Leben und Getreidevorräte frisch halten zu müssen.

Auch alle, die direkt Geld und keine Naturalien mehr geborgt haben, werden versuchen, vor seiner Rückzahlung mehr davon in die Hand zu bekommen: Da sie ebenfalls dem frommen Personal der heiligen Banken, die ja häufig bis heute wie Tempel aussehen, ohne allerdings noch sonderlich viele Priester zu beschäftigen, Zinsen zahlen, also mehr produzieren müssen, als sie geborgt haben, stehen auch sie vor Aufbewahrungslasten für die zur Schuldendeckung anzuhäufenden Erzeugnisse. Nach deren möglichst schnellem Verkauf gegen Geld entfallen diese Leistungen weitgehend und stehen so ebenfalls als Potential für die Reichtumsakkumulation dieser neuen Gesellschaft zur Verfügung.

Wie kommt es nun aber technisch zum regelrechten Geld bis hin zur bloß noch nominalen Münze?

§ 118 Im Unterschied zu ökonomischen Theoretikern, die bis heute die ersten Geldstücke meist für den Tausch und bestenfalls aus Rangabzeichen oder sakralen Geräten

hervorgehen lassen (so etwa O. Issing , 1981, S. 1 oder auch -in humoristischer Diktion- K. Häuser, 1982), sind sich die fortgeschrittensten Geldhistoriker gut fundiert darüber einig, daß in der Münzergipfelndes Geld weder aus Opferkulten noch für Tauschtransaktionen entstanden sein kann (vgl. R.M. Cook, 1958; C.M. Kraay, 1964 u. Ph. Grierson, 1977). Gleichwohl haben diese Spezialisten weder zu einem Konsensus über den aufgabenmäßigen Ursprung noch über den technischen Entwicklungsgang des Geldes gelangen können.

Die auf den ersten Blick verwirrende Fülle der einstmals angeblich vorhandenen Geldarten (dazu etwa W. Ridgeway, 1892; E. Babelon, 1897; K. Regling, 1926 u. 1933; F. v. Schrötter, 1930; A.H. Quiggins, 1949 u. P.Einzig, 1966) resultiert aus dem tauschtheoretischen Blick, dem letztlich jedes Tauschgut zum Gelde werden muß (exemplarisch für solche Sammelurien vom Honig bis zum Lehmziegel s. F.M. Heichelheim, 1965, S. 274). Erst dem auf diese Fülle gerichteten Blick kann ja auch die als 'Tauschabstraktion' aufgefaßte Münzerfindung zugleich als geniale Revolutionierung des Denkens hin zu den Kategorien a priori erscheinen (so A. Sohn-Rethel, 1970 -dagegen Kap. III oben und als geldimmanente Zurückweisung bereits O. Steiger, 1979).

§ 119 Philip Grierson ist m.E. einer zureichenden Fragestellung für die Lösung des Geldproblems (des "'how' and 'why'", 1977, S. 12) noch am nächsten gekommen. Aber auch an ihm nimmt das Tauschparadigma, das er selber ja bereits zu verwerfen trachtet, indirekt noch Rache, indem er nicht fragt, was denn die Lehrmeinung mithilfe dieses Paradigmas verdrängt, indem er also über die Revolution zum Privateigentum mit seinen ökonomisch so unwälzenden Folgen schweigt, dafür aber -gut evolutionistisch- innerhalb der Stammesgesellschaft nach Zwängen Ausschau hält, die dort ein unabhängiges "measure of value" (1977, S. 16) erforderlich gemacht hätten. Er verfällt dabei auf die Substitutionen für Blutrache, also auf die Bewertungen von Beeinträchtigungen aus kriminellen Delikten -wie Verlust eines Armes oder gar des Lebens selbst etc.-, die ab ca. 600 u.Z. in den lateinisch aufgeschriebenen germanischen Stammesgesetzen vorliegen. Aus der Geldstrafe, die es doch nur gibt, weil diese Stämme mit Geldwirtschaften in Kontakt waren, wird also das Geld erklärt. Es braucht hier gegen Grierson nur darauf hingewiesen zu werden, daß in einer solchen Entwicklungsvorstellung ja überall evolutionistisch Geldwirtschaft aus Stammesstrukturen hätte entstehen müssen, was nun in keiner Weise mit der historischen Wirklichkeit übereinstimmt.

Aber man gelangt ungehend weiter, wenn man sich vergegenwärtigt, daß ja nicht allein Strafzumessungen als Forschungsobjekt für die Entstehung von Wertmaßstäben zur Verfügung stehen, sondern auch die Maße und Gewichte für die von Grierson Übergangenen naturalen Zahlgüter der Kredit- und Zinstransaktionen anzusehen sind, die in den durch Überschuldungsangst geprägten Privateigentumsökonomien in argwöhnischer Präzision angewendet werden müssen.

§ 120 Bereits der wohl einflußreichste deutsche Geldforscher dieses Jahrhunderts betonte immer wieder, "welche große Rolle das Wort wägen, pendere [lat.: wiegen und bezahlen - G.H.] in der Bildung der Geld-Begriffe spielt" (K. Regling, 1912, Sp. 977). Entsprechend geht die semitische Geldeinheit Shekel auf Šakālu = wägen, bezahlen zurück. Und der griechische Stater bedeutet "Gewicht schlechthin" (H. Willers, 1909, S. 7).

Aus diesen Bedeutungen ergibt sich allerdings keinerlei Berechtigung, von einem Gewichtgeld oder "Gerätegeld" (K. Regling, 1926.) in einer Weise zu sprechen, als ob den Gewichten bzw. den zum Wiegen verwendeten Geräten eine zum Gelde hintreibende Automatik gewissermaßen eingebaut gewesen wäre. Soweit überhaupt die Bratspieße, Äxte, Dreifüße, Töpfe, Messer etc.

als Zahlungsmittel gedient haben, wuchs diesen Geräten eine solche Aufgabe nicht deshalb zu, weil mit ihnen auch gewogen werden konnte, sondern weil mit ihnen ganz bestimmte Dinge -naturale Schulden und Zinsen nämlich- zu wiegen waren. Das Wiegen als solches gibt es auch in der Feudalgesellschaft für die Ermittlung der Erfüllung naturaler bäuerlicher Abgabepflichten. Dabei lag es nur nahe, mit Geräten zu wiegen, die ohnehin einigermaßen normiert erzeugt wurden, also in Größe und Gewicht relativ ähnlich beschaffen waren.

Der -geringste Denkleistungen erfordernde- technische Schritt vom naturalen Zahlgut zum Metallgeld besteht also darin, die Gewichtsangaben, in denen die Ansprüche des Tempels niedergeschrieben sind, als Vorlage für zu emittierende Geldbeträge und die Gewichte als Vorlage für die Geldgestalt zu verwenden. Es wird aber sofort deutlich, daß die als Gewichte verwendeten Geräte und Werkzeuge von ihrer gängigen Materialbeschaffenheit her -Kupfer, Bronze, Eisen etc.- zu Fälschungen verführen: Die von den Tempelbanken im Kredit herausgegebenen Gewichte wurden mit einer Garantie -einem Stempel- versehen, der den Empfänger des Gewichtsgeldes im Zweifelsfall dazu berechtigte, im Tempel für die Gewichte wiederum naturale Güter einzufordern.

Diese Eintauschgarantie, ohne welche das private Gewichtsgeld nicht akzeptabel gemacht werden kann, muß

nun in einer Privateigentumswirtschaft mit ihren risikobelasteten und deshalb betrugsbereiten Bürgern sehr schnell zu Mißbrauch führen. Gewichte bzw. Geräte können mit einem falschen Stempel versehen und dem Tempel präsentiert werden, der auf diesem Wege seiner Deckungsvorräte sehr schnell verlustigt gehen wird.

§ 121 Meines Erachtens führt die zu leichte Beschaffbarkeit des Gewichtsgeldes den Übergang zu relativ knappen Materialien herbei, unter denen historisch dann das Silber sehr schnell in den Vordergrund rückt.

Die Verwendung von Silber bringt keineswegs umgehend eine Abwendung vom Metallgewichtsgeld, scheint aber aufgrund seiner Knappheit das Fälschungsproblem weitgehend lösen zu können. Nach Gewicht verwendetes Silber bedarf keiner Garantiestempel mehr, sondern nur noch der Waage und der Echtheitsprüfung.

Die Verwendung von Silbergewichten, die ursprünglich vielleicht sogar ebenfalls noch in Form der billigmetallinen Geräte gegossen waren, führt bei der Kreditgebung aber relativ schnell zu neuen Problemen, wenn die Schuldner sich die entsprechenden Silbermengen, die sie zu einer bestimmten Frist erstatten müssen, nicht mehr besorgen können, weil das Material schlicht zu knapp wird, bzw. zu hohen Beschaffungsaufwand erfordert. Gläubigern stehen dann große Mengen Silber zu,

welche die Schuldner nicht mehr aufzutreiben vermögen, sodaß die Schuldendeckung unmöglich wird und die gesamte ökonomische Tätigkeit ins Stocken zu geraten droht.

Die Suche nach einer Form der Schuldendeckung, die den Silbermangel überwindet, ohne die Schulden zu erlassen, scheint mir der Ausgangspunkt für die nominale Münze geworden zu sein. Da diese Änderung aber von der Beschaffung übergroßer Edelmetallmengen befreien soll, die relativ genau bestimmbare Beschaffungsaufwände haben, entsteht das Problem der Wertfestsetzung des Geldes. In der Münze erfolgt diese weitgehend durch gesetzlichen Befehl und das staatliche Monopol der Münz- ausgabe. Die Einführung der Münze geht also mit der Verpflichtung der Gläubiger einher, statt -z.B.- 10 Pfund Silber nunmehr 10 in Form einer aufgeprägten Zahl zu akzeptieren. Obwohl die Schuldner bis zu dieser Reform nicht mehr zahlungsfähig waren, machen die Gläubiger gerade durch die Reform keineswegs einen Verlust. Das setzt natürlich voraus, daß die staatliche Münze nicht alles verfügbare Gewichtssilber in Münze umprägt, sondern nur so viele Münzen bereitstellt, wie von den Kreditgebenden Banken gegen Sicherheiten und Zinsen verborgt werden können.

Von dieser Begrenzung der Geldemission her kann Aristoteles erst sagen: "In gewisser Rücksicht ist aber doch das Geld ein bloßer Tand und lediglich ein Werk der gesetzmäßigen Einrichtung" (Politik, I, 9).

Aus der Formulierung "gesetzmäßige Einrichtung" kann aber leicht ein neuerliches Hindernis für die zureichende Erklärung des Geldes erwachsen, daß ja gerade nicht nach einer verbindlichen Übereinkunft als "allgemeines Tauschmittel" in die Welt gesetzt wird. Die staatliche Aktivität in der Münzgeldbereitstellung tritt vielmehr auf den Plan, weil andernfalls die Schuldendeckung einer wachsenden Ökonomie unmöglich würde. Theodor Mommsen hat diese staatliche Funktion für die frühe römische Kupfermünze dargestellt und deutlich gezeigt, daß ihr Produktionspreis für den Wert des Geldes unerheblich war. Das in Italien reichlich vorhandene Kupfer wurde -vor der sichereren Goldmünze- geradezu aus Interesse an einem billigen Material für die Ausgabe staatlicher Schuldendeckungsmittel verwendet: "Man darf sie die Münze als ein Gesetz, das dem ... Metallstück durch rechtliche Enuntiation ...den conventionellen Werth beilegt, ganz abgesehen davon, ob der Effectivwerth damit stimmt oder nicht. In dieser gleichsam gesetzlichen Geltung erscheint die Landesmünze, die pecunia signata forma publica populi Romani, bereits in der republikanischen Jurisprodenz: nur sie ist Geld, jede andere Münze Waare" (Th. Mommsen, 1860, S. 194; vgl. auch A. Del Mar, 1885, S. 186 f. und ähnlich S. 231 u. 239 f.; zur Funktion des Staates bei der Schaffung nominaler Schuldendeckungsmittel immer noch wichtig bleibt G.F. Knapp, 1923).

Die Münzerzeugung wird also keine Aufgabe der Tempel-Kreditbanken, sondern eine staatliche Veranstaltung. Die eigentlichen Banken müssen sich nun für die Her-gabe von Geld -also für ihre gegen Zins herausgegebe-nen Vermögensansprüche- der staatlichen Münzen bedie-nen. Gegen Fälschungen hat nun der Staat vorzugehen, der aber selber auch am Münzfuß zu manipulieren ver-mag, also immer näher an die reine Zahl herangehen kann und sich damit immer weiter vom traditionellen "Darwägen" weg- und zum Bezahlen hinbewegt.

'Fremdes' Geld geht den Banken nur noch zum Umwechseln, also ohne riskante Annahmepflicht zu. Das Geldwechseln selbst wird aber zu einer so lukrativen Tätigkeit, daß etliche seiner Betreiber selber Bankiers werden. Dieses Resultat der Verwendung nominalen Geldes hat einen so informierten Forscher wie R. Bogaert (1966, 1968, 1980) sogar zu der zirkulären Überzeugung gebracht, daß die Bank überhaupt erst aus dem Geldwechsel entstanden sei.

§ 122 Wo zuerst vom Gewichts- bzw. Gerätesilber auf die staat-lich garantierte Nominalmünze übergegangen wurde, kann in dieser theoretischen Rekonstruktion selbstverständ-lich nicht entschieden werden (zu Herodots -I, 94-Lydierlösung vgl. etwa E.S.G. Robinson, 1956, als Über-blick auch M.R.-Alföldi, 1978; für die Mesopotamien-lösung s. etwa S. Smith, 1922 und J.-P. Lévy, 1967, S. 18). Daß allerdings für die Bezahlung von Söldnern

oder Huren die Münze zum erstenmal geschlagen worden sei (wie in Befolgung Herodots etwa auch Kraay, 1958, S. 261, meint), würde ja voraussetzen, daß diesen meist Landfremden irgendwie glaubhaft gemacht werden kann, daß ihnen außerhalb der bezahlenden Polis dafür etwas gegeben wird. Eine bestimmte Polis mag vielleicht die Bezahlung von Söldnern nur zu gerne zum Anlaß für die eigene Münzprägung genommen und dabei auch knappes Silber geschont haben. Dieser Schritt setzt aber die Gängigkeit von Münzen außerhalb dieser Polis, d.h. die Geldwechselmöglichkeit voraus. Es könnte deshalb einmal gefragt werden, ob Herodots Bericht sich nicht lediglich auf die Goldmünze bezieht. In der Lydierstadt Sardes der berühmten Könige Gyges und Kroesus war Gold aus Flußnuggets u.U. reichlicher verfügbar als Silber, hatte bis dahin aber nur Schmuck- und Prestigewert. Es eignete sich ausgezeichnet für die -korrosionsbeständige- Dekoration von Palästen und die Machtinsignien von Oberkasten und war deshalb auch vor dem Privateigentum "ein begehrter Artikel an den vorderasiatischen Höfen" (L. Störk, 1977, Sp. 729). Die erste Anwendung von Gold als Münze wäre insofern als Maßnahmen zur Schonung des seit langem ganz allgemein akzeptierten und deshalb knappen Silbers zu erklären. Es hätte zumindestens an seinem ersten Ort dann nur einmal mehr die Bereitstellung von Schuldendeckungsmitteln erleichtert, indem statt 13 vereinbarter Silberstücke, die in Sardes relativ knapp waren, eben nur 1 Gold- bzw. Elektronstück gegeben wurde.

§ 123 Unter den Westgriechen scheint mir die Priorität der Münzprägung -nicht der m.E. späteren Goldmünze- für den in der antiken Überlieferung sehr ernst genommenen, in der modernen Forschung aber immer etwas beiläufig abgehandelten König Phidon von Argos reklamiert werden zu müssen. Ihm sei -so die Überlieferung (dazu W.L. Brown, 1950)- die Einführung der Münze in Aigina zu verdanken, der sich etwa auch die Athener zur Zeit der solonischen Reform bedienten (zu dieser gehört offensichtlich auch die Einführung einer Münze reduzierten Silbergehaltes zwecks Schuldenbegleichungserleichterung wie J.M. Keynes, 1982, S. 226, wohl richtig sieht, ohne daß Solon als erster 'Abwerter' zu bezeichnen wäre, wie er das tut).

Von Phidon wird nun zugleich gesagt, daß er die Bratspießwährung -die oboloi- aufgehoben, also -vielleicht silberne- Gewichte zugunsten nominaler Größen verdrängt habe. Es darf m.E. also in diesem König der erste Abwerter gesehen werden, der herausgefunden hatte, wie man in einem herkömmlichen Zahlgut unbezahlbar gewordene Schulden nicht etwa aufhebt, sondern mit Hilfe eines gesetzlichen nominalen Schuldendeckungsmittels, das sich vom Metallmangel weitgehend freimachen kann, bezahlbar macht. /Es interessiert in dieser theoretischen Rekonstruktion nicht, daß auch die gesetzlichen Nominalmünzen wiederum fixierte Edelmetallmengen enthalten. Die aufgeprägte Zahl blieb aber unabhängig davon staatlich manipulierbar und das Problem eines Mangels an Schuldendeckungsmitteln konnte deshalb nicht mehr auftreten.7

§ 124 Eine wertmäßige (dazu s. bereits § 94 o.) Quantifizierung von Schulden, die -nach gewogenen Silberbarren etc.- erst die staatliche Münze mit ihren nur noch numerischen Unterteilungen möglich macht, muß verständlicherweise bereits vor Schaffung derselben vorgenommen worden sein: Das existenzielle Interesse des Gläubigers an der Wiedergewinnung seines Vermögens nötigt ja von vornherein zur Bestimmung einer Art von Einheitswert. Kann der Schuldner etwa den Zins (und zu gegebener Frist auch die Tilgung) nicht in den vereinbarten naturalen Zahlgütern aufbringen, wird der Gläubiger zwecks Verlustvermeidung Ersatzgüter akzeptieren, die er zum Aufwand für die Wiederbeschaffung (für den 'Preis') seines verborgten Sicherheitsvorrats ins Verhältnis setzen muß. Dasselbe gilt für Pfänder zur Abdeckung des Verlustes nach Zahlungsunfähigkeit des Schuldners. Auch sie müssen ja zum u.U. ganz andersgestaltigen Kredit in ein Verhältnis gesetzt werden, dem die Beteiligten zustimmen können.

Dieser Substitutionszwang aus dem Interesse des Gläubigers macht einmal mehr deutlich, daß der Unterschied zwischen einer sog. Naturalwirtschaft und einer geldwirtschaftlichen Produktion keineswegs in der Verwendung von naturalen (s.a. die Keyneszitate § 10 d+e o.). oder nominalen Zahlgütern in wirtschaftlichen Transaktionen zu suchen ist. Die Trennungslinie verläuft vielmehr zwischen einer Stammes- oder Gutshofgesellschaft mit Solidarverpflichtungen, in welcher ein Zins

als Ausdruck des Illiquiditätsrisikos der Gläubiger nicht entstehen kann (vgl. a. § 96 o.) und einer Privateigentümerpolis, in der bei Notlagen auf Gläubiger-Schuldner-Kontrakte bzw. auf zinsbelastete Kredite übergegangen werden muß.

Werden in diesen Kontrakten die vereinbarten vielgestaltigen Zinsen z.B. in Gerstenkörner -also immer noch natural- substituiert, dann haben wir es gleichwohl weder mit einer privateigentumslosen Naturalwirtschaft noch mit etwas zu tun, das in der theoretischen Ökonomie als "Realkredit" (K. Wicksell, 1898) bezeichnet wird, der nun vom Gelde, das angeblich aus dem Tausch stamme, entschleiert sei. Die Gerste erscheint hier nämlich nicht in erster Linie als Grundnahrungsmittel oder Saatgut, sondern als bewertetes Zahlungsmittel natürlicher Stofflichkeit.

§ 125 Zumindest über Herodots vielzitierte Söldner gelangt die Münze nun auch in die 'internationale' Zirkulation der -geographisch- jedoch vorerst noch in nächster Nachbarschaft liegenden Städte.

In dieser Handelssphäre hat sich das Geld auch nach dem Untergang geldwirtschaftlicher Produktion sehr zahl gehalten. In ihr ist es aber keineswegs schnell zum bevorzugten Kaufmittel geworden. So haben etwa die im phönizischen Überseehandel kontaktierten Stammes- oder Feudalgesellschaften mit dem in fremder Ferne geprägten Gelde bis ins 4. Jahrhundert v.u.Z. hinein -also ganz gegen die akademische Ideologie von der Geldent-

stehung für die Tauscherleichterung- wenig anfangen können und auf Gütertausch beharrt (dazu P.Einzig, 1966, S. 216). Erst die Ausbreitung der Privateigentumsökonomien mit ihren Institutionen der Rechtssicherheit und des Bankwesens hat auch die Verbreitung des Geldes im Fernhandel vorantreiben können.

Diese Ausbreitung erfolgt jedoch aus der inneren Dynamik der Geldwirtschaft selbst nicht etwa aus irgendeiner Handelslust: Aus Überschuldungsangst kreditsuchende bzw. an sicheren Zinsen interessierte Privateigentümer streben ja permanent über die Grenzen ihrer Polis hinaus, um den Kreis potentieller Kreditgeber zu erweitern und so die Chance für die Erhaltung eines Lebens als freier Mann zu erhöhen.

Diese wachsende Netzbildung der Geldwirtschaft kann nun nur solange weitergehen, wie die Verkaufbarkeit des Bodens über die Grenzen der einzelnen Privateigentümer-Polis hinaus zulässig wird (zu den Schwierigkeiten solcher Entwicklung etwa im vorrömischen Griechenland vgl. V.N. Andreyev, 1974). Dadurch werden die politischen Auseinandersetzungen -der größere Haß auf den fremden Gläubiger- zwar härter, aber zugleich können größere politische Einheiten entstehen. Insbesondere die Kolonisation aber erlaubt eine relativ problemlose Erweiterung der Privateigentumswirtschaft (s. auch dazu § 131 u.).

Ein Fern- und Überseehandel aber, in dem mit Münzen gekauft werden kann, bleibt davon abhängig, daß die Institutionen, in denen die Gültigkeit des Geldes garantiert werden kann, für die fremden Annehmer von Geld auch wirklich erreichbar sind.

Der Handel, aus dem die Münzen gerade nicht hervorgehen, wird von ihnen also auch nur allmählich erobert. Er erweist sich am Ende aber als der soziale Ort, an dem dieses Geld 'überwinft', nachdem die Privateigentumswirtschaft, aus der es stammt, zusammengebrochen, die freie Verkaufbarkeit von Boden und Arbeitskraft, also einem neuen Feudalismus gewichen ist. Vom Handel strahlt der Münzgebrauch zwar auch dann noch ein wenig in die intern geldlose Gutswirtschaft aus (zur Empirie vgl. etwa A. Dopsch, 1930 und M.M. Postan, 1973a), vermag diese jedoch gerade nicht aus sich heraus wieder in eine Privateigentumswirtschaft zu transformieren. Die Geldidee geht nicht mehr verloren und Händler fahren fort mit der Verwendung dieses Mittels (dazu Heinsohn/Steiger, 1983, Anm. 14), das sie nicht erfunden haben. Bei der Suche nach den historischen Agenten für die Wiederaufrichtung einer Privateigentumswirtschaft ist jedoch von diesem Gelde gerade zu abstrahieren (vgl. auch §§ 137 ff.u.).

Der Verzicht auf diese Abstraktion dürfte Karl Marx daran gehindert haben, die Entstehung der modernen Privateigentumswirtschaft im England des 14. Jahrhunderts u.Z. zu verstehen. Das bei den großen Händlern

bereits vorhandene Geld verführt ihn zu der Idee, daß auch vom Handel her die geldwirtschaftliche Produktion plötzlich und in geplanter Gewalttätigkeit wieder eingeleitet worden sei. Entsprechend läßt er dann im Rückschluß von seiner irrigen Theorie über den modernen Kapitalismus die antike Geldwirtschaft ebenfalls aus dem Handel hervorgehen. Aus diesem Grund wird ihm auch das gehandelte Gut -das angeblich immer schon Ware sei- zum Ausgangspunkt seiner gesamten ökonomischen Untersuchung. Die historische Frage nach dem Aufkommen individuellen Privateigentums als Voraussetzung des individualisierten Existenzrisikos mit seinem inhärenten Zwang zur Schuldenmacherei, deren Zinspflichten die geldstimulierte Produktion heraufführen, wird ihm gewissermaßen vom Glanz der Edelmetalle aus dem Gesichtskreis geblendet (vgl. auch Heinsohn/Steiger, 1981).

V. Klassenteilung, Arbeitsteilung, Bevölkerungsexplosion und Entvölkerung

§§ 126 - 140

§ 126 Das Weniger, welches -so § 115 o.- in Stammesgesellschaften zu solidarisch erlittenen Einschränkungen aller Genossen nötigt, den Privateigentümer aber mit einem ganz bestimmten Nichts konfrontiert, zwingt im Patriarchat die verschuldeten Individuen in verschiedene Stufen der Subordinarität bis hin zur Sklaverei, die innerhalb der Polis sehr schnell sozial ungleiche Bevölkerungsgruppen herbeiführt. Der 'Nichtsnutz' wird mithin keineswegs getötet oder ausgestoßen, was ihm in Stammesgesellschaften, die für auszunutzende fremde Arbeitskraft kaum einen sozialen Ort haben, sehr leicht passieren konnte, sondern vom Gläubiger in Schuld-knechtschaft genommen und später -wenn vielleicht auch in einer anderen Stadt- direkt angewendet: Er wird also selber Schuldendeckungsmittel.

Die Trennung in mächtige Grundeigentümer -also Sklavenhalter- und Schuldknechte bzw. Sklaven ist mithin in der ursprünglich egalitären Struktur, welche den heroischen Polisgründern persönliche Sicherheit und damit unabhängige Verfügung über ihre Lebensbedingungen versprechen sollte, unausweichlich angelegt. Zum Verständnis darüber, daß eine Klassenteilung zwischen einer Aristokratie und der übrigen Bevölkerung am Beginn der Privateigentumsgesellschaft aber gerade

fehlte, hat sich inzwischen auch die Altertumswissenschaft -nach langen Irrwegen- wieder vorgearbeitet. Beim Herausgeber der "Fontana History of the Ancient World" etwa heißt es unmißverständlich: "Die frühe griechische Gesellschaft war nicht feudal. Es gab keine Klasse, die einer Aristokratie im Austausch für die Bodennutzung Dienste und Abgaben zu leisten hatte. [...] Die Schaffung eines an die Person gebundenen Status (*timē*) erzeugte eine konkurrenzbestimmte Gesellschaft" (O. Murray, 1980, S. 49; siehe ähnlich S.C. Humphreys, 1980 in Fustel de Coulanges, 1980, S. XX und für 'Sumer' bereits T. Jacobsen, 1943, S.172).

§ 127 Die Gerechtigkeit zwischen den Heroen der Gründerzeit mit jeweils einer unterdrückten Frau weicht aufgrund dieser Konkurrenz unaufhörlich der Ungleichheit zwischen Familienvätern auf der einen sowie tendenziell familienlosen Sklaven auf der anderen Seite: "In Etrurien hatte die alte einheimische Aristokratie im Bunde mit den römischen Kapitalisten schon im Jahre 520 [= 134 v.u.Z.] es so weit gebracht, daß es dort keinen freien Bauern mehr gab. Es konnte auf dem Markt der Hauptstadt laut gesagt werden, daß die Tiere ihr Lager hätten, den Bürgern aber nichts geblieben sei als Luft und Sonnenschein und daß die, welche die

Herren der Welt heißen, keine Scholle mehr ihr eigen nannten" (vgl. Th. Mommsen, 1921, S. 81). Das Imperium gehörte praktisch nur noch 2.000 Familien, in denen die Privateigentümer nunmehr selbstverständlich auch das zur Verfügung hatten, was Großhäuptlinge und echte Feudalherren ihnen ursprünglich voraus hatten, das also, was in der Patriarchatsdebatte als "Lustsklavinnen" bezeichnet wird.

§ 128 Sowenig die Klassenteilung am Beginn der Privateigentumswirtschaft steht, sowenig entsteht sie aus der Arbeitsteilung, die etwa gar als solche zwischen "Mann und Weib" (Marx/Engels) bereits im matrilinearen Stamme einen -später lediglich evolutionär größer werden- Drang zum Klassenunterschied in sich getragen habe (dagegen bereits gut M. Vaerting, 1921, S. 47). Der Entmündigung der Frau im Patriarchat mit ihrem Verlust der Kontrolle über die Fortpflanzung muß denn auch -wie gezeigt- eine erweiterte Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau keineswegs vorausgehen, wie -umgekehrt- die im matrilinearen oder patrilinearen Stamm bzw. in einer feudalen Kastenordnung vorfindliche Arbeitsteilung die neue Art der Klassenteilung mit Schuldknechten und später Kaufsklaven keineswegs endogen aus sich hervortreibt. Die Arbeitsteilung und technologische Entwicklung einiger feudaler Gesellschaften

der Antike war sogar unvergleichlich höher als in den heroischen ersten privaten Bauernhöfen. Gerade die hohe Produktivität der zentralen Wasserverteilungswirtschaften Ägyptens und einiger asiatischer Regionen könnte sogar entschieden dazu beigetragen haben, die Entstehung des Privateigentums zu erschweren, da die ausgebeuteten Bauern aus ihrer eigentumsmäßigen Vereinzelung nach einer -wie immer aussichtsreichen- Revolution auf technische Rückschläge und wirtschaftliche Nachteile gefaßt sein mußten. Hingegen durften leibeigene Regenfeldbauern, die einer sensiblen und zentral zu steuernden technischen Infrastruktur ohnehin nicht angehörten, viel eher darauf rechnen, auch nach der Abnabelung von der politischen Infrastruktur ihrer feudalen Zwing- und Schutzherren ein Auskommen zu finden.

Wo neue Klassenteilung und erweiterte Arbeitsteilung gemeinsam auftreten, folgt erstere also nicht aus letzterer, sondern beide verdanken sich der Notwendigkeit, mit der die individuellen Privateigentümer Waren für Geld produzieren, sich also zur permanenten Abwendung eines Schuldnerstatus -in den Grenzen (dazu F. Kiechle, 1969) einer Ökonomie ohne eine große Zahl freier Nichtgrundeigentümer (= freie Lohnarbeiter)-spezialisieren müssen, worauf in der Konkurrenz dann etliche Patriarchen reicher und andere eben in Sklaverei verkauft werden.

§ 129 Die aus immer umfangreicheren Kreditnetzen wachsenden politischen Territorien mit ihren Arbeitssklaven ziehen ihre Dynamik aber nicht nur aus den Unsicherheit, also Illiquidität vermeiden wollenden Privateigentümern, sondern verfügen über eine weitere Quelle für Expansion und Klassenteilung: nämlich die Spannung zwischen erbenden und nicht-erbenden Brüdern. Da die Patriarchen gewalttätig und als Minderheit in die Gesellschaft eintreten und z.B. die Rache der ihrer Frauen beraubten Nachbarn fürchten, töten bzw. verhüten sie wohl auch für militärische Zwecke von Anfang an weniger Kinder -und damit auch Söhne- als die Mütter der umliegenden Stammesgesellschaften (vgl. zur Geburtenkontrolle in Stammesgesellschaften F.A. Hassan, 1981 u. -ausführlich Heinsohn/Steiger, 1982).

Fünf Kinder, d.h. im Idealfall vier Jungen und eine Tochter, für deren Überleben sich etwa die römischen Patriarchatserrichter entscheiden, um wenigstens jeweils dem Erbsohn eine Gattin zu sichern, fordert das älteste römische Gesetz von der Römerin (vgl. R.V. Ihering, 1894, S. 417). Der Kriegerreichtum wird zunehmend aber auch gegen -aus demselben Grunde sich vergrößernde- Konkurrenzpatriarchate erforderlich und führt in den Poleis permanent zu mehr Söhnen als erben können.

§ 130 Die nicht-erbenden Söhne werden jedoch auch zahlreich produziert, um die Ausstattung ihrer Väter mit Schuldendeckungsmitteln zu verbessern, um also als eine Sorte Geld fungieren zu können. Das gilt für Mädchen sehr viel eingeschränkter und kann als weitere Erklärung ihrer häufigeren Tötung nach der Geburt herangezogen werden. Die Söhne haften für die Schulden ihrer Väter (vgl. etwa R. Harris, 1960, S. 133) und -zumindest einige von ihnen- stehen als preiswerte Arbeitskraft für die Bebauung des Landes zur Verfügung, das ihren Vätern von zahlungsunfähigen Schuldnern zugeht.

Hesiods berühmter Ratschlag an den privaten Bauern der archaischen Zeit "Ein Sohn, aber nur einer sei da, daß des Vaters Besitztum sicher besteht" (Werke und Tage, 376) ist natürlich als Erfahrung des von seinem Bruder betrogenen Dichters zu interpretieren. Dieser Ratschlag gilt praktisch nur für den Bauern, der ärmer zu werden befürchtet, ist aber kontraproduktiv für den Bauern, der aus gegen Kredit verpfändeten Böden sein Eigentum vergrößert. Die Wirklichkeit der Bevölkerungsdynamik in der griechischen Privateigentumswirtschaft zeigt denn auch -trotz ungehinderter väterlicher Geburtenkontrolle durch Kindestotung- das glatte Gegenteil der Hesiodschen Empfehlung. Sie mündet in einer véritablen Bevölkerungsexplosion.

§ 131 In diesem gewaltigen Bevölkerungswachstum wollen nun die nicht-erbenden Söhne der demütigenden Abhängigkeit vom Vater oder Erbbruder entkommen und können das auch, wenn sie irgendwo eigenes Land zu gewinnen vermögen. Aus dem Interesse daran resultiert der außergewöhnlich expansionistische Drang der patriarchalisch strukturierten Gesellschaften und damit die Bevölkerungsexplosion der Antike. Die der Subalternität ausweichenden Söhne treiben die Privateigentumsstruktur um den erreichbaren Erdkreis und stoßen dabei auf -aus demselben Grunde expansive- Gegner anderer Poleis.

Das immer auch ökonomische Interesse an Söhnen zur Verminderung der Überschuldungsgefahr ihrer Väter wird aber auch bei der Kolonisierung unmißverständlich deutlich. Diese entspringt mindestens so sehr dem Kalkül der aussendenden Polisbürger wie dem Wunsch der Kolonisten nach unabhängigem Privateigentum:

"Wenn wir in den Tochterstädten die Mutterstadt mit allen politischen, wie religiösen Einrichtungen, ja auch mit ihrem Namen [..] neu erstehen sehen, so werden wir auch die für das bürgerliche Leben wichtigste aller Erfindungen, das Geld der Mutterstadt mit dem städtischen Wappen in der Pflanzstadt wiederzufinden erwarten. Während des Aufbaus musste die neue Stadt, wie mit allem Andern, so auch mit Geld aus der Heimath versehen werden; die neuen Kaufmannshäuser, die Schiffswerften und industriellen Unternehmungen waren ja alle nur Filiale hauptstädtischer Geschäfte, und auch bei der Einrichtung einer eigenen Münzofficin konnte man nichts Anderes beabsichtigen, als das

circulirende Geld, das die Colonie mit dem Mutterlande verband, auf eine dem wachsenden Verkehre entsprechende Weise zu vervielfältigen. Das mutterstädtische Wappen war das gegebene Symbol der Blutsverwandtschaft, der geeignetste Ausdruck ungelöster Gemeinschaft und gegenseitiger Verbindlichkeit.

Denn der aussendende Staat dachte ja nicht daran, seine Bürger aufzugeben und auf ein Kapital von Bürgerkraft Verzicht zu leisten; er legte es nur an einer Stelle an, wo es seinen Interessen nützlicher zu sein schien als zu Hause.

Die Ausgewanderten mussten fortfahren, zur Unterhaltung des Gemeinwesens beizusteuern, was in verschiedener Weise geschah. So wissen wir von den Pflanzstädten von Sinope, dass die Bürger derselben für die ihnen angewiesenen Grundstücke einen jährlichen Zins zahlen mussten. Es waren die Beiträge für Heer und Flotte, durch welche sie in ihren exponirten Ansiedlungen fortdauernd geschützt werden mussten. Am wenigsten durfte den Göttern durch die Auswanderung ein Schaden erwachsen, weder eine Verkürzung ihrer Einkünfte noch eine Verminderung des Festglanzes. Darum mussten die Colonien an den Jahresfesten mit ihren Opferthieren vertreten sein und von ihren Erträgen den Zehnten steuern, wie dies von den delphischen Pflanzorten bezeugt ist. Die Geldbeiträge konnten aber nur in einheimischer Münze angenommen werden, und so müssen wir nicht bloß des Handels wegen, sondern auch mit Rücksicht auf den ununterbrochenen Gemeindeverband und die fortdauernde Betheiligung am öffentlichen Haushalte gleiches Geld zwischen Mutter- und Tochterstadt voraussetzen" (E. Curtius, 1894b, S. 460 f.; s.a. F. Tökei, 1977, S. 46ff.).

§ 132 Die rein militärische Notwendigkeit, mehr als nur einen Erbsohn aufzuziehen, kommt erst an ihr Ende, nachdem eines der beteiligten Völker -historisch also die Römer als Sieger über Griechen und Phönizier-Kathager- den leicht besiedelbaren Raum seiner Kontrolle unterworfen hat. Dieser Sieg befriedet die Region und setzt gleichzeitig der weiteren Expansion eine Grenze.

Überall wo die siegreichen Römer größere Territorien erobern, als sie selbst mit einzelwirtschaftenden Bauern oder auch bereits kleinen Sklavenhaltern besiedeln können, bleiben große Teile der besiegten Bevölkerung am Leben und werden -wo sie nicht das Bürgerrecht erhalten- als Sklaven auf riesigen Latifundien eingesetzt, die im Eigentum weniger freier Römer stehen.

§ 133 Die auf Sklavenarbeit beruhende Großproduktion für die Märkte des Imperiums erzeugt eine besondere wirtschaftliche Dynamik. Bei vielen wichtigen Produkten (etwa Ziegel, Wolle, Fleisch, Öl, Wein und Bodenschätzen) produziert der großflächige oder mit großen Arbeitsteams bestückte Sklavenbetrieb billiger als die kleinen Einzelbauern. Seine Überlegenheit bewirkt einen ununterbrochenen Bankrott kleiner Familienbetriebe zugunsten großer Sklavenkonzentra-

tionen. Dieser Prozeß führt -in Rom- zu den jahrhundertewährenden politischen Kämpfen zwischen Klein-eigentümern (Plebejern) und Großgrundbesitzern (Senatoren und Rittern), die nach der Ermordung des Plebejerführers Gaius Gracchus im Jahre 121 v.u.Z. endgültig zum Siege der letzteren führen.

Als Resultat stellt sich ein schneller Rückgang der Bevölkerung ein: "Eine Concurrenz mit der billigen Sklavenarbeit war für den freien Arbeiter unmöglich. Er mochte froh sein, wenn es ihm gelang, sein eigenes Leben zu fristen; wie hätte er daran denken können, eine Familie zu begründen und Kinder aufzuziehen? Und die beständig zunehmende Concentrierung des Besitzes in wenigen Händen sorgte dafür, daß immer mehr Bürger zu Proletariern herabsanken. [..] Gegenüber dem Vordringen der Sklavenwirtschaft hat alles andere [was zum Bevölkerungsrückgang und zum Reichsverfall beiträgt - G.H.] nur secundäre Bedeutung" (vgl. J.Beloch, 1886, S. 504).

§ 134 Durch die Zerstörung der kleinpatriarchalischen Familienbetriebe wird also zugleich die Menschenquelle beseitigt. Nicht-erbende Kinder von Kleineigentümern bilden ja -neben bankrott gegangenen Eigentümern und den nach Abrundung des Reiches knapper werdenden

Kriegsgefangenen- das Reservoir für die Sklavenmärkte. Es ist also der Sieg des "Kaufsklavenkapitalismus" (Max Weber) selbst, der ihn seiner wichtigsten Basis beraubt: der Sklaven.

Sklavenzuchtversuche scheitern oft an der hohen Risikobelastung dieses Geschäfts: Die weiblichen Sklaven vernachlässigen die nicht in ihrem Interesse aufgezogenen Kinder, die Sterblichkeitsrate ist entsprechend hoch und die Preiserwartungen über den langen Aufwuchszeitraum hinweg sind höchst ungewiß. Im Ergebnis ist ein Rückgang der Bevölkerung des römischen Imperiums vom Ende des 2. Jahrhunderts u.Z. bis zum sechsten Jahrhundert um etwa 30 %, im weströmischen Reich allein sogar um die Hälfte zu verzeichnen (vgl. etwa McEvedy/Jones, 1978, S. 21). Zugleich sind "im 3. Jh. n.C. [...] wegen der Wirtschaftskrise die Banken außerhalb Ägyptens größtenteils verschwunden" (R. Bogaert, 1975, Sp. 836)

§ 135 Der Zerfall der von den "Heroen" tausend Jahre zuvor geschaffenen Privateigentumsstruktur ist an seinen Abschluß gekommen: Seit durch Versiegen der Menschenquelle der erforderliche Umfang der Sklaventeams für die großflächigen Latifundien nicht mehr aufrechterhalten werden kann, sinken die Erträge. Den Grundbe-

sitzern werden die wenigen noch verbliebenen Sklaven tendenziell zu totem Kapital. Wollen sie aus ihnen noch irgendeinen Nutzen ziehen, bleibt ihnen nur noch der Weg, sie wieder zu kleinen Bauern zu machen, ihnen aber die Freiheit vorzuenthalten. Als Preis für diese leibeigene Colonen-Existenz müssen die ehemaligen Sklaven nun Frondienste und Naturalien liefern. Damit ist der feudale, intern geldlose (P. Einzig, 1966, S. 337) Gutshof in der Welt und das europäische Mittelalter -etwa um 300 u.Z. nach den Reformen Diokletians- angebrochen.

In dieser mittelalterlichen Gesellschaft konnten verstreut oder peripher lebende freie Bauern, von denen es ohnehin nur "sehr wenige gab" (M.M. Postan, 1973, S. 289), eine geldwirtschaftliche Dynamik -etwa durch Kreditvergabe, das Bankrott konkurrieren von anderen Landbesitzern oder das Anwerben von Arbeitern und den Zugewinn von Land- nicht in Gang bringen, da insgesamt -also auch für die Feudalherren und selbst Könige- "die freie Verfügung über Land oder die Freiheit zum Schließen von Kontrakten sehr schweren Restriktionen unterworfen war" (M.M. Postan, 1973, S. 282; zur Quellenlage über das Geld im Mittelalter vgl. W. Jesse, 1924; s.a. R. Sprandel, 1975; vgl. a. Ph. Grierson, 1979 und 1979 a).

§ 136 Nach dem Ende der freien Verfügbarkeit über Ackerland und Arbeitskraft -nach dem Zerfall einer geldlichen Privateigentumswirtschaft also- kann es aber auch zu einem sog. "Pfründen-Feudalismus" (M. Weber, 1964, S. 192 ff.) kommen, in welchem vormalige Geldsteuern durch Neutralsteuern abgelöst werden. Solche Naturalsteuern lassen sich nun auch in einem numéraire-Geld repräsentieren. Dieses 'Geld' steht dann also für bereits existierende bzw. fest geplante Güter und unterscheidet sich von der zu verzinsenden Schuld, als welche Geld in der Privateigentumsgesellschaft zustandekommt, fundamental: Es hat keinen Einfluß auf die Produktion oder gar ein Produktionswachstum und kann auch keineswegs alles -vor allem nicht Land oder Arbeitskräfte- ertauschen.

Dieses Tauschmittel-Geld kann etwa bedeuten, daß z.B. im nachgeldwirtschaftlichen China, in Japan (und heute in den RGW-Ländern) nicht etwa mit großen Reisvorräten herumgereist werden muß. Der Bedarf an diesem Lebensmittel -und anderen, die zu ihm in ein quantitatives Verhältnis gemäß der stationären Erzeugerzeit gesetzt werden- kann also gegen Reis symbolisierende Tauschnoten an Ort und Stelle gedeckt werden (zum Reis-Geld in Japan siehe etwa P. Einzig, 1966, insbesondere S. 305). Auf ähnliche Weise kann auch der äquivalente Tausch zwischen Landwirtschaft und städtischem Handwerk im europäischen Mittelalter erfolgen.

Ein nachgeldwirtschaftlicher Feudalismus kann insofern rationeller operieren als ein vorgeldwirtschaftlicher vom Schlage des mykenischen oder ägyptischen Altertums. Die unter dem Privateigentum als Ergebnis der Schulden- und Zinsenfestsetzung zustandekommende Wertmessungsfunktion des Geldes und auch seine bequeme Handhabbarkeit können also auch nach der Zerstörung einer Privateigentumswirtschaft beibehalten werden.

§ 137 Eine neuerliche, aus existentieller Unsicherheit von Privateigentümern geborene Geldwirtschaft mit faktisch freier Verkaufbarkeit von Boden und Arbeitskraft entsteht -in Europa und damit auf der Erde- erst wieder im 14. Jahrhundert u.Z. in England, wo nach der Rebellion der Lollarden unter Wat Tylor (vgl. etwa G. Holmes, 1975, S. 126) Grundherren ihre leibeigenen Bauern -die Lollarden- verlieren.

Da die Rebellen aber nur einen halben Erfolg erringen und zum guten Teil nur zu freien Eigentümern ihrer persönlichen Arbeitskraft und nicht zu freien Bauern werden, bleiben entsprechend viele Lords lediglich Kontrolleure ihres Bodens mit nun unzureichender Leibeigenschaft. Der Grundherr ohne Zwangsarbeiter versucht nun aus dem ihm verbliebenen Land dadurch etwas herauszuholen, daß er es stückelt und verpachtet.

Der Pächter -ein Produzent und nicht etwa ein Händler- hat also dem Grundherrn einen Zins zu zahlen. Er schuldet ihm am Ende nicht allein das geborgte Land, sondern auch den Pachtzins, den er zusätzlich zu seinem eigenen Unterhalt erzeugen muß. Um dieser drückenden Aufgabe genügen zu können, ist er versucht, die Pacht durch Einsatz jener frei gewordenen Arbeiter, von denen er meist selber einer war, effektiver zu nutzen. Diesen Arbeitern aber, die ja keine selbständigen und damit sich selbst ernähren können- den Produzenten sind, muß er einen Lohn bezahlen, mit dem sie ihre Lebensmittel erwerben können. Diesen Lohn kann der Pächter als Geldlohn nun dadurch aufbringen, daß die den Grundherren aus Zinsen zugehenden Vermögen und Vermögensansprüche -ganz analog zum Altertum- wiederum monetarisiert werden, also als zu verzinsendes Geld aufgenommen werden können. Der Pächter kann seine Arbeiter mithin nur mit einem Geld bezahlen, dessen ~~Räme~~ -der Zins- dann auch durch die Arbeiter verdient werden muß. Eine neue Geldwirtschaft ist in der Welt.

§ 138 Insbesondere die durch Karl Marx bestimmte Forschungsrichtung über die Entstehung des modernen Kapitalismus in England hat mit ihrer Idee von der sog. ursprüng-

lichen Akkumulation die Erklärung einer neuerlichen geldwirtschaftlichen Produktion sehr erschwert. Bereits für die Antike faßt Marx Privateigentum und Geld als zwei scharf voneinander abgetrennte ökonomische Kräfte gänzlich unterschiedlichen Ursprungs auf und verfehlt so die Erklärung für die Verkaufbarkeit von Grund und Boden: "Der Grund und Boden, selbst wo er Privateigentum geworden, [ist] daher nur in beschränktem Sinne Tauschwert. Der Tauschwert beginnt in dem vereinzelt von der Erde losgelöst und durch Industrie (oder bloße Aneignung) individualisierten Naturprodukt. [...] Der Tausch beginnt überhaupt zunächst nicht innerhalb der ursprünglichen Gemeinwesen, sondern an ihrer Grenze; da, wo sie aufhören. Den Boden [...] auszutauschen, an fremde Gemeinwesen zu verklopfen, wäre Verrat. Der Austausch kann sich nur, by and by, von seinem ursprünglichen Gebiete, dem beweglichen, auf unbewegliches Eigentum erstrecken. Es ist nur durch ~~Ausdehnung~~ des ersteren, daß das Kapitel nach und nach das letztere in die Hand bekommt. Das Geld ist der Hauptagent in diesem Prozeß" (K. Marx, 1953, S. 628, meine Hervorhebungen). Marx scheitert daran, in den Gläubiger-Schuldner-Kontrakten der Privateigentümer die Voraussetzungen für Geld und Land-'Verkauf' auch innerhalb der Polis zu erkennen: Kann ein Schuldner nach Ablauf der Kreditfrist nicht zahlen, sodaß er den als Sicherheit gestellten Boden an den Gläubiger und Mitbürger abgeben

muß, hat tatsächlich innerhalb der Polis ein wirklicher Landverkauf bereits stattgefunden (das verzeichnet m.E. auch Finley, 1982, S. 62-76, wenn er wegen des Fehlens eines freien Landverkaufs über Grundstücksmakler im alten Athen nahelegt, daß Verkauf und Landverlust durch Überschuldung prinzipiell verschiedene Operationen darstellten). Marx erkennt allerdings, daß der "Einzelne verlieren kann sein Eigentum" (Marx, 1953, S. 394) und daß "die Verschuldung" (ibid.) eine Rolle spielt. Da er aber von der Verschuldung den Bogen zum Geld nicht schlagen kann, betrachtet er als primären und ganz eigenständigen wirtschaftlichen Beweger, was erst aus der Verschuldung erwächst, betrachtet er also -in unkritischer Befolgung des Tauschparadigmas- als ersten Grund für die Dynamik der Privateigentumswirtschaft den "Verkehr mit Fremden, Sklaven, Lust das Surplusprodukt auszutauschen, [..] den Austausch" (ibid.).

Bereits 1844 hatte Marx, der wie kaum jemand anders die entscheidende Rolle des Privateigentums fürs Geld betonte, ohne sie erkennen zu können, ganz in Analogie zum "Tauschtrieb" à la Adam Smith geschrieben: "Warum muß das Privateigentum zum Geldwesen fortgehen? Weil der Mensch als ein geselliges Wesen zum Austausch und weil der Austausch -unter der Voraussetzung des Privateigentums- zum Wert fortgehen muß" (K. Marx, 1966, S. 248). Die ganz und gar ungeselligen Gläubiger-

Schuldnen-Beziehungen der Privateigentumswirtschaft werden hier also nur einmal mehr zugunsten des evolutionistischen Tauschparadigmas verdrängt. Eine brauchbare theoretische Synthese aus dem Marxschen Postulat, daß Privateigentum und Geld irgendwie zusammenhängen müssen, gelingt nicht.

§ 139 Marx bleibt in seinem Scheitern konsequent, wenn er auch für das England der Neuzeit das Geld als unabhängige Kraft agieren sieht: "Die antediluvianische Form des Kapitals ist das Handelskapital, das entwickelt immer Geld. Zugleich Entstehung des wirklichen Kapitals aus dem Geld oder kaufmännischen Kapital, das sich der Produktion bemächtigt " (K. Marx, 1947, S. 219, meine Hervorhebungen). Marx kommt also zu dem Ergebnis, daß aus dem Tausch entstehendes Geld von seinen Besitzern in ökonomischer Absicht (zur Geldvermehrung) dazu benutzt werde, die Trennung der an die Scholle gebundenen Produzenten von ihren feudalen Produktionsbedingungen durch Einsatz von Gewalt herbeizuführen. Die reichen Geldbesitzer hätten so ihre ohnehin starke Stellung noch sicherer gemacht. Tatsächlich zeigt die genaue historische Analyse der Entstehung des englischen Agrarkapitalismus (dazu ausführlich G. Heinsohn, O. Steiger, 1983),

daß durch das militärische Scheitern der gerade äußerst geldarmen Reichen -der feudalen Grundherren also- in den Lollardenaufständen von 1381, in einem véritablen Klassenkrieg mithin, eine kleine Zahl von Privateigentümern mit nunmehr frei verkaufbar werdendem Boden und eine relativ große Zahl von Leuten, die lediglich Privateigentümer ihrer persönlichen Arbeitskraft und damit freie Lohnarbeiter werden, auf der historischen Bühne erscheinen.

Unter Privateigentümern befinden sich nun aber alle -also auch diejenigen, die mit ihrem Grund und Boden einen (nunmehr verlierbaren) Teil ihrer materiellen Produktionsbedingungen vorerst noch behalten konnten- in der Gefahr von Überschuldung (= individueller Not). Sie können also sogar auf weniger als das bloße Eigentum an der persönlichen Arbeitskraft reduziert werden.

Betrachtet man zu einem gegebenen Zeitpunkt die (noch) nicht verschuldeten Privateigentümer einer Region, dann befinden sich diejenigen unter ihnen, die ausschließlich Eigentümer ihrer Arbeitskraft sind, der Überschuldung vorerst am nächsten. Deshalb sind sie gezwungen, über das Angebot sog. unbezahlter Mehrarbeit an einen Geldlohn heranzukommen, mit dem sie ihre Existenz zu sichern trachten. Mit Geld bezahlte Arbeit erhalten diese freien Lohnarbeiter deshalb nur unter

Zugabe von sog. unbezahlter Mehrarbeit, weil ihre Ankäufer nicht nur ihren persönlichen Unterhalt zu gewinnen haben, indem etwa ihr Land bearbeitet wird, sondern zusätzlich die Schulden plus Zinsen begleichen müssen, die sie für die Geldlöhne wie auch für Produktionsmittel aufnehmen müssen. Auch diejenigen unter ihnen, die mit eigenem Geld operieren können, müssen sich in der Konkurrenz mit den anderen Ankäufern von Arbeitskraft so verhalten, als ob sie ihr Geld ebenfalls wie einen Kredit beschaffen mußten. Verhielten sie sich nicht wie Schuldner, verzichteten sie z.B. auf einen Teil sog. unbezahlter Mehrarbeit, verdienten sie weniger, als wenn sie ihr Geld direkt gegen Zinsen verborgt und nicht für Löhne oder Anlagen ausgegeben hätten. Ein solches Vorgehen brächte sie also näher an die Überschuldungsschwelle als alle diejenigen Konkurrenten, die auf den Zins bzw. die unbezahlte Mehrarbeit nicht verzichten.

Da -wie in § 110 gezeigt- das Geld einer Privateigentumswirtschaft grundsätzlich nicht per Äquivalententausch aufgenommen werden kann, d.h. nicht nur als Schuld zu tilgen, sondern um den Zins vermehrt zurückzuzahlen ist, kommen selbstverständlich auch diejenigen, die allein Privateigentümer ihrer persönlichen Arbeitskraft sind und nur diese als Sicherheit bieten können, an das lebenswichtige Geld erst heran, wenn sie seinen

'Preis', den Zins, zu bezahlen bereit sind. Sie tilgen also das als Lohn erhaltene Geld durch die bezahlte Arbeit und sie begleichen in gewisser Weise die Zinsen auf dieses Lohngeld durch sog. unbezahlte Mehrarbeit. Allerdings bleibt für den Unternehmer das Risiko bestehen, auch die Resultate der Mehrarbeit auf dem Markt nicht in Geld verwandeln, seinen Gläubiger also nicht bedienen zu können.

Der Äquivalententausch fehlt also nicht nur zwischen Lohnarbeiter und seinem direkten Ankäufer, sondern auch zwischen diesen Ankäufer-Unternehmern und ihren Kreditgebern. Aus letzterem erklärt sich erst die sog. unbezahlte Mehrarbeit der freien Lohnarbeiter in den modernen Privateigentumsökonomien. Im antiken (und nur noch teilweise im modernen) Kapitalismus entspricht ihr, daß der für Geld erworbene und erhaltene Sklave mehr zu leisten hat, als er kostet und so seinen Eigentümer für die Zinsenbedienung befähigen soll.

§ 14o Aus demselben Grund erweist sich auch das viel geschmähte bzw. gespriesene sog. Profitmotiv als sekundäre Bildung. Es hat in der Überschuldungsangst der Privateigentümer, die nur aus dem Ihren die Existenz auf dem jeweiligen Niveau zu halten vermögen, seinen primären Beweggr.

Betrachtet man nämlich die in § 139 beschriebene Privateigentümerregion zu einem späteren Zeitpunkt, müssen nicht unbedingt die freien Lohnarbeiter, die am Beginn der Periode einer Überschuldung am nächsten schienen, auch tatsächlich in Überschuldung geraten sein. In diesem höchst ungemütlichen Zustand können sich nun durchaus Leute befinden, die nicht nur ihre Arbeitskraft besaßen, sondern auch noch über Geld verfügten, nun aber Bankrott gegangen sind. Davon werden freie Lohnarbeiter selbstverständlich mitbetroffen: Der bankrotte Unternehmer kann ja nun keine unbezahlte Mehrarbeit mehr als Preis für die Ausgabe von Lohn-geld annehmen, muß also auf Ausbeutung verzichten und wirkt damit auf die Lohnarbeiter nicht weniger bedrohlich als eine Bank, die einem Unternehmer weiteren Kredit verweigern, also auch den von ihm angebotenen Zins ausschlagen muß und damit den Überschuldungsbankrott erst perfekt macht.

Nun können arbeitslos gewordene Eigentümer von bloßer Arbeitskraft (freie Lohnarbeiter) u.U. sofort eine neue Arbeit finden und unverschuldet bleiben, während der ehemalige Kapitaleigner, dem ersteres natürlich ebenfalls gelingen kann, zusätzlich noch überschuldet ist. Der ehemalige Unternehmer muß also nicht nur unbezahlte Mehrarbeit hergeben, um mit gutem Geld bezahlte Arbeit überhaupt erst zu bekommen, sondern zusätzlich noch für seine Schuldenbegleichung arbeiten.

Eben darin besteht das vielbeschworene Unter-
merrisiko. Und aus dem ununterbrochenen Zwang aller
Privateigentümer, jener Situation entkommen zu müssen,
durch welche dieses Risiko definiert ist, gewinnt die
Privateigentumsökonomie -sprich: der Kapitalismus-
ihre krisenhafte Dynamik. Untereinander differieren
die Privateigentümer -ökonomisch gesehen- lediglich
durch den Abstand zur Überschuldungsschwelle, deren
existenznotwendige Vermeidung jedoch für alle von
ihnen erster Antrieb war, ist oder (von neuem) wird.

Anmerkungen

1) /Zur Datierung der 'sumerischen' Geldwirtschaft/

Bereits in Die Revolution Echnatons und die Restauration unter Tutanchamun (Heinsohn, Marx 1981) wurde in Anwendung von John Dayton's Fayence-Analyse (Dayton 1978) das "sumerische" Ur III in die Zeit um das 9. Jahrhundert v.u.Z. datiert, d.h. etwa 1200 Jahre näher an die Gegenwart herangebracht. Dayton hatte ja schon ermittelt, daß die "vollentwickelte Stufe Mykene III und Ur III (...) frühestens auf ungefähr 1400 v. Chr. zu datieren" sei (467). Bei dieser Einordnung verwendete Dayton noch die orthodoxe Chronologie, in der Mykene wegen ihrer Verkettung mit der pseudoastronomischen "Sothis/Manetho"-Datierung Ägyptens noch 500 Jahre zu früh angesetzt wird. Mit Mykene III muß also auch die sog. blaue ägyptische Fayence von Ur III ins 9. Jahrhundert vorrücken.

Dem kritischen Leser stellt sich hier umgehend die Frage, wo denn für diesen Zeitraum den 'Sumerern' in ihrer mesopotamischen Heimat ein Lebensraum angewiesen werden kann. In 1 Mose 11:28 wird dem hebräischen Stammvater Abraham "Ur in Chaldäa" als Vaterland zugeschrieben, "und das kann einen Sinn nur ergeben in neubabylonischer Zeit, in der Herrschaftsperiode der Chaldäer und in der Regierungszeit von Nabonid insbesondere" (van Seters 1975, 264 - meine Hervorhebung). Der Ausgräber von Ur -Sir Leonard Woolley- zog jedoch den Schluß, daß Abraham unter dem alten "sumerischen Gesetz (...) erzogen wurde" (o.J., 65). Da nun wiederum die biblische Überlieferung Abraham etwa 400 Jahre

vor dem Exodus ansetzt -also etwa 1900 v.u.Z.- schien es jedenfalls für fundamentalistische Forscher nahezuliegen, seine Heimat spätestens um 2070 v.u.Z. in höchster Blüte stehen zu sehen. Die Juden hätten denn auch ihr "Bewußtsein des Besonderen wie so vieles, (... durch) Abraham von Ur" (Uhlig 1976, 227) erhalten, weshalb bereits "um die Mitte des dritten Jahrtausends" (ibid.) nicht nur "ein Gefühl des Auserwähltseins" (ibid.) existiert habe, sondern eben auch "die sumerische Wirtschaftsmacht mehr und mehr" (ibid.) im Wachstum begriffen gewesen sei.

Jeder also, der das biblische "Ur in Chaldäa" als Heimat des großen Moses-'Vorläufers' akzeptiert, zugleich diese Stadt aber erst im 9. Jahrhundert v.u.Z. in Blüte stehen sieht, muß auch die Abraham-Legende in diese Zeit transponieren: John von Seters hat in seiner Arbeit Abraham in History and Tradition (1975) in großer Sorgfalt nachgewiesen, daß ein Großteil des Sagenstoffes in das Mesopotamien des 9. - 6. Jahrhunderts v.u.Z. gehört (vgl. etwa 33, 38, 309 ff; s. ähnlich Thompson 1974, 325 f.). Er macht sehr überzeugend deutlich, daß die Abraham-Legende dazu diene, die Identität der im Exil lebenden Juden zu festigen und dafür eine uralte Zuweisung des Landes Israel an sie als 'Kinder Abrahams' in ihren Legitimationskanon hineinzunehmen:

"Das Exil war der Beweis dafür, daß der Bund zerbrochen und so der Rechtsanspruch auf das Land verloren war. Es handelte sich nicht allein um eine Krise des Glaubens, sondern um eine Krise der Einheit des Volkes. Nur mit der Ausgestaltung einer neuen Rechtsgrundlage für den Anspruch auf das Land, welche die ältere Grundlage des Bundes überlagern würde, war diese Krise zu meistern. Eine solche Grundlage wurde in der Assoziierung des Landversprechens nicht mit den "Vätern" des Exodus, sondern mit lange vor dem Exodus aufgetretenen Vorvätern gefunden und zwar in einem ohne alle Vorbedingungen abgegebenen Versprechen. In diesem Licht muß man die Frage Abra-

hams in Genesis 15:8 sehen, "woran mag ich erkennen, daß ichs ererben soll?". Das ist die Frage der exilierten Gemeinde bezüglich des Heimatlandes. Man war verunsichert, weil das gebrochene Recht des Bundes für die Begründung von Hoffnungen auf eine Restauration keine Grundlage mehr bildete. Konsequenterweise gibt es in den folgenden Versen (9-10 und 17-21) einen "neuen" Bund, eingekleidet in den strengsten möglichen Eid. Es handelt sich um ein Versprechen, das völlig bedingungslos abgegeben wird. (Van Seters 1975, 265)"

Die akademische Hilfs- und Ratlosigkeit gegenüber der von Thompson und van Seters vorgenommenen historischen Einordnung des Abrahamstoffes ins 1. Jahrtausend v.u.Z. sei exemplarisch hier nur am gegenwärtig wohl renommiertesten Werk über die Geschichte des alten Israel dokumentiert: "Aber obwohl diese Wissenschaftler (Thompson und van Seters) ihre Argumente mit Gelehrsamkeit und Fachkenntnis vortragen, muß bezweifelt werden, daß ihre Positionen allgemeine und bleibende Anerkennung finden werden" (Bright 1981, 73).

II

Die eingangs gestellte Frage, wo denn die 'Sumerer' im ersten Jahrtausend v.u.Z. gelebt hätten, läßt sich nun bereits mit der offiziell angegebenen Heimat Abrahams beantworten: Die 'Sumerer' lebten nicht nur in Chaldäa, sondern sind die Chaldäer selbst. Über wenige Völker des ersten Jahrtausends liegen uns so zahlreiche Berichte vor wie über die Chaldäer (= Kaldu, = Kasdim). Assurnasipal II. erwähnt sie im 9. Jahrhundert v.u.Z. erstmals. Sargon 'II.' sagt von ihnen: "Um die 'Füsse' der Kaldu, des bösen Feindes, im Lande Sumer (richtig: Meerland) und Akkad zu hemmen, bot ich zahlreiche Waffen auf" (Edzard 1976/80,

292). Und nicht nur die Assyrer berichten immer wieder über die Kaldu südlich von Babylon: Auch die griechisch schreibenden Autoren Herodot, Berossos, Strabo -er kennt Ur als Orchoe- und Ptolemaios berichten über die Chaldäer im Süden Babyloniens. Wir kennen aus der -vielleicht übertriebenen, aber keineswegs haltlosen- Aufstellung Sanheribs zu Beginn des 7. Jahrhunderts v.u.Z. die Dimensionen dieses Chaldäerreiches. Es umfaßt "88 starke ummauerte Städte und 820 kleine Städte", wobei Larsa, Eridu, Ur, Nippur, Kisch, Sippar und andere Namen wiederum den 'sumerischen' Städtenamen des 3. Jahrtausends auffällig gleichen (vgl. Dietrich 1970, 9-18; Malbran 1972, 15-37).

An der reich dokumentierten Städtেকultur des südbabylonischen Chaldäa im ersten Jahrtausend verwirrt nun, daß von ihr bis heute nicht eine einzige Stadt, nicht eine einzige Schrifttafel, nicht eine einzige eindeutig zuschreibbare Scherbe gefunden worden ist. Das von den Alten sorgfältig beschriebene und historisch relativ junge Staatengebilde der Chaldäer blieb für die Archäologen ein Phantom. Stattdessen wurden in eben diesem Gebiet circa 1200 Jahre ältere 'sumerische' Städte in erheblicher Zahl gefunden. Etwa 100.000 dabei zutagegeforderte Keilschriftrelikte finden sich in den Musuemsmagazinen der Erde. Gleichwohl liegt über die 'Sumerer' kein einziger eindeutig identifizierbarer Bericht aus nichtsumerischen Quellen vor: "Gerade im Falle der Sumerer gab es keine erkennbare Spur ihres Landes oder seiner Bevölkerung und Sprache in der gesamten verfügbaren biblischen, klassischen oder nachklassischen Literatur" (...) "Bis zur Mitte des letzten Jahrhunderts wußte niemand, daß ein Volk der Sumerer oder seine Sprache jemals existiert hatten" (Kramer 1963, 6 u. 19, meine Hervorhebung). Nicht zuletzt dieses Fehlen von Berichten hat die Entdeckung

einer ins 3. Jahrtausend v.u.Z. verlegten 'sumerischen' Kultur so sensationell wirken lassen; ja, die mangelnden Quellen sind geradezu als Beweis für das hohe Alter der 'sumerischen' Kultur herangezogen worden, das ihr Vergessen sein bereits während Antike erst erklärlich mache.

Das Erstaunen darüber, daß eine angeblich im 3. Jahrtausend blühende Kultur genau an der Stelle ausgegraben wird, an der von einer im 1. Jahrtausend in vielen Dokumenten belegten Zivilisation nichts ans Tageslicht gefördert werden konnte, nimmt noch zu, wenn man in den Ausgrabungsberichten über Uruk liest, daß z.B. die 13 (!) "Jahrhunderte, die zwischen den Herrschern der III. Dynastie von Ur und dem Assyrier Sargon "II" liegen, (...) an der Zikkurat nur geringe Spuren hinterlassen" haben (Lenzen 1936, 27 ff., meine Hervorhebung). Nicht minder überrascht ist man denn auch über einen 1899 in Nippur gefundenen Terrakottakrug, in welchem sich beschriebene Tontafeln fanden, "deren Datierungsspanne von ungefähr 2300 bis ungefähr 600 v. Chr." (Kramer 1959, 236) reichen soll.

III

Spricht aber nicht gegen die Gleichsetzung von Chaldäern und 'Sumerern' die gelegentlich vorgebrachte Behauptung, daß die Chaldäer eine semitische Sprache gesprochen hätten (vgl. die Angaben in Edzard 1976/80, 291)? Da nach der hier vorgenommenen Rekonstruktion die sog. Sumerer des 3. Jahrtausends ja nichts anderes wären als die Chaldäer des 1. Jahrtausends, läßt sich die Frage ohne Schwierigkeiten beantworten: Die Sprache der Chaldäer ist das 'Sumerische', wovon

in Chaldäa besagte 100.000 Tafeln ausgegraben wurden. Da also das Chaldäische identisch ist mit dem 'Sumerischen', konnten unmöglich neben den sog. sumerischen Schriftdokumenten auch noch gesonderte chaldäische Schriftdokumente gefunden werden. Es bereitet deshalb keine Überraschungen mehr, daß "kein Material über die Sprache der Kaldu (= Chaldäer) bekannt" sein soll (ibid., 291).

Von diesen Kaldu wird berichtet, daß sie die permanente "Tendenz zur Bildung lokaler unabhängiger Kleinstaaten und der Bildung kurzfristiger, nicht immer effektiver Koalitionen" hatten (ibid., 295), also ein Verhalten an den Tag legten, das in den 'sumerischen' = chaldäischen Quellen ja ebenfalls reichhaltig bezeugt ist. Und wie die enge Verquickung der sog.

Sumerer des 3. Jahrtausends mit sog. altbabylonischen Semiten belegt ist, so wenig kann dann noch verwundern, daß die Chaldäer in enger Verflechtung mit den wirklich dokumentierten neubabylonischen Semiten existieren, ja -zwischen -625 und -539- in Babylon sogar die Könige stellen (vgl. auch Wiseman 1956).

IV

Mit Bedacht wird hier nicht allein von sog. Sumerern des 3. Jahrtausends, sondern auch von sog. Altbabyloniern gesprochen. Das sei hier nur am sog. Sargon von Akkad verdeutlicht, der um -2350/-2269 bis -2295/-2214 (die Lehrmeinungen selbst widersprechen sich mit schwankenden Daten) Begründer der 1. Dynastie in Babylon gewesen sein soll und als Herrscher des ersten Großreiches der Menschheitsgeschichte gilt. Bekanntlich sind von diesem Sargon keinerlei Inschriften oder sonstige direkten Zeugnisse überliefert. Das kann nun nicht mehr verwundern, da er sein hohes Alter

wiederum aus der Verknüpfung mit 'Sumer', das er entscheidend geschlagen haben soll, zugewiesen erhielt. Den König Lugalsagesi von Uruk habe er seinerzeit überwunden und so die Unterbrechung zwischen der frühen 'sumerischen' Blüte und ihrer Renaissance in der 3. Dynastie von Ur herbeigeführt. Man ist nun wiederum nicht überrascht, daß die Ausgräber von Uruk (=Erech, =Warka) von der angeblich durch Sargon eingeleiteten imperialen Ausgestaltung der eroberten 'sumerischen' Städte nichts gefunden haben: "In beiden Städten (Ur und Uruk) sind für die voraufgegangene großartige Kulturperiode der akkadischen Herrscher bisher keine nennenswerten Baudenkmäler nachzuweisen, und es ist fraglich, ob sie überhaupt bestanden haben. Wenn ja, dann muß man annehmen, daß sie entweder dem Einfall und der Schreckensherrschaft der Gutäer zum Opfer gefallen sind, oder aber, daß die Herrscher der III. Dynastie, vor allem ihr Begründer Urnammu, alle Bauwerke der Akkader zerstört hätten, um sich von ihnen zu distanzieren, was aus seinem sonstigen Verhalten als unwahrscheinlich angesehen werden muß" (Lenzen 1960, 127 f). Es sei hier daran erinnert, daß die Grabung in Uruk nicht irgendeine unter vielen darstellt, sondern von ihrem ganzen Zuschnitt her eine anerkannte Schlüsselrolle für die nahöstliche Archäologie einnimmt: "Im Jahr 1954 kehrte die deutsche Expedition unter einem neuen Leiter, H. Lenzen, nach Erch zurück, wo sie ihre sorgfältigen und methodischen Ausgrabungen weiterführt, die zweifellos Erch -die Stadt der größten Helden Sumers- zum Schlüssel der Archäologie Mesopotamiens in allen ihren Aspekten machen wird: in der Architektur, Kunst, Geschichte, Religion und Epigraphie" (Kramer 1963, 28). Die Eleganz nun, mit der etwa Seton Lloyd die Unauffindbarkeit von Relikten der sogenannten Akkaderkönige wegdisputieren ver-

sucht, wird durch Lenzens sorgfältige Arbeit desavouiert. Dafür sei Lloyds Aussage mit der oben zitierten von Lenzen konfrontiert: "Zugleich (zur Vermutung, die Ur III-Könige hätten alle Evidenz ihrer Vorgänger vielleicht absichtlich weggeräumt) muß daran erinnert werden, daß einige dieser Plätze zu den ersten Grabungen überhaupt gehörten, zu einer Zeit, als die Rettung geschriebener Texte und anderer beweglicher Antiquitäten den Vorrang hatte vor dem Studium der architektonischen Denkmäler. Die Mängel dieser frühen Grabungsmethoden brauchen heute nicht mehr hervorgehoben zu werden" (Lloyd 1978, 139). Zu reinen Erfindungen greift Lloyd, wenn er seine Aussage mit Beispielen zu substantiieren trachtet: "Vincent Scheil traf 1893 in Sippar (Abu Habba) auf einen großen ursprünglich von Sargon von Akkade angelegten heiligen Bezirk, auf dem er aber lediglich Spuren und Gebäudeteile feststellen konnte, die ihn eintausend Jahre später ersetzt hatten" (ibid.). Ein in Wirklichkeit nie gefundener Tempelbezirk sei jetzt also dadurch zu beweisen, daß Reste tausend Jahre jüngerer Gebäude gefunden werden, von denen ohne Beweis behauptet wird, sie hätten einen nicht gefundenen -und man darf mit Lenzen vermerken: nicht existenten- heiligen Bezirk ersetzt.

Nun zeigen die Ausgrabungsberichte nicht allein, daß die sog. Akkad-Zeit eine Historikererfindung ist, die für die Archäologen ein Geisterreich bleiben muß, sondern auch -gerade wie man es erwarten muß-, daß anschließende sog. Hochkulturen ebenfalls keine Spuren hinterließen. So wurde in Uruk ein Straßenpflaster aus der Zeit des Urnammu gefunden, der -2167 bis -2150 als 'sumerischer' König erschienen sein soll: "Unmittelbar auf diesem Pflaster liegt das Pflaster Nabonids" (Lenzen 1940, 129), meine Hervorhebung). Nabonid regierte von -556 bis -539. Gleichwohl können

für die 1600 Jahre zwischen den Bautätigkeiten Urnamus und Nabonids keine Übergangsschicht und auch keine eindeutigen Relikte vorgewiesen werden.

Die Legenden über einen Sargon nun, der 'Sumerer'-Chaldäer unterwarf und "die Grundlagen für Assyriens größte Macht unter der von ihm begründeten Dynastie der Sargoniden" (Meyers Enzyklopädisches Lexikon, Bd. 20, 1977, 726) schuf, aber auch die Berichte über einen Sargon, dessen Herkunft im Dunkeln liegt, nötigen keineswegs dazu, eine sagenhafte Figur ohne schriftliche und archäologische Quellen zu erfinden, sondern verweisen auf den mächtigen Assyrierkönig Sargon, der etwa -721 bis -705 tatsächlich ein Großreich zusammengefügt hat. Wie der Drittjahrtausend-Sargon kommt auch der historische als Usurpator dunkler Herkunft auf den Thron (Röllig 1979a, 1555), und beide haben es von Beginn bis Ende ihrer Laufbahn mit Unruhen an allen Fronten zu tun.

Es verwundert deshalb auch nicht, daß die schriftlichen Überlieferungen der Sargon-Legende erst im 7. Jahrhundert v.u.Z. -also erst nach dem Tode des Assyrierkönigs Sargon- zustandekommen. Man versteht jetzt besser, daß bibelfundamentalistische Historiker und Archäologen, die -wie gezeigt- bereits deutlich vor dem angeblichen Auftauchen des Stammvaters Abraham (nach Bibelauskunft um etwa 1900 v.u.Z.) orientalische Hochkulturen benötigen, die wissenschaftliche Legende erfinden müssen, daß der gut bezeugte Sargon von Assyrien der Wirkung seiner eigenen Taten -die doch die größtendieses Reiches waren- so unsicher gewesen sei, daß er sich mit einem 1600 Jahre früher auftretenden Sargon -des nie gefundenen Akkad- bis in den Namen hinein identifizieren mußte, um auf seine Zeitgenossen Eindruck zu machen.

Es stellen sich somit verschiedene Fragen: Ob z.B. die sog. Dynastie von Akkad eine vom Eroberer Sargon eingesetzte, politisch selbständige oder auch auf Priester beschränkte Hierarchiefolge gewesen ist; ebenfalls darf aber gefragt werden, ob nicht eine Übereinstimmung zwischen den sog. Gutäern, welche den mythischen Sargon bedrängt hätten und schließlich sogar Akkad "dem Erdboden gleich machten" (Uhlig 1976, 257), nichts anderes sind als Teile der persischen Militärmacht, mit der die sog. Neu-Assyrer zu kämpfen hatten und die schließlich den ganzen nahen Osten eroberte. Es dürfte dann konsequent weitergefragt werden, ob z.B. der 'Akkader' -König Aram-sin und der Assyrer-König Sen-nacherib dieselben, durch große Kampagnen und katastrophisches Ende gezeichneten Herrscher mit der Hauptstadt Akkad =Assur waren etc.

V.

Wo bleiben nun aber die sog. Hochkulturen des 3. und frühen 2. Jahrtausends? Kann es sie überhaupt gegeben haben? Die vorliegende Arbeit versucht deutlich zu machen, daß es im wesentlichen nur zwei Arten von über die Stammesgesellschaft hinausgehenden Hochkulturen gibt: Eine feudale oder Abgabenwirtschaft in ihren unterschiedlichen Ausprägungen und die geldwirtschaftliche Produktion der griechisch-römischen und auch der neobabylonisch-späthaldäischen Welt. Die Abgabenwirtschaft kann dabei daraus entstehen, daß aus ihren angestammten Gebieten exilierte Stämme in neuen Siedlungsräumen bereits vorfindliche Stämme unterjochen, selber mit der produktiven Arbeit aufhören und sich darauf konzentrieren, die Ausbeutung der sog. überlagerten Stämme militärisch sicherzustellen und zugleich aus dieser Zweiklassenstruktur möglich werdende Verwaltungsformen für die Produktion zu entwickeln. Es spricht nun vieles dafür (s.a. Anmerkung 2), daß es nach Katastrophen zu exilierten Stämmen kommt,

indem etwa durch Erdschverskippungen die nordasiatischen Herkunftsgebiete zu kalt geworden sind: So ist z.B. gemäß der nordasiatischen Folklore Sibiriens das Grab "gefallener Reiche und verschwundener Völker" (Okladnikow 1974, 267, vgl. auch § 22). Es kann also durchaus gefragt werden, ob nicht die mesopotamischen, mehr oder weniger zentralisierten Abgabewirtschaften, die m.E. erst vor der Wende zum 1. Jahrtausend sichtbar zu werden beginnen, durch Stämme aufgebaut wurden, die nach den großen -zuerst von Velikovsky (1950) postulierten- Katastrophen (etwa den sog. ägyptischen Plagen) zu Beginn der ersten Hälfte des 2. Jahrtausends v.u.Z. (als Bestätigung vgl. etwa Bimson 1981, 160 und Clube/Napier 1982, 224 ff.) ihre unwirtschaftlich gewordenen nordasiatischen Heimatgebiete verlassen mußten. Auch von den als Chaldäern zu dechiffrierenden 'Sumerern' heißt es ja: Sie "überlagerten eine Ureinwohnerschaft von Bauern und Handwerkern und entwickelten durch systematische Be- und Entwässerung und Anlage von Städten die Kultur des Landes rasch" (Röllig 1979 b, 430f.).

Daß sie allerdings "über See" (ibid.) gekommen wären, bestätigen die Ausgrabungen des chaldäischen Ur gerade nicht. Die dort gefundenen Gefolgschaftsbegräbnisse stehen -im Gegensatz zur Lehrmeinung- nämlich durchaus nicht "einmalig" (Uhlig 1976, 101) da, sondern werden auch für die Zeit zwischen dem 8. und 6. Jahrhundert v.u.Z. von den Skythen berichtet (vgl. Heinsohn, Marx 1981, 19; Brentjes 1981, 9). Man erinnert sich hier natürlich sofort an H.C. Rawlinson, der als "Entdecker der Sumerer" gilt (Kramer 1963, 20), weil er in der südmesopotamischen Ausgrabungsstätte Kuyunjik gefundenen Schriftdokumenten anzusehen vermochte, daß es sich bei ihnen weder um assyrische noch um babylonische Texte handelte. Die Beurteilung dieser chaldä-

ischen Zeugnisse führte ihn keineswegs zum 'Sumerischen', sondern zur Entdeckung einer Sprache, die er als "Scythisch oder Turanisch" (ibid.) dechiffriert. Und man hat ja auch nicht vergessen, daß selbst in Ernest de Sarzec's Découvertes en Chaldée (Paris 1884) -dem ersten großen 'sumerologischen' Werk- der Stoff immer noch ein chaldäischer und keineswegs ein 'sumerischer' ist.

Das -nach Jules Opperts Entzifferung eines Wortes 'Sumer' im Jahre 1869- noch bis ins 20. Jh. andauernde Zögern, etwas 'Sumerisches' fürs 3. Jahrtausend in einer Gegend zu akzeptieren, wo man noch entschieden nach chaldäischen Relikten des ersten Jahrtausends zu suchen hatte, scheint mithin nicht schlecht begründet gewesen zu sein: "Die semitischen Babylonier werden Recht behalten, wenn sie ihrem Gott Nebo die Erfindung der Schreibkunst beilegen, und daß sie nie und nirgends neben den Kossäern auch noch eines dritten, sumerisch-akkadischen Volkes Erwähnung tun, wird sich am Ende daraus erklären, daß ein solches Volk überhaupt nicht existiert hat" (Delitzsch 1889, 71).

VI

Die Annahme, daß die Blüte der sog. altorientalischen Kulturen in Wirklichkeit nicht im späten 3. und frühen 2., sondern kurz vor dem 1. Jahrtausend einsetzt, läßt sich auch an der Rekonstruktion der kosmischen Geschichte, wie sie im Jahr 1950 von Immanuel Velikovsky in Worlds in Collision (1950, =Welten im Zusammenstoß 1952, 1978) vorgelegt wurde, überprüfen. Velikovsky kommt ja zu dem Ergebnis, daß der Planet

Venus erst nach der Wende zum 1. Jahrtausend v.u.Z. seine heutige Bahn erreicht habe. Diese Bahn ist nun dadurch gekennzeichnet, daß sie fast kreisförmig innerhalb der Erdbahn um die Sonne verläuft. Nur aufgrund dieser Bahn kann die Venus als Abend- und Morgenstern in Erscheinung treten. Und auch nur aufgrund eines solchen, den heutigen Daten zumindest sehr angenäherten Bahnverlaufs können sich die wohlbekannten astronomischen Kürzel ergeben, mit denen die Venus symbolisch dargestellt wird: Der Fünfsackstern (Pentagramm) und der Achtsackstern (Octagon). Der Fünfsackstern ergibt sich bei 5 symdischen Umläufen der Venus um die Sonne (vgl. Knapp 1934), während der Achtsackstern gleicherweise aus der epizyklischen Darstellung der Venusbahn entsteht (vgl. *ibid.*; Blöss 1982). Wenn Velikovsky zuzustimmen ist, daß die heutige Venusbahn, welche allein diese astronomischen Darstellungen ermöglicht, nicht vor dem 1. Jahrtausend erreicht wurde, dann müssen alle mesopotamischen Darstellungen der "Istar =Inanna =Venus" in Verbindung mit dem Pentagramm und Octagon bzw. mit Morgen- und Abendstern nach dem Erreichen der auch heute beobachtbaren Bahn geschaffen worden sein. Dafür spricht z.B. auch, daß die Griechen die Identität der Venus als Morgen- und Abendstern erst Parmenides oder Pythagoras -also Astronomen des 6. Jahrhunderts v.u.Z. (vgl. auch § 69)- zuschreiben (vgl. Diogenes Laertius, Leben und Meinungen berühmter Philosophen, Buch VII, Kap. 14). Könnten nun Texte, in denen die Venus als Pentagramm gezeigt wird, lange vor dem ersten Jahrtausend nachgewiesen werden, dann müßte entweder Velikovskys Rekonstruktion der kosmischen Geschichte falsch sein oder es müßten überzeugende andere Erklärungen für diese Venussymbole vorgelegt werden.

Bereits der bemerkenswerte Umstand, daß Bildwerke der achtzacksterngeschmückten Innana =Istar =Venus frühestens ab dem 9. Jahrhundert v.u.Z. empirisch sicher nachweisbar sind (Seidl 1980, 87f), deutet aber bereits darauf hin, daß schriftliche Dokumente entsprechenden Inhalts, die bildlichen Darstellungen eher nachfolgen als vorausgehen, vor dieser Zeit mit Zweifel einzuschätzen sind. Erweist sich also Velikovskys Rekonstruktion als zutreffend, dann müssen auch die entsprechenden Texte, Siegel, Inschriften und Skulpturen, welche die Venus mit den genannten Symbolen verbinden, aus dem 3. und 2. ins 1. Jahrtausend v.u.Z. vorrücken - eine Forderung übrigens, die auch aus dem Werk des bestunterrichteten Astronomen der Spätantike, Claudius Ptolemäus, abzuleiten ist, der seine chronologischen Rekonstruktionsversuche nur bis zum babylonischen König Nabonassar, d.h. in die Mitte des 8. Jahrhunderts v.u.Z. (Newton 1977, 136), mit astronomischen Vorgaben zurückzukalkulieren vermag. Von astronomischen Zeugnissen des 2. oder gar 3. Jahrtausends v.u.Z. weiß er nichts, wodurch die für diese Epochen behaupteten Hochkulturen einmal mehr in Zweifel gezogen werden. Damit wäre abermals bestätigt, was auch mit Hilfe anderer Argumentationsketten gezeigt werden kann. Folgt man dieser Beweisführung für die Rekonstruktion durch Velikovsky, dann verlieren auch die Versuche, ihn dadurch zu widerlegen, daß die Venus heutiger Umlaufbahn bereits in den 'sumerischen' und sog. altbabylonischen Texten des 3. und frühen 2. Jahrtausends aufgeführt würde, ihre Grundlage. Die Hilflosigkeit von Velikovsky selbst und vielen seiner Anhänger gegenüber solcher Kritik, wie sie insbesondere der Harvard-Mathematiker Peter J. Huber (1977

u. 1982) formuliert hat, rührt mithin daher, daß sie selber Bibelfundamentalisten geblieben sind und zusammen mit der herrschenden Lehre -also auch zusammen mit Huber- die abrahamdatierten Hochkulturen ungeprüft als wissenschaftliche Wahrheit propagiert und noch ausgebaut haben.

VII

Im V. Abschnitt dieser Anmerkung wurde erörtert, wie außergewöhnliche katastrophische Umstände die Entstehung der frühantiken Feudalgesellschaften, die sich nach Unterjochung ansässiger durch exilierte Stämme herausbilden, begünstigen. M. E. bedarf es nun nicht minder außergewöhnlicher Umstände, damit aus einer Feudalgesellschaft eine antike Gesellschaft von Privateigentümern mit dann sehr schnell geldwirtschaftlicher Produktion wird. Es müssen also nun die feudalen Herrschaftsverhältnisse durch Katastrophen so nachhaltig zertrümmert werden, daß die unterjochten Bauern eine erfolgreiche Rebellion durchführen können, in deren Gefolge sie sich den bis dahin nicht frei verkaufbaren feudalen Grundbesitz untereinander als Privateigentum aufteilen können (vgl. insgesamt Kap. I). In Anmerkung 2 wird gezeigt, wie weit -bis in die herrschende Lehre hinein- inzwischen der Konsensus gilt, daß die Zertrümmerung der mykenischen Feudalgesellschaft durch immense Naturkatastrophen erfolgte, welche Erhebungen der Bauernbevölkerungen nach sich zogen, die dann in der Hochkultur des Privateigentums kulminierten. Begünstigt wurden die griechischen feudalahhängigen Bauern dabei dadurch, daß sie nicht wie in Ägypten und etlichen Regionen Mesopotamiens an eine sensitive technische Infrastruktur der Wasser-

zuteilung gekoppelt waren. Als Regenfeldebauern hatten sie also von der Revolution zum individuellen Privateigentum nicht zu befürchten, ein lebenswichtiges technisches System der Wasserversorgung verlieren zu müssen (vgl. auch § 128 oben).

Es läßt sich -etwa anhand von Berichten über katastrophische Zerstörungen aus 'Sumer' =Chaldäa (dazu Pritchard 1955, 455 f u. Kramer, 1963, Kapitel 8)- vermuten, daß im partiell regenbewässerten südmesopotamischen Chaldäa ähnliches passiert ist. Die Revolutionen und anschließenden Reformen zu individualkapitalistischer Ökonomie z.B. unter Nabonassar (um 747-732) in Babylon und unter Tiglat-Pileser (um 744-727) in Assyrien -parallel zu den Umwälzungen in Athen und zur Romgründung- könnten in diese Richtung weisen. Auch die Metallgeldprägung erst unter Sennacherib (um -704 bis -691) unterstützt die Annahme einer Revolution zum Privateigentum im 1. Drittel des 1. Jahrtausends v.u.Z.: "Ich baute Gießformen, goß Bronze hinein und machte ihre Figuren genau wie beim Guß von Halbschekelstücken" (vgl. Oates 1979, 187). Die 'sumerisch' =chaldäischen Quellen geben ebenfalls deutliche Hinweise auf frei verkaufbares Grundeigentum: "In der Praxis allerdings gehörte der Tempelkorporation nur ein Teil des Landes, das an Pächter vermietet wurde; der Rest war Privateigentum einzelner Bürger. In früherer Zeit lag die politische Macht in den Händen dieser freien Bürger und eines als ensi bezeichneten Stadtgouverneurs, der aber nicht mehr war als ein Adliger unter vielen Adligen" (Kramer 1963, 74; Kramer stützt sich hier auf Diakanoff 1959, der nach einer Neusichtung der Lagasch-Funde die von Schneider 1920, Deimel 1931 und Falkenstein 1954 propagierte These 'sumerischer' Theokratien mit Staats-

eigentum überzeugend widerlegte). Die Privateigentumsstruktur unterstreicht nur einmal mehr, wie unwahrscheinlich die Datierung einer 'sumerischen' Zivilisation ins 3. Jahrtausend v.u.Z. bleiben muß, für welche die Kette der Ereignisse, an deren Ende Privateigentum erst stehen kann, nirgendwo belegt ist.

Konsensus über eine weite Verbreitung der Privateigentumsökonomie im Nahen Osten und im Mittelmeerraum zugleich gibt es ja erst für die Zeit nach dem ersten Drittel des ersten Jahrtausends v.u.Z. Für Mesopotamien haben wir alle Insignien einer solchen Wirtschaft besonders in der sog. neobabylonischen Periode (vgl. ausführlich Oppenheim 1977, Kap. II). Gleichwohl ist "das völlige Fehlen schriftlicher Zeugnisse über Handel im ersten Jahrtausend (...) nicht leicht zu erklären" (ibid. 94). Die Frage nach dem merkwürdigen Fehlen solcher Dokumente zu einer Zeit, in der kapitalistischer Handel in Blüte steht und ihr reichliches Auffinden in einem 'Sumer des 3. Jahrtausends' v.u.Z. hat die Assyriologen immer konsterniert: "Wir haben keine Antworten auf diese Fragen" (ibid. 95). Eine Antwort ist zu finden, wenn die zahlreich ausgegrabenen ökonomischen Keilschrift Dokumente aus ihrer Abrahamverknüpfung des 3. und 2. Jahrtausends gelöst und für das Chaldäa des 1. Jahrtausends neu in Betracht gezogen werden.

Im Grunde gibt es nur eine bekannte Quelle, die auf eine echte Zivilisation bereits vor den Katastrophen aus der Mitte des 2. Jahrtausends v.u.Z. verweist. Es handelt sich dabei um den Bericht der Israeliten über ihre ägyptische Gefangenschaft vor dem Exodus. Deshalb kann hier durchaus gefragt werden, ob eine Lehrmeinung aus dem ersten Drittel unseres Jahrhunderts, die Ägypten als einzigen ersten Ort einer

-feudalen- Hochkultur annimmt (vgl. etwa Perry 1927 und Smith 1933), nicht von neuem in Erwägung gezogen werden sollte (vgl. auch § 3 oben u. zur Anmerkung 1 insgesamt Heinsohn/Marx 1983).

2) Zum Untergang der mykenischen Abgabenwirtschaft

Die von Immanuel Velikovsky in den Jahren 1950 und 1952 (1979 und 1981) vorgelegte Rekonstruktion der Altertumsgeschichte, in der er nicht nur umfangreiche Datierungsfehler offenzulegen versuchte, sondern auch Katastrophen größten Ausmasses für kulturelle Brüche mitverantwortlich machte, hat im akademischen Bereich zu so heftigen Attacken und Unwissenschaftlichkeitsvorwürfen geführt (vgl. dazu A. de Grazia 1979), daß darüber kaum sichtbar wurde, wie nah inzwischen 'Dissident' und 'Establishment' zueinandergekommen sind. Das läßt sich insbesondere am Untergang der mykenischen Feudalkultur gut verdeutlichen. Die allgegenwärtige These von heranbrausenden "Seevölkern" aus dem "Norden", welche im Mittelmeerraum und im Vorderen Orient die vielen mächtigen Reiche zerstört oder doch schwer erschüttert hätten, wird sukzessive aufgegeben. Noch 1965 hatte L.R. Palmer -Professor für vergleichende Philologie in Oxford- C.W. Blegens Ansicht von 1939 unterstützt, daß Mykene von der sog. dorischen Wanderung zerstört worden sei: "Nach 1200 v. Chr. kam Zusammenbruch und weiträumige Zerstörung, die man ziemlich sicher jenen griechischen Stämmen zuschreibt, die später als die Dorier bekannt waren" (Palmer 1965, 160). Er betrachtet dabei die sog. dorische Aktion lediglich als Teil umfassender Fremdvölkereinfälle, "denen erst an den Toren Ägyptens Einhalt geboten wurde, als Ramses III. die Seevölker zurückwarf" (ibid. 155). Palmer mußte aber bereits einräumen, daß "positive Hinweise auf die Identität des Aggressors" (ibid.) bis heute nicht ans Tageslicht gefördert werden konnten. Der "Aggressor" habe

aber "einen breiten Riß, gleich einer Feuernarbe in einem Bergwald" (ibid.) nach sich gezogen. Noch 1969 wurde die Invasoren-These vom M. Grant wiederholt: "Fremde Plünderer waren wohl die hauptsächlichen Verursacher der Verwüstung (...), die Dorier, die wie ihre Vorgänger aus dem Norden kamen" (Grant 1969, 110).

Bereits ein halbes Jahrzehnt früher jedoch hatte V.R.d'A. Desborough versucht, die überkommenen und unbewiesenen Spekulationen der Invasionstheoretiker zu vermeiden. Er überlegte von neuem, ob die Zerstörung der mykenischen Kultur tatsächlich "ein Ergebnis der Ankunft neuer Menschen war, oder nicht vielmehr einer Zerstörung, die zu Vernichtung und Entvölkerung führte" (Desborough 1964, meine Hervorhebung).

J. Chadwick von der Universität Cambridge hat dann im Jahre 1976 die Seevölkerinvasionstheorie ausdrücklich in Zweifel gezogen: "Die sog. Seevölker sind die Hauptverdächtigen, aber es gibt keinen positiven Beweis, sie zu inkriminieren" (Chadwick 1976, 192). Nichtsdestotrotz bezeichnet er die Theorie von R.Carpenter (1966), der einen Klimawechsel für den Untergang Mykenes verantwortlich gemacht hatte, als "bloße Spekulation" (ibid.).

Im selben Jahr wie Chadwick ging schließlich J.T.Hooker vom University College London so weit, "die Theorie zerstörerischer Invasoren auszuklammern" (Hooker 1976, 178). Er erklärt: "Ich würde keineswegs die Möglichkeit ausschließen, daß eine Naturkatastrophe in Form einer Hungersnot als Folge einer schweren Dürre ihren Anteil an der Verheerung der ökonomischen Struktur des mykenischen Lebens hatte" (ibid. 177, meine Hervorhebung). Und -sich gegen den 'Imperialismus' der Ägyptologen in der Geschichtsschreibung zur Antike

wendend- sagt er: "Die Zerstörungen waren auf keinen Fall das Werk von Eindringlingen. ... Die Seevölker waren nicht verantwortlich ... und (... ihre Verantwortung) ist von den Ägyptern und nach ihnen von einigen modernen Historikern vielfach übertrieben worden" (ibid., 180; siehe dazu auch die umfassende Studie von Nibbi 1975). Eine Kombination "offener Kriegführung", "lokaler Aufstände" und von "Naturkatastrophen" (alles ibid.) bewirkte -so Hooker- die allgemeine Zerstörung am Ende der mykenischen Kultur. Er geht aber auch noch weiter, indem er die in der Lehrmeinung dogmatisierte Datierung für diesen katastrophalen Untergang, die ja erst die von Velikovsky bestrittenen "dunklen Zeitalter" erzeugte, keineswegs heiligspricht: "Eine einzige Entdeckung könnte unsere Sicht der gesamten Periode (besonders ihrer Chronologie) ernsthaft gefährden" (ibid., meine Hervorhebung).

Am entschiedensten aber macht sich der große alte Mann der Mykenologie im deutschen Sprachraum -der Wiener Fritz Schachermeyer- über den Charakter der Katastrophen Gedanken. Gerade weil er Experte für das durch Vulkanausbruch zerstörte Thera ist, zieht er Erklärungen -etwa für den Untergang des minoischen Kreta vom Thera-Ausbruch her- in Zweifel. Die Explosion des theräischen Vulkans "hat sicher eine gewaltige Flutwelle nach allen Richtungen hin in Gang gebracht. Damit brachte man nun allerhand Zerstörungen, besonders auch solche von Spätminoisch IB, in Verbindung. Das würde vor allem wegen Kreta verlocken, wo eine Reihe von Plätzen nun ihr Ende findet. Ärgerlicherweise gingen aber auch solche Fundorte zugrunde, welche auf einer Höhe oder auf der Südseite der Insel gelegen sind, wo also eine Flutwelle gar nicht hingen-

langt sein könnte" (Schachermeyer 1976, 84). Er identifiziert als Kulturzerstörer eine "Explosionskatastrophe (...), welche durch Einwirkung gleichsam von unten wie von oben her zur Versenkung von Land und Leuten in die Meerestiefen führte" (ibid. 87). Er meint sogar, daß Pindars IV. Paian, der etwa im Jahre -458 gedichtet wurde, eine Erinnerung an diese gewaltige Explosionskatastrophe noch festhalte, wodurch einmal mehr bezweifelt werden muß, daß die große Zerstörung tatsächlich etwa 800 Jahre und nicht nur etwa 300 Jahre vor jene Dichtung zu datieren ist (vgl. zur Anmerkung 2 insgesamt Heinsohn/Marx 1982).

Inzwischen spricht auch Moses Finley selbstverständlich davon, daß die in den Ausgrabungen festgestellten sozialen Umbrüche durch "Katastrophen" verursacht wurden, die sich "in regelmäßigen Abständen ereigneten" (Finley 1982, S. 73, meine Hervorhebung; s. auch S. 58). Den Untergang der mykenischen Epoche begreift er ebenfalls als simultanes Ergebnis einer "gewaltigen Katastrophe" (ibid. S. 73): "Dieses Ende erfolgte jäh als die meisten Zusammenbrüche vergangener Kulturen. Von Thessalien im Norden bis Lakonien und Messenien im Süden wurden mindestens ein Dutzend Burgen und Palastanlagen vernichtet... Andere befestigte Siedlungen und selbst Friedhöfe wurden aufgegeben. Alle diese Zerstörungen müssen archäologisch in dieselbe Epoche, um 1200, zu datieren sein" (ibid., S. 71f.). Interessant ist, daß sich Finley zum Charakter der Katastrophen nicht festlegt, also auch extraterrestrische Ursachen nicht ausschließt: "Archäologische Forschungen bringen Katastrophen ans Licht, können uns aber nicht sagen, was dazu geführt hatte oder wer beteiligt war" (ibid., S. 24).

Wiewohl Finley sich noch der herrschenden Chronologie anpaßt und -neben den Katastrophen- auch die sog. Seevölker noch als Zerstörer aufführt, hält er sich bei der Datierung durchaus einen Rückweg offen, indem er deutlich macht, daß die Aegyptologen, nicht aber die Graecisten für diese Chronologie verantwortlich sind: "Unter den datierten Objekten aus dem ägäischen Bereich ist keines, das nicht importiert wäre (es gibt von dieser Art überhaupt sehr wenige). Es sind alles archäologische Datierungen... Der Punkt, auf den es ankommt, die 'absoluten'Daten, werden dann durch Synchronisierungen festgelegt, die durch datierte Import- und Exportstücke aus Aegypten und Syrien möglich sind" (ibid., S. 24 f.).

3) Naturkatastrophen und politische Umwälzungen

Wenn in dieser eher theoretisch als historisch konzipierten Arbeit die kosmischen Katastrophenberichte der Alten nur in ihrem Venus-Aspekt berücksichtigt werden, so erschöpfen sich die antiken Mythen darin natürlich keineswegs. Als kaum minder furchterregender Kontrahent und/oder Mitstreiter der Athene=Venus im frühen 1. Jahrtausend gilt ja nicht allein in der griechisch-römischen Welt Ares bzw. Mars (dazu I. Velikovsky, 1979, Teil II). In Mesopotamien wird dieser Himmelskörper -Nergal- in einer anthropomorphisierenden Darstellung direkt als Neuerungen bringender furchtbarer Heros (vgl. auch § 12 oben) vorgestellt: "Jugendlicher Gott", "Jüngling, dessen Aufstehen ein Orkan, ein Flutsturm ist", "jugendlicher Held", "Hervorragendster unter den großen Jünglingen" mit "Jugendlichkeit in schrecklichem Glanz" (alles E.v.Weier, 1971, S. 16 f.) heißt der Planet Mars den Völkern des Zweistromlandes.

Wie dieser die überkommene Himmelsordnung durcheinanderbringt, wird er als direktes Vorbild, ja als Anstifter für die ganz irdischen Heroen aufgefaßt, welche die alten Sozialordnungen zerbrechen. Während also Nergal=Mars "einhergeht über Himmel und Erde" (ibid., S. 79) und beim "Aufflammen" (ibid. S. 77) "seines schrecklichen Glanzes die Götter der Wohnstätten sich versteckt haben" (ibid., S. 78), erzeugt er das "Fallen des Feuers" (ibid., S. 84), den "Südsturm, der das Land Sumer bedeckt" (ibid., S. 17) und einen "Flutsturm" bzw. eine "sich erhebende (=Spring?-)Flut" (beides ibid.). Nergal -auch Gott der Plagen und der Pest (vgl. ibid., S. 83 ff.)- wird sogar direkt mit Flutkatastrophen (vgl. auch § 19 oben) gleichgesetzt: "Held, wütende Flut, die das feindliche Land einebnet"

(ibid., S. 70), wird er genannt - oder auch: "Überflutung, die die Erde ertränkt" (ibid.). Dieser kosmische "Heros" stellt nach den Mythen also die äußeren prekären Umstände bereit, welche die politischen Heroen zum Kampfe für neue soziale Strukturen beflügelt (zur katastrophischen Beeinflussung politischer Aktivitäten und zur gleichzeitigen Rationalisierung politischer Aktivität durch Katastrophen vgl. bereits J. Popper, 1879, F.X. Kugler, 1904 u. 1927 sowie P. Jensen 1915 und 1928).

Literaturauswahl:

Alföldi, G. (1957) Die Trojaner, Urahnen der Römer,
Basel

Andrewes, A. (1982) 'The Growth of the Athenian State'
in Cambridge Ancient History, Vol. III. 2

Andreyev, N.N. (1974) "Some Aspects of Agrarian Con-
ditions in Attica in the Fifth to Third Centuries
B.C." in Eirene, Bd. 12

Apuleius, Verteidigungsrede, Blütenlese, lat. u. deutsch
von R. Helm (1977), Berlin

Aristoteles, Politik (Susemihl/Tsouyopoulos/Grasse-
Übers.) o.J., Reinbek

Aurelius Augustinus, Vom Gottesstaat (Thimme-Übers.,
Zürich, 1978)

Austin, M.M., Vidal-Naquet, P. (1977) Economic and
Social History of Ancient Greece - An Introduction,
London

Babelon, E. (1897) Les origines de la monnaie consi-
dérées au point de vue économique et historique,
Paris

Bachofen, J.J. (1948) Das Mutterrecht (1861), Basel

Bamberger, J. (1974) "The Myth of Matriarchy: Why
Men Rule in Primitive Society" in Rosaldo, M.Z.
u. L. Lamphere (Hg.) Women, Culture and Society,
Stanford/Cal., S. 263f.

Barnett, H.G. (1968) "Making Money (1960) in E.E.

Le Clair, Jr. u. H.K. Schneider, Economic Anthropology, New York et al., S. 374ff.

Beloch, J. (1886) Die Bevölkerung der Griechisch-Römischen Welt, Leipzig

Billeter, G. (1898) Geschichte des Zinsfußes im Griechisch-Römischen Altertum, Leipzig

Bimson, J. (1981) Redating the Exodus and Conquest, Sheffield

Blöss, C. (1983) Venus Report, Basel

Böhm-Bawerk, E.v. (1921) Kapital und Kapitalzins - Erste Abteilung: Geschichte und Kritik der Kapitalzins-Theorien, Jena

Böhm-Bawerk, E.v. (1928) "Zins" in Handwörterbuch der Staatswissenschaften, Achter Band, Vierte Auflage, S. 1130 ff, Jena

Bogaert, R. (1966) Les origines antiques de la banque de Dépôt, Leiden

Bogaert, R. (1968) Banques et banquiers dans les cités grecques, Leiden

Bogaert, R. (1975) "Geld (Geldwirtschaft)" in Reallexikon für Antike und Christentum, Bd.9, Stuttgart

Bogaert, R. (1980) "Ursprung und Wirklichkeit der Depositenbank im Altertum und im Mittelalter" in Gesellschaft, Recht, Wirtschaft (hgg. v. E. Gaugler et al.), Mannheim et al.

- Bornemann, E. (1975) Das Patriarchat, Frankfurt/M.
- Brentjes, B. (1981) "Sie Skythen und ihre Kunst - der Tierstil" in Das Altertum, Heft 27
- Briffault, R. (1927) The Mothers, I, London-New York
- Bright, J. (1981) A History of Israel (3. Aufl.), Philadelphia
- Brockmeyer, N. (1972) Sozialgeschichte der Antike, Stuttgart
- Brown, W.L. (1950) in Numismatic Chronicle, S. 177 ff.
- Bryson/Donley/Lamb (1974) "Drought and the Decline of Mycenae" in Antiquity, S. 46 ff.
- Burkert, W. (1979) Structure and History in Greek Mythology, Berkeley - Los Angeles - London
- Carpenter, R. (1966) Discontinuity in Greek Civilization, New York
- Cassin/Bottéro/Vercoutter (1965) Die altorientalischen Reiche I, Frankfurt/M.
- Chadwick, J. (1976) The Mycenaean World, Cambridge U.F.
- Chantraine, H. (1979a) "Geld" in Der kleine Pauly, Bd. 2, Sp. 723 ff., München

Chantraine, H. (1979b) "Münzwesen"(1975) in Der kleine Pauly, Bd. 3, Sp. 1477 ff., München

Cicero, De Officiis, Atzert-Übersetzung 1951, Limburg/L.

Clower, R.W. (1969) Monetary Theory - Selected Readings, Harmondsworth

Clube, V.; B. Napier (1982) The Cosmic Serpent - A Catastrophist View of Earth History, London

Codere, H. (1968) "Money Exchange Systems and a Theory of Money", in Man-New-Series, Vol. 3, Nr. 4, S. 557 ff.

Coldstream, J.N. (1977) Geometric Greece, London

Cook, R.M. (1958) "Speculations on the Origins of Coinage" in Historia, Bd. VII

Christofani, M. (1979) The Etruscans, New York

Cunow, H. (1927) Allgemeine Wirtschaftsgeschichte II, Berlin

Curtius, E. (1894a) "Über den religiösen Charakter der griechischen Münzen" (1869) in E. Curtius Gesammelte Abhandlungen II, Berlin, S. 443 ff.

Curtius, E. (1894b) "Über griechische Colonialmünzen" (1874), in E. Curtius Gesammelte Abhandlungen II, Berlin, S. 460 ff.

Dalton, G. (1967) "Primitive Money" (1965) in G. Dalton
(Hg.) Tribal and Peasant Economies, Austin und London,
S. 254 ff.

Dayton, J. (1978) Minerals, Metals, Glazing and Man,
London

Deimel, A. (1931) Sumerische Tempelwirtschaft zur
Zeit Urukaginas und seiner Vorgänger, Analecta
Orientalia II, Rom

Delitzsch, F. (1889) Assyrische Grammatik, Berlin

Del Mar, A. (1885) A History of Money in Ancient Countries
from Earliest Times to Present, London

Desborough, V.R. d'A. (1964) The Last Mycenaeans and
their Successors, Oxford

Desborough, V.R. d'A. (1972) The Greek Dark Ages,
London

Diakanoff, N.M. (1959) Sumer: Society and State in
Ancient Mesopotamia, Moskau (russisch mit engl.
Résumé)

Dietrich, M. (1970) Die Aramäer Südbabyloniens in der
Sargonidenzeit (700-648), Neukirchen Vleuy

Diodor von Sizilien Geschichts-Bibliothek, übers.
v.A. Wahrmund (1867), Stuttgart

Diogenes Laertius Leben und Meinungen berühmter Philo-
sophen, übers. v. O. Apelt (1968), Hamburg

Divale, W. (1975) "An Explanation for Matrilocal Re-
sidence" in D. Raphael, Being Female: Reproduction,
Power, Change, Den Haag

Divale, W., Chamberis, D. Gangloff (1976) "War, Peace
and Marital Residence in Pre-Industrial-Societies"
in Journal of Conflict Resolution, 20, S. 57 - 78

Dopsch, A. (1930) Naturalwirtschaft und Geldwirtschaft
in der Weltgeschichte, Wien

Douglass, A.E. (1919) "Climatic Cycles and Tree Growth"
in Carnegie Institution Publications, Nr. 289, L,
1118 ff.

Düll (1936) "Nexum" in Pauly's Real-Encyclopädie der
classischen Altertumswissenschaft, 33. Halbband,
Sp. 163 ff., Stuttgart

Eisenhut, W. (1979) "Iuno" in Der kleine Pauly II,
München

Engels, F. (1962) "Der Ursprung der Familie, des Pri-
vateigentums und des Staates" (1884, 1892⁴) in
Marx-Engels-Werke, Bd. 21, Berlin, S. 25 ff.

- Eder, K. (1976) Die Entstehung staatlich organisierter Gesellschaften, Frankfurt/M. (stw 332, 1980)
- Edzard, D.O. (1980) "Kaldu" in Reallexikon der Assyriologie, Bd. 5
- Einzig, P. (1966) Primitive Money (1949¹) Oxford et al.
- Falkenstein, A. (1954) "La Cité-Temple Sumérienne" in Cahiers d'histoire Mondiale, Bd. 1, Nr. 4, S. 784-814
- Finley, M.I. (1973) The Ancient Economy, Berkeley - Los Angeles
- Finley, M.I. (1977) "The Ancient City: From Fustel de Coulanges to Max Weber and Beyond" in Comparative Studies in Society and History, 19, S. 305 - 327
- Finley, M.I. (1979) Die Welt des Odysseus (1977), München
- Finley, M.I. (1982) Economy and Society in Ancient Greece, (Aufsätze aus den Jahren 1953 bis 1977 hgg. u. eingel. v. B.D.Shaw u. R.P. Saller), New York
- Finley, M.I. (1982a) Die frühe griechische Welt (1981³), München

Freud, S. (GW IX) Totem und Tabu (1912/13), Frankfurt/M.

Friedmann, M. (1969) "The Optimum Quantity of Money"
in ders. The Optimum Quantity of Money and other
Essays, Chicago

Fustel de Coulanges, N.D. (1980) The Ancient City
(1864), Baltimore und London

Galbraith, J.K. (and N. Salinger) (1981) Almost Every-
one's Guide to Economics, Harmondsworth/Middlesex

Geisau, H.v. (1979) "Theseus" (1975) in Der kleine
Pauly, Bd. 5, Sp. 750 f., München

Gerloff, W. (1947) Die Entstehung des Geldes und die
Anfänge des Geldwesens (1940, 1943), Frankfurt/M.

Gilgamesch-Epos, übers. v. H.Schott, Stuttgart 1978

Gimbutas, M. (1968) "Die Indoeuropäer: Archäologische
Probleme" (1963) in A. Scherer Die Urheimat der
Indogermanen, Darmstadt, S. 538 ff.

Glötz, G. (1965) Ancient Greece at Work - An Economic
History of Greece (1926¹), London

Göttner-Abendroth, H. (1980) Die Göttin und ihr Heros,
München

Granet, M. (1980) Die chinesische Zivilisation (1968),
München

Grant, M. (1969) The Ancient Mediterranean, London

Grazia, A. de (1979) Immanuel Velikovsky. Die Theorie
der kosmischen Katastrophen (1967, 1976), München

Grazia, A. de (1981) Chaos and Creation - An Intro-
duction to Quantavolution in Human and Natural
History, New York - London - Bombay

Greenberg, L.M. (1975) "A Concordance of Disaster" in
KRONOS, Bd. I., Nr. 2, S. 17 ff.

Grierson, Ph. (1977) The Origin of Money, London

Grierson, Ph. (1979) Later Medieval Numismatics,
London

Grierson, Ph. (1979a) Dark Age Numismatics, London

Grunert, S. (1980) "Das demotische Rechtsbuch von
Hermopolis-Wert - Zu den Eigentumsverhältnissen
im ptolemäischen Ägypten" in Das Altertum, Heft 2,
S. 96 ff.

Habermas, J. (1981) Theorie des kommunikativen Han-
delns, 2 Bände, Frankfurt/M.

- Hahn, F. (1979) "Geldtheorie" in M.J. Beckmann/G.Menges/R.Selten (Hg.) Handwörterbuch der mathematischen Wirtschaftswissenschaft, Bd. 1 - Wirtschaftstheorie, Wiesbaden
- Hamilton, A. (1982) Australien Aboriginal Population, Malthus and the Theory of Transition, paper delivered to the Congrès international de démographie historique, Paris-Unesco
- Harris, M. (1978) Kannibalen und Könige (1977), Frankfurt/M.
- Harris, R. (1960) "Old Babylonian Temple Loans" in Journal of Cuneiform Studies, Bd. XIV, Nr. 4, S. 126 ff.
- Hassan, F.A. (1981) Demographic Archaeology, New York et al.
- Häuser, K. (1982) "Krösus, Artemis und Juno Moneta" in Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 43 v. 20.2. 1982, S. 13
- Heichelheim, F.M. (1965) "Geld und Münzgeschichte" in Handwörterbuch der Sozialwissenschaften, 4. Band, Stuttgart et al.
- Heichelheim, F.M. (1969) Wirtschaftsgeschichte des Altertums (1938), Leiden

Heinrich, K. (1966) "Die Funktion der Genealogie im Mythos" in ders. Parmenides und Jona, Frankfurt/M.

Heinrich, K. (1981) tertium datur - Eine religionsphilosophische Einführung in die Logik (1970), Frankfurt/M.

Heinsohn, G. (1979) "Theorie des Tötungsverbotes und des Monotheismus bei den Israeliten sowie der Genese, der Durchsetzung und der welthistorischen Rolle der christlichen Familienmoral" in B. Wassmann/J. Müller (Hg.) L'invitation au voyage zu Alfred Sohn-Rethel (Festschrift zum 80. Geburtstag), Bremen

Heinsohn, G. (1981a) "Bedeutung der Höhlengemälde des Magdelénien - Eine Spekulation in 7 Thesen" in B. Schaller, H. Pfütze (Hg.) Schau unter jeden Stein - Dieter Claessens zum 60. Geburtstag, Frankfurt/M. S. 125-131

Heinsohn, G. (1981b) Kleine Sphingen- und Mischwesenkunde, Universität Bremen, vv. Typoskript, 43 S.

Heinsohn, G., Knieper, R., Steiger, O. (1979) Menschenproduktion - Allgemeine Bevölkerungstheorie der Neuzeit, Frankfurt/M.

Heinsohn, G., Marx, Ch. (1981) Die Revolution Echnatons und die Restauration unter Tutanchamun, Basel. (4. Aufl.)

Heinsohn, G., Marx, Ch. (1982) "Mycensean Culture: The Shift in Recent Historiography from its Destruction by Invasion to Destruction by Natural Agents" in Catastrophism and Ancient History, Bd. IV, Heft 2

Heinsohn, G., Marx, Ch. (1983), "Were the 'Sumerians of the 3rd Millennium' in Reality the Chaldaeans of the 1st Millennium?" in KRONOS, Bd. VIII, Nr. 3

Heinsohn, G., Steiger, O. (1980) "The Origin of Money and the Rise of Monetary Economies", vv. Typoskript, Universität Bremen, 38 Seiten (Paper presented at the round-table meeting on "A Critical Appraisal of the Present State of Economics" at C.I.S.M., Udine, 22.-25.9.1980)

Heinsohn, G., Steiger, O. (1981) "Geld, Produktivität und Unsicherheit in Kapitalismus und Sozialismus" in Leviathan, Heft 2

Heinsohn, G., Steiger, O. (1982) "The Elimination of Medieval Birth Control and the Witch Trials of Modern Times" in International Journal of Women's Studies, Heft 3, Montreal

Heinsohn, G., Steiger, O. (1983) "Private Property, Debts and Interest or: The Origin of Money and the Rise and Fall of Monetary Economies", in studi economici, Neapel

Heinsohn, G., Steiger, O. (1983a) The Veil of Barter,
Universität Bremen, mimeo

Helck, W. (1971) Betrachtungen zur großen Göttin und
den ihr verbundenen Gottheiten, München und Wien

Helck, W. (1977) "Geld" in Lexikon der Ägyptologie,
Band II, Sp. 518 f., Wiesbaden

Helck, W. (1980) "Maße und Gewichte" in Lexikon der
Ägyptologie, Bd. III, Sp. 1199 ff., Wiesbaden

Herodot Historien, Stuttgart (1963)

Hesiod, "Erga" (Werke und Tage) in Hesiod sämtliche
Werke, übers. v. W.Marg (1970), Zürich und Stutt-
gart

Heuß, A. (1980) "Herrschaft und Freiheit im Griechisch-
Römischen Altertum" in G. Mann, A. Heuß, E.W.Graf
Lynar (Hg.) Summa Historica - Die Grundzüge der
welthistorischen Epochen (1965), Gütersloh

Hicks, J. (1969) A Theory of Economic History, London-
Oxford

Hörig, M. (1979) Dea Syria, Neukirchen-Vluyn

Holliger, E. (1972) Schon in der Steinzeit rollten
Pillen, Bern

Holmes, G. (1976) Europe: Hierarchy and Revolt 1320-1450, Fontana History of Europe, Glasgow

Homer, Odyssee, übers. v. J.H. Voss

Homer, Ilias, übers. v. J.H. Voss

Hooker, J.T. (1976) Mycenaeae Greece, London, Henley and Boston

Huber, P.J. (1977) "Early Cuneiform Evidence for the Existence of the Planet Venus" in Scientists Confront Velikovsky, Cornell University Press

Huber, P.J. (1982) Astronomical Dating of Babylon I and Ur III, Malibu

I Ging, übers. v. R.Wilhelm (1973), Düsseldorf, Köln

Ihering, R.v. (1894) Vorgeschichte der Indoeuropäer, Leipzig

Isaacson, I.M. (1973) "Carbon 14 Dates and Velikovsky's Revision of Ancient History: Samples from Pylos and Gordion" in Pensée, 3, 2, S. 26 ff.

Isaacson, M.I. (1974) "Applying the Revised Chronology: Mycenae, Tiryns, Troy, Ugarit, Alalakh" in Pensée, 4, 4, S. 5 ff.

- Issing, O. (1981) Einführung in die Geldtheorie - 4. Auflage, München
- Jacobsen, T. (1943) "Primitive Democracy in Ancient Mesopotamia" in Journal of Near Eastern Studies, Heft 2
- Janssen-Jurrit, M. (1979) Sexismus - Über die Abtreibung der Frauenfrage, (1978³), Frankfurt/M.
- James, P. (1976) "Aphrodite: Venus or the Moon?" in SIS Review, Bd. I, 1
- Jensen, P. (1915) "Zur Vorgeschichte des Gilgamesch-Epos" in G. Weil (Hg.) Festschrift Sachau, Berlin
- Jensen, P. (1928) "Astralmythen" in Reallexikon der Assyriologie, Bd. I, Berlin
- Jensen, P. (1906, 1928) Das Gilgamesch-Epos in der Weltliteratur, Erster und Zweiter Band, Marburg
- Jesse, W. (1924) Quellenbuch zur Münz- und Geldgeschichte des Mittelalters, Halle
- Jevons, W.S. (1875) Money and the Mechanisms of Exchange, London
- Johnson, H.G. (1972) Further Essays in Monetary Economics, London

Jones, A.H.M. (1967) Sparta, Oxford

Jordan, F. "Das Gilgamesch-Epos" (1950) in K.Oberhuber
(1977), Hg., Das Gilgamesch-Epos, Darmstadt, S. 276ff.

Keynes, J.M. (1930) A Treatise on Money, London

Keynes, J.M. (1936) The General Theory of Employment,
Interest and Money, London

Keynes, J.M. (1973) Collected Writings of J.M. Keynes,
Bd. XIV The General Theory and After - Bd. 2, De-
fense and Development (1935), hg. v. D.E. Moggridge,
London

Keynes, J.M. (1982) "Keynes and Ancient Currencies"
(1920-1926) in D. Moggridge (Hg.) The Collected
Writings of John Maynard Keynes - Volume XXVIII -
Social, Political and Literary Writings, London

Kiechle, F. (1969) Sklavenarbeit und technischer Fort-
schritt im römischen Reich, Wiesbaden

Kippenberg, H.G. (1977) Seminar: Die Entstehung anti-
ker Klassengesellschaften, Frankfurt/M.

Klingmüller (1909) "Fenus" in Paulys Realencyclopädie
der classischen Altertumswissenschaft, Sechster
Band, Sp. 2187 ff, Stuttgart

Knapp, G.F. (1923) Staatliche Theorie des Geldes
(1905, 1918, 1921), Leipzig

Knapp, M. (1934) Pentagramma Veneris, Basel

Kossinna, G. (1912) in Mannus - Zeitschrift für Vorgeschichte, IV, S. 418

Kraay, C.M. (1964) "Hoards, Small Change and the Origin of Coinage" in The Journal of Hellenic Studies, Bd. L XXXIV

Kramer, S.N. (1959) History Begins at Sumer (1956), New York

Kramer, S.N. (1963) The Sumerians, Chicago

Kugler, F.X. (1904) Die Sternenfahrt des Gilgamesch - Kosmologische Würdigung des babylonischen National-epos, Freiburg/Breisgau

Kugler, F.X. (1927) Sybillinischer Sternkampf und Phaëton in naturgeschichtlicher Beleuchtung, Münster

Kurnitzky, H. (1974) Triebstruktur des Geldes, Berlin

Lamb, H.H. (1977) Climate - Present, Past and Future, Vol. 2 Climatic History and the Future, London - New York

Laum, B. (1924) Heiliges Geld, Eine historische Untersuchung über den sakralen Ursprung des Geldes, Tübingen

Laum, B. (1924a) "Die Banken im Altertum" in Handwörterbuch der Staatswissenschaften, Bd. 2, 4. Aufl., Jena

Laum, B. (1960) Schenkende Wirtschaft - Nichtmarkt-gemäßer Güterverkehr und seine soziale Funktion, Frankfurt/M.

Laum, B. (1965) Viehgeld und Viehkapital in den asiatisch-afrikanischen Hirtenkulturen, Tübingen

Lenzen, H. (1936) "Die sargonischen Schichten in Eanna" in Abhandlungen der Preußischen Akademie der Wissenschaften (philosophisch-historische Klasse), Berlin

Lenzen, H. (1940) "Die Zikkurat in Ur" in Zeitschrift für Assyriologie, Bd. 46, Berlin

Lenzen, H. (1960) "Die beiden Hauptheiligtümer von Uruk und Ur zur Zeit der III. Dynastie von Ur" in Iraq XXII id. mit Beitrag in Ur in Retrospect - In Memory of Sir C. Leonard Wooley, London

Lévy, J.-P. (1967) The Economic Life of the Ancient World (1964), Chicago u. London

Livius Römische Frühgeschichte I, ausgew. u. übertragen von J. Feix (o.J.), München

Lloyd, S. (1978) The Archaeology of Mesopotamia, London

Lorenzer, A. (1981) Das Konzil der Buchhalter, Frankfurt/M.

Lukrez Über die Natur der Dinge, übers. v. Josef Martin, Berlin 1972

Ma, T.Y.H. (1955) in Oceanographica Sinica, Bd. 2, Nr. 1

Malbran, F.L. (1972) "La Babylonie du sud du XII^e au VII^e siècle avant notre ère d'après deux ouvrages récents" in Journal Asiatique, S. 15-37

Malinowski, B. (1922) Argonauts of the Western Pacific, London

Marx, Ch. (1980) in Catastrophism and Ancient History, Bd. II, Nr. 2

Marx, Ch. (1981) in Catastrophism and Ancient History, Bd. III, Nr. 2

Marx, K. (1947) Zur Kritik der Politischen Ökonomie (1859), Berlin

- Marx, K. (1953) Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie (1857/58), Berlin
- Marx, K. (1962) Das Kapital - Erster Band (1867, 1890⁴)
Marx-Engels-Werke Bd. 23, Berlin
- Marx, K. (1966) Marx-Engels II, Studienausgabe Politische Ökonomie, Frankfurt/M.
- MacKie, E. (1977) The Megalith Builders, London
- Masters, W.H., V.E. Johnson (1966) Human Sexual Response, Boston
- Mauss, M. (1966) "Essay sur le don: Forme et raison de l'échange dans les sociétés archaïques" in
M. Mauss, Sociologie et anthropologie (1923/1924),
Paris
- McEvedy/Jones (1978) Atlas of World Population History,
London
- Mendel, G. (1972) Generationskrise (1969), Frankfurt/M.
- Mendelsohn, I. (1949) Slavery in the Ancient Near East,
New York
- Minsky, H.P. (1975) John Maynard Keynes, New York

Mommsen, Th. (1860) Geschichte des römischen Münz-
wesens, Berlin

Mommsen, Th. (1912) Römische Geschichte - Erster Band
(1856), Berlin

Mommsen, Th. (1921) Römische Geschichte - Zweiter Band
(1867²), Berlin

Morgan, L.H. (1962) League of the Iroquois (1851),
New York

Morgan, L.H. (1908) Die Urgesellschaft (1877), Stutt-
gart

Mowinckel, S. (1977) "Wer war Gilgamesch?" (1937)
in K. Oberhuber Das Gilgamesch-Epos, 1977, S.153ff.

Müller, W. (1977) Geld und Geist, Frankfurt/M.

Müller, P. (1978) Löwen und Mischwesen in der archa-
ischen griechischen Kunst, Zürich

Müller, R. - Autorenkollektivleiter (1980) Kulturge-
schichte der Antike I - Griechenland, Berlin-DDR

Murdock, G.P. (1967) Ethnographic Atlas, New York

Murray, O. (1980) Early Greece, Glasgow

Nagatani, K. (1978) Monetary Theory, Amsterdam, New York, Oxford

NASA (1981) "Pioneer 10 at 'Silver Au' Describes Sun's Atmosphere" in NASA News, Release No. 81 - 39

NASA (1982) "Pioneer 10 Completes Ten Years in Space, Nears Edge of Solar System" in NASA News, Release No. 82 - 04

Nash, M. (1966) Primitive and Peasant Economic Sytems, San Francisco

Newton, R.R. (1977) The Crime of Claudius Ptolemy, Baltimore

Nibbi, A. (1975) The Sea Peoples and Egypt, Princeton

Niehans, J. (1980) Theorie des Geldes (1978), Bern und Stuttgart

Nietzsche, F. (1966) Die fröhliche Wissenschaft (1882), Darmstadt (Werke II)

Oates, J. (1979) Babylon, London

Oberhuber, K., Hg. (1977) Das Gilgamesch-Epos, Darmstadt

Okladnikow, A.P. (1974) Der Mensch kam aus Sibirien, Wien-Zürich-München

- Oliva, P. (1971) Sparta and her Social Problems,
Amsterdam-Prague
- Oppenheim, A.L. (1977) Ancient Mesopotamia, Chicago
u. London
- Oppenheimer, F. (1926) Der Staat (Zweiter Band von
"System der Soziologie" - 1921¹), Jena
- Ovid Metamorphosen, übers. v. H. Breitenbach, Stuttgart
- Palmer, L.R. (1965) Mycenaeans and Minoans, London
- Palmer, R.E.A. (1970) The Archaic Community of the
Romans, Cambridge/London
- Patinkin, D. (1965) Money, Interest and Prices, Second
Edition, New York
- Pearson, R. (1974) Introduction to Anthropology,
New York et al.
- Perry, W.J. (1927) The Children of the Sun: A Study
in the Early History of Civilization (1913), London
- Peters, R. (1929) Der Aufbau der Weltgeschichte bei
Giambattista Vico, Stuttgart und Berlin

Plutarch, Große Griechen und Römer I, übers. v. K. Ziegler (1954), Zürich - München

Polanyi, K. (1968) Primitive, Archaic and Modern Economies, New York

Pompeius Trogus, Weltgeschichte im Auszug des Justin, übers. v. O. Seel (1972), Zürich

Popham, M.R. (1970) The Destruction of the Palace of Knossos, Göteborg

Popper, J. (1879) Der Ursprung des Monotheismus - Eine historische Kritik des hebräischen Altertums, Berlin

Postan, M.M. (1973a) "The Rise of a Money Economy" (1944) in M.M. Postan Essays on Medieval Agriculture and General Problems of the Medieval Economy, Cambridge, U.P.

Postan, M.M. (1973b) "Legal Status and Economic Conditions in Medieval Villages" (1968) in M.M. Essays on Medieval Economy, Cambridge U.P.

Pritchard, J.B. (Hg.) (1955) Ancient Near Eastern Texts Relating to the Old Testament, Princeton

Prokopios, Gotenkriege, übers. v. O.Veh (1966), München

Pyror, F.L. (1977) The Origins of the Economy, New York et al.

Puchstein, O. (1890) Pseudohethitische Kunst, Berlin

Quiggins, A.H. (1949) A Survey of Primitive Money, London

R.-Alföldi, M. (1978) Antike Numismatik, 2 Bd., Mainz

Ramsay, W.M. (1888) "A Study of Phrygian Art" in Journal of Hellenic Studies, IX., S. 350 ff.

Rawlinson, H.C. (1849) "On the Inscriptions of Assyria and Babylonia" in The Journal of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland, Vol. XII

v. Reden, S., Best, J.G.P. (1981) Auf der Spur der ersten Griechen - Woher kamen die Mykener?, Köln

Regling, K. (1912) "Geld" in Paulys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft, 7. Band, Stuttgart

Regling, K. (1926) "Geld" in Reallexikon der Vorgeschichte, hg. v. M. Ebert, Berlin, Vierter Band, Erste Hälfte,

Regling, K. (1933) "Münzwesen" in Paulys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft, 31. Halbband, Stuttgart

Ridgeway, W. (1892) The Origin of Metallic Currency and Weight Standards, Cambridge

Riese, H. (1982) Zur Kritik der methodischen Grundlagen der Neuen Makroökonomie, vv. Typoskript, Freie Universität Berlin

Rix, Z. (o.J.) Mitteilung zur Sphinx, Jerusalem, vv. Typoskript

Robinson, J. u. J. Eatwell (1973) An Introduction to Modern Economics, London

Röllig, W. (1979a) "Sargon" in Der kleine Pauly 4

Röllig, W. (1979b) "Sumerer" in Der kleine Pauly 5

Roepke, W. (1937) Die Lehre von der Wirtschaft, Wien

Rose, L.E., Vaughan, R.C. (1980) "Section II: The Artificial Insertion" in KRONOS V/4, pp. 32-47

Sahlins, M. (1972) Stone Age Economics, Chicago

Sammer, J.N (1983) "Troy and the Greek Dark Age" in KRONOS, Bd. VIII, Nr. 2

Sammer, J.N. (1983a) "Sicily, Carthage, And the Fall of Troy" in KRONOS, Bd. VIII, Nr. 2

- Samuel, P. (1979) Amazonen, Kriegerfrauen und Kraft-
frauen, München
- San Nicolò, M. (1938) "Darlehen" in Lexikon der Assyrio-
logie, Zweiter Band, Berlin u. Leipzig
- Sarzec, E. de (1884ff) Découvertes en Chaldée, Paris
- Schachermeyer, F. (1976) Die ägäische Frühzeit, Bd. 2,
Die mykenische Zeit und die Gesittung von Thera,
Wien
- Schaeffer, C.F. (1948) Stratigraphie Comparée et Chro-
nologie de l'Asie Occidentale, London
- Schefold, R. (1980) Spielzeug für die Seelen, Zürich
- Schlott-Schwab, A. (1981) Die Ausmasse Ägyptens nach
altägyptischen Texten, Wiesbaden
- Schmidt, W. (1930) "Die Entwicklung des Wißtriebes bei
einem Kinde" in IMAGO, Bd. 16, S. 246 ff.
- Schmitt, C. (1950) Der Nomos der Erde im Völkerrecht
des Jus Publicum Europaeum, Berlin
- Schmitt, C. (1958) "Nehmen/Teilen/Weiden" (1953) in
ders. Verfassungsrechtliche Aufsätze aus den Jah-
ren 1924-1954, Berlin

- Schneider, A. (1920) Die Anfänge der Kulturwirtschaft.
Die sumerische Tempelstadt (Staatswissenschaftliche
Beiträge, hgg. v. J. Plenge, Bd. 4), Essen a.d.R.
- v. Schrötter, F. (1930) Wörterbuch der Münzkunde,
Berlin
- Schurtz, H. (1902) Altersklassen und Männerbünde,
Berlin
- Seidl, U. (1980) "Inanna/Istar (Mesopotamien)" in
Reallexikon der Assyriologie, Bd. 5, Berlin
- Seters, J. van (1975) Abraham in History and Tradition,
New Haven
- Sherfey, M.J. (1966) The Nature and Evolution of
Female Sexuality, New York
- Smith, A. (1937) An Inquiry into the Nature and Causes
of the Wealth of Nations (1776, 1789⁵), hg. v. E.
Cannan (1904), New York
- Smith, G.E. (1933) The Diffusion of Culture, London
- Smith, S. (1922) "A pre-Greek Coinage in the Near
East?" in Numismatic Chronicle, Bd. II
- Smith, S. (1928) Early History of Assyria to 1000 B.C.,
London

- Snodgrass, A.M. (1971) The Dark Age of Greece, Edinburgh
- Sohn-Rethel, A. (1970) Geistige und Körperliche Arbeit - Zur Theorie der gesellschaftlichen Synthesis, Frankfurt/M.
- Sohn-Rethel, A. (1981) "Produktionslogik gegen Aneignungslogik" in F. Löw-Beer Industrie und Glück, Berlin
- Sprandel, R. (1975) Das mittelalterliche Zahlungssystem, Stuttgart
- Starr, C.G. (1977) The Economic and Social Growth of Early Greece 800 - 500 B.C., New York
- Steiger, O. (1970) "Geld und Ökonomie - 14 Thesen" in J. Müller, B. Wassmann (Hg.) L'invitation au voyage zu Alfred Sohn-Rethel (Festschrift zum 80. Geburtstag), Bremen
- Steiger, O. (1983) Die Allgemeine Theorie der Geldwirtschaft von J.M. Keynes und die Überwindung des Tauschparadigmas in der ökonomischen Theorie, Universität Bremen, i.V.
- Stecchini, L. (1982) "The Twenty-One Years of Venus" in KRONOS, VII, Nr. 3, S. 36ff.

Störk, L. (1977) "Gold" in Lexikon der Ägyptologie,
Band II, Sp. 725 ff., Wiesbaden

Tacitus Germania, übers.v. J.Lindauer (1979), München

Thompson, T. (1974) The Historicity of the Patriarchal
Narratives - The Quest of the Historical Abraham,
Berlin, New York

Thomson, G. (1974) Frühgeschichte Griechenlands und
der Ägäis, (1961³), Berlin

Thukydides, Geschichte des peloponnesischen Krieges,
übers. v. H.G. Landmann (1960), Zürich

Tillion, G. (1979) "Die Unfreiheit der Frauen in un-
serer Kultur" in E. Sullerot (Hg.) Die Wirklichkeit
der Frau (1978), München

Tobin, J. (1974) "Geschäftsbanken als 'Geld-Schöpfer'
(1963) in K. Brunner, H.G. Monissen, M.J.M. Neumann
(Hg.) Geldtheorie, Köln, S. 104ff.

Tobin, J. (1982) "Nobel Lecture - Money and Finance
in the Macroeconomic Process" (1981) in Journal of
Money, Credit and Banking, Vol. XIV, Nr. 2, Mai 1982

Tökei, F. (1977) Antike und Feudalismus. (1969),
Budapest

Uhlig, H. (1976) Die Sumerer, München

Vaerting, M. (1921) Neubegründung der Psychologie von Mann und Weib - I. Band: Die weibliche Eigenart im Männerstaat und die männliche Eigenart im Frauenstaat, Karlsruhe

Varro, De re rustica

Vega, Ynca Garcilasso de la (1871) Royal Commentaries of the Yncas, London

Velikovsky, I. (1955) Earth in Upheaval, New York, deutsch Frankfurt/M. 1980: Erde im Aufruhr

Velikovsky, I. (1962) Ödipus und Echnaton (1960), Zürich

Velikovsky, I. (1979) Welten im Zusammenstoß (1950), Frankfurt/M.

Velikovsky, I. (1980) "The Ocean" in KRONOS, Bd. 5, Nr. 4

Velikovsky, I. (1981) Zeitalter im Chaos (1952), Frankfurt/M.

Velikovsky, I. (1982) Mankind in Amnesia, New York - London

Vergil Landleben, ed. Johannes u. Maria Götte, Würzburg 1970

Vergil Aeneis, Götteübersetzung, München 1972

Vico, G. (1966) Die neue Wissenschaft über die gesellschaftliche Natur der Völker (1730, 1744), o.O. (RK)

Warlow, P. (1978) "Geomagnetic Reversals?" in Journal of Physics, A, Math. + Gen., 11, Nr. 10. Oktober, S. 2107 ff.

Warlow, P. (1982) The Reversing Earth, London

Watson, A. (1975) Rome of the XII Tables, Princeton University Press

Weber, M. (1896) "Die sozialen Gründe für den Untergang der antiken Kultur" in Die Wahrheit, 6. Band, S. 57 ff.

Weber, M. (1964) Wirtschaft und Gesellschaft (1956⁵), Köln-Berlin

Weiher, E. v. (1971) Der babylonische Gott Nergal (Bd. 11 in "Alter Orient und Altes Testament - Veröffentlichungen zur Kultur und Geschichte des Alten Orients und des Alten Testaments" hgg. v. K. Bergerhof, M. Dietrich und O. Loretz), Neukirchen-Vluyn

- Wesel, U. (1980) Der Mythos vom Matriarchat - Über Bachofens Mutterrecht und die Stellung der Frauen in frühen Gesellschaften, Frankfurt/M.
- Wicksell, K. (1898) Geldzins und Güterpreise, Jena
- Wiedemann, Th. (1981) Greek and Roman Slavery, London
- Will, E. (1977) "Überlegungen und Hypothesen zur Entstehung des Münzgeldes" (1955) in H.G. Kippenberg, 1977
- Willers, H. (1906) Geschichte der Römischen Kupferwährung, Leipzig
- Wiseman, D.J. (1956) Chronicles of Chaldaean Kings, London
- Woolley, L. (o.J.) Vor 5000 Jahren, Stuttgart
- Zinser, H. (1981) Der Mythos vom Mutterrecht, Frankfurt/M., Berlin, Wien

Adresse des Autors:

Prof. Dr. phil. Gunnar Heinsohn
Universität Bremen
Postfach 330 440
D- 2800 Bremen 33
West- Germany

Gunnar Heinsohn

PRIVATES GRUNDEIGENTUM, PATRIARCHALISCHE MONOGAMIE UND
GELDWIRTSCHAFTLICHE PRODUKTION - EINE SOZIALTHEORETISCHE
REKONSTRUKTION ZUR ANTIKE

(Dr. rer. pol. Dissertation an der Universität Bremen - mdl. Prüfung: 8.12.1982)

Unter Altertumsforschern wächst der Konsens, dass die mykenische Abgabewirtschaft in gewaltigen Naturkatastrophen, deren Ursachen umstritten sind, untergeht. Zugleich bestehen sie einmütig darauf, dass die Entstehung der Zivilisation durch die Polis mit ihrem männlichen Individualigentum im 8. Jh. v.u.Z. bisher nicht erklärt werden kann. Durch den Nachweis, dass Mykene nicht im 13./12. Jh. v.u.Z., sondern im 8. Jh. zertrümmert wird, kann gezeigt werden, dass Leibeigene (vom Romulustyp) gegen ihre katastrophisch destabilisierten Herrenschichten erfolgreich rebellieren und - wohl unter Mithilfe von gleichzeitig durch die Katastrophen entwurzelten Stammesabkömmlingen, aber auch adligen Ueberläufern vom Theseustyp - unter sich die Güter aufteilen, um so zu verhindern, dass sich Leute aus ihren eigenen Reihen zu neuen Feudalherren aufwerfen (Kapitel I).

Damit ist das Privateigentum mit dem vereinzelt arbeitenden freien Bauern in der Welt, der ursprünglich bestenfalls eine einzige Frau ernähren kann und deshalb der Polygamie von Grosshäuptlingen und Feudalherren zugunsten der Monogamie entgangen muss (Kapitel II; in Kapitel III wird - unter Zurückweisung ihrer Ableitung aus dem Geldgebrauch - eine Erklärung der Kategorien a priori aus patriarchalischer Genealogie und katastropheninduzierter Astronomie vorgenommen).

Der Wegfall von kollektiver Sicherung in Stamm und Gutshof zwingt nun den auf ein individualisiertes Existenzrisiko geworfenen Privateigentümer - gleichsam als Schuldner seiner selbst - zu vermehrter Arbeit, um einen Sicherheitsvorrat als Liquidität für unvorhersehbar grosse Risiken zu erwirtschaften. Dieser ist zugleich potentiell Verleihvermögen gegen eine Prämie, deren Höhe sich nach der Einschätzung des Existenzrisikos bei seinem Ueberlassen an andere - oder auch an sich selbst - bemisst. Misslingt einem Privateigentümer die Beschaffung eines Liquiditätsvorrates, muss er in Notlagen Kredit erbitten. Diesen möchte der erfolgreiche Bevorrater durchaus bewilligen, um sich so von dem Pflegeaufwand für seine Tier- und Getreidereserven zu entlasten. Er will aber die Sicherheit, für die er diesen Vorrat überhaupt nur erarbeitet hat, nicht verlieren. Um nun den Gläubiger gegen das Risiko zu schützen, dass er vor Fälligkeit seines weggeborgten Vorrats in Not gerät, begibt sich der Kreditnehmer bei Beginn des Kontraktes als Schuldnecht unter die Gewalt des Gläubigers. Dieser kann nun zu jedem Zeitpunkt bereits während der Kreditfrist auf den Schuldner - bis zur Eliminierung - durchgreifen, sich also Liquidé machen. Damit wird die Schuldnechtschaft zur Vorstufe des Zinses.

Nach der revolutionären Abschaffung der Schuldnechtschaft - in Athen etwa unter Solon - bleibt der Schuldner während der Kreditfrist frei, sodass sich der Gläubiger von seinem Vermögen, das immer noch aus naturalen Zahlungsmitteln besteht, nun tatsächlich vorübergehend trennen muss: Ihm erwächst nun ein wirkliches Liquiditäts- oder Verleihrisiko, das - unabhängig vom Verlustrisiko, für das wie zuvor Sicherheitspfänder genommen werden - von jetzt an in einem Zinsaufschlag zum Ausdruck kommt. Muss nun der Gläubiger vor Fälligkeit des Kredits unvorhergesehen in die Liquidität zurück, kann er durch Weitergabe seines Anspruchs auf die Liquiditätsprämie an den neuen Liquiditätsgeber einen Substanzverlust vermeiden.

Bereits dieser Kontrakt ist aktives Geld, das keineswegs - wie die herrschenden Geldtheorien postulieren - als neutrale Tauscherleichterung für längst vorhandene Güter entsteht: Der aus der Illiquidität des Gläubigers begründete Zinsanspruch steht für ein noch nicht vorhandenes Gut, das nun - über Mehrproduktion - als Ware erzeugt werden muss, die Markt konstituiert, wenn sie eingelöst wird.

Für das Bezeugen und Exekutieren der in den Wechseln verkörperten Pflichten der Schuldner entstehen aus Tempeln Banken, denen als Grundlage für die Sicherheitsgewährleistung der zu Depositorien werdenden Gläubiger beträchtliche Zinsanteile zugehen. Da diese als Naturaleinnahmen wiederum hohen Erhaltungsaufwand erfordern, gehen die Banken schliesslich dazu über, ihre Vermögensansprüche als entpersonalisiertes und entnaturalisiertes Geld gegen Zinsen zu verborgen. Technisch wird das Metallgeld aus den Gewichten für das Abwiegen der Naturschulden entwickelt, die wegen Fälschungsfähigkeit durch Gewichtsilber ersetzt werden, dessen die Schuldendeckung verunmöglichte Knappheit - gewissermassen über die erste Abwertung der Geschichte - zur bloss nominalen gesetzlichen Münze führt, der sich die Tempel und übrigen Banken für ihre Transaktionen nun bedienen müssen. Damit sind die wesentlichen Elemente der antiken Geldwirtschaft mit ihrer über Stamm und Gutshof hinausgehenden Dynamik in der Welt (Kapitel IV; in Kapitel V wird der Zusammenbruch der antiken Geldwirtschaft resümiert und die Neugeburt der geldwirtschaftlichen Produktion im England des 14. Jhs u.Z. erklärt, in der die freien Lohnarbeiter, die mit unbezahlter Mehrarbeit den Zins auf die aus Kredit gegebenen Lohngelder aufbringen, für den - über mehr und härtere Arbeit hinaus - im wesentlichen der technische Fortschritt, d.h. die Ersetzung der Lohnarbeit vorangetrieben wird).

ABSTRACT

Gunnar Heinsohn

PRIVATE OWNERSHIP OF LAND, PATRIARCHAL MONOGAMY
AND THE MONETARY PRODUCTION ECONOMY

A Contribution to the Reconstruction of Antiquity
from the Point of View of Social Theory

(Paper submitted for the degree of Dr. rer. pol. at the University
of Bremen - oral examination on December 8, 1982)

Among archaeologists the consensus is growing that the Mycenaean tribute economy collapsed in huge natural catastrophes whose causes are disputed. At the same time they agree that the origin in the 8th century BCE of civilization in the polis with individual male ownership cannot so far be explained satisfactorily. In proving that Mycenae was not destroyed in the 13th/12th centuries but in the 8th century BCE we can show that serfs (of the Romulus type) successfully rebelled against their masters who had become destabilized through catastrophes and that - probably aided by tribesmen who had also become uprooted by the catastrophes, but also by noble deserters of the Theseus type - they divided up the feudal estates amongst themselves in order to prevent people from their own ranks rising and becoming new overlords (chapter I).

This is the origin of private ownership with the individual free peasant who initially at best can feed one wife and therefore has to forego polygamy which had been the due of the chiefs and feudal lords, in favour of monogamy (chapter II; chapter III presents - whilst rejecting their derivation from the use of money - an explanation of the a priori categories from patriarchal genealogy and catastrophically induced astronomy).

The abolition of the collective security provided by tribe and estate forces the private owner who now suffers from an individualized existential risk - in a way he is his own debtor - to increase his output in order to obtain a security stock as liquidity to cover him against unforeseeably large risks. This stock is at the same time a potential lendable asset against a premium whose size is measured according to the assessment of the existential risk when it is lent to others - or oneself. If a private owner is not successful in obtaining a liquidity stock he has to ask for credit in an emergency. This the successful stockholder is happy to grant as it relieves him from the expense incurred in caring for his reserves of animals or grain. But he does not want to lose the security for which he has after all laid in this stock. In order to protect the creditor against the risk that he might become needy before his lent-out stock is due to be returned, the debtor yields himself up to the creditor as a debtor's serf at the beginning of the contract. At any time during the period of the credit and until it is eliminated the creditor can call upon the debtor to provide him with liquidity. Thus debt bondage is explained as the preliminary stage of interest.

Heinsohn, PRIVATE OWNERSHIP ...

After the abolition, through revolution, of debt bondage - as in Athens under Solon - the debtor remains free during the term of the credit so that the creditor now really has to part temporarily from his property which still consists of natural paying goods: he now encounters a real liquidity or lending risk which - independently from the loss risk for which he still takes security bonds - from now on finds its expression in the levelling of interest. If now the creditor unexpectedly requires liquidity before the expiration of the credit, he can avoid a loss of substance by passing on his claim to the liquidity premium to the new provider of liquidity.

Now this contract is active money which does not in the least originate - as the prevailing monetary theories postulate - as a neutral facilitation of exchanges for existing goods: the interest claim arising from the illiquidity of the creditor stands for goods that are not yet available, which now have to be produced - via surplus production - as commodities which constitute the market when they are redeemed.

For the purpose of witnessing and executing the debtors' obligations as embodied in the bills of exchange the temples generate banks which receive considerable shares of the interest as a basis for their granting security on behalf of the creditors who become depositors. As this income in kind in turn demands high expenditure for its maintenance the banks eventually proceed to lending their property claims against interest in the form of depersonalized and denaturalized money. Technically speaking, metal money is developed from the weights used for the weighing of natural debts which, because of the danger of forgery, had to be replaced by weights of silver whose rarity made it impossible to cover debts with it, which led - so to speak via the first devaluation of history - to only nominal legal coins which the temples and the other banks now had to use for their transactions. Thus the essential elements of antique monetary economy are in the world, with their dynamics which go beyond tribe and estate (chapter IV; chapter V summarizes the collapse of antique monetary economy and its rebirth in 14th century England when free wage labourers 'produced' the interest on the money for the wages paid to them out of credit, by doing surplus work. At the same time the risk-laden advance of the money for the wages leads to technical progress, i.e. to the replacement of wage labour).

February 15, 1983

Zur Geschichte der Dissertation:

Eine über die gewöhnlichen Studien- und Lehrinteressen hinausgehende Befassung mit den hier untersuchten Fragen begann im Jahre 1973 und führte nach kleineren Vorarbeiten (etwa "Kritik an M.J. Sherfey's These von der Notwendigkeit einer sexuellen Unterdrückung der Frau" - 16.12.1974 in G. Heinsohns Sexualtheoretische Schriften aus den Jahren 1972-1975, Uni Bremen 2/1980) im Jahre 1974 zur Theorie des Familienrechts (mit Rolf Knieper, Ffm.).

Seminare in den Jahren 1975 und 1976 brachten eine weitere Vertiefung in die Fragen nach der Entstehung des patriarchalischen Privateigentums und führten u.a. zur gutachterlichen Betreuung von Ernest Bornemans Dissertation Das Patriarchat (Ffm 1975 - dazu G. Heinsohn "Ursprung und Zerfall des Patriarchats - Essays über Ernest Bornemans 'Patriarchat'" in päd.extra, Heft 16/1976, S. 13 ff.).

Insbesondere über die seit 1975 andauernde Zusammenarbeit in Forschung und Lehre mit meinem Kollegen Otto Steiger - Professor für Geldtheorie an der Universität Bremen - erfolgte die Einarbeitung in Geldtheorien und wirtschaftshistorische Erklärungen für die Entstehung von Geldwirtschaften in Antike und Neuzeit. Die weitere Arbeit führte - neben den mit Otto Steiger zusammen publizierten Studien* - im Jahre 1978 zur "Theorie für die Entstehung der Hochpatriarchate, der deduktiven Logik und des Geldes" (vv. Typoskript, Univ. Bremen 3/1978). Diesen zwanzig Thesen folgte "Zur Rekonstruktion der Entstehung individuellen männlichen Produktionsmitteleigentums, der patriarchalischen Familie und der Klassen- teilung - 33 Thesen" in Diskussionsbeiträge zur Politischen Ökonomie Nr. 24, Univ. Bremen, 10/1980, S. 1-33). Unter dem Titel Genese unserer Zivilisation - Privateigentum, patriarchalische Familie und Genealogie, Schulden und Geld, Klassenteilung und Bevölkerungsentwicklung (50 Thesen, 77 S.) folgte dann ein Vortrag, den ich am 11. November 1981 an der Universität Osnabrück gehalten habe.

Als letzte Stufe vor der eingereichten Dissertation steht dann die Untersuchung "Privateigentum, Patriarchat und Geldwirtschaft" (130 Seiten), die unter dem Titel Die Entstehung des Privateigentums als Eröffnungsarbeit für die "Tagung Privateigentum und Geschichte" fungierte, die vom "Arbeitskreis Politische Geschichtstheorie" bei der "Deutschen Vereinigung für Politische Wissenschaft (DVPW)" am 4. und 5. Juni 1982 am "Philosophischen Seminar der Universität Hamburg" ausgerichtet wurde.

Für in der Sache weitertreibende Kritiken und Hinweise, die -selbstredend allein von mir zu verantwortende- Änderungen für diese Dissertationsdruckfassung angeregt haben, möchte ich Jan A. Kregel, Hajo Riese und Otto Steiger ausdrücklich danken.

*) vgl. dazu G. Heinsohn/O. Steiger "Produktion von Waren und Produktion von Menschen - Unsere "Klein-/Einzelforschung" zur Formulierung einer Allgemeinen Theorie der Geldwirtschaft und einer Allgemeinen Theorie der Bevölkerungsentwicklung" in J. Beck et al. (Hrsg.) "Thema: Zehn Jahre Universität Bremen - Keine Festschrift" als DISKURS - Bremer Beiträge zur Wissenschaft und Gesellschaft, Heft 7, Juni 1982, S. 501 - 513

